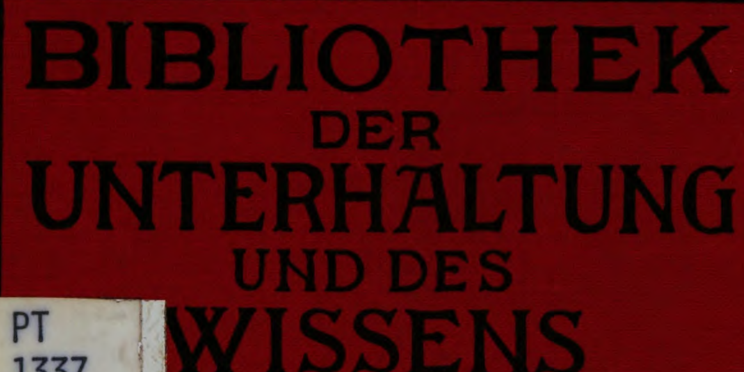


MDCCCXC



Erbes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung für Schule und Haus. Amtlich empfohlen. Enthält über 100 000 Wörter. Preis 1 Mk. 60 Pf.



Nasenformer „Zello“

Die Wirkung kann jedermann an obenstehenden Bildern ersehen. Es sind weder Retuschen noch Zeichnungen, sondern Original-Photographien, welche in meinem Institut zur Einsicht liegen. Der Erfolg wurde in 4—8 Wochen erzielt. Mit meinem verbesserten Nasenformer „Zello“ kann j e d e, auch die häßlichste Nase verbessert werden (mit Ausnahme der Knochenfehler). **Nachbestellungen aus Fürsten- und allerhöchsten Kreisen.** Jahresumsatz nachweisbar 30 000 Stück. Preis M. 2.70, scharf verstellbar M. 5.—, desgleichen mit Kautschuk M. 7.—, Porto extra. Von allerersten ärztlichen Autoritäten warm empfohlen. Lassen Sie sich nicht durch nachgeahmte Inserate täuschen, meine Nasenformer wurden nie erreicht.

Vor d. Gebr. Nach d. Gebr.

Einziges Spezial-Institut für Nasenformer

Spezialist L. M. Baginski, Berlin 119, Winterfeldtstr. 34.

An unsere Leser.

Mit dem vorliegenden Bande beginnt die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ ihren achtunddreißigsten Jahrgang.

In vielen Millionen von Bänden verbreitet

erfüllt sie ihr Programm:

jedem Bücherliebhaber Gelegenheit zu geben zur Anlegung einer wirklich gediegenen, spannendste Unterhaltung und eine unerschöpfliche Fundgrube des Wissens zugleich bietenden

Privatbibliothek

aufs allerbeste.

Die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ erscheint vollständig in 13 vierwöchentlichen, elegant in englische Leinwand gebundenen, reich illustrierten Bänden mit Golddrucken und Deckelpressung.

Um die Anschaffung auch weniger Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnementspreis

nur 75 Pfennig für den Band,

ein Preis, zu dem der Buchbinder im einzelnen noch nicht einmal den bloßen Einband zu liefern imstande wäre.

Stuttgart.

Die Redaktion und Verlagsbuchhandlung.

Entsprechend dem von uns seit vielen Jahren geübten Brauche, unseren geehrten Abonnenten Gelegenheit zur Anschaffung eines ebenso schönen als ungewöhnlich billigen Zimmerschmuckes zu geben, haben wir wieder ein **prachtvolles Ölfarbendruckbild**, betitelt:

Tage der Rosen

Nach einem Gemälde von **C. Schweninger**

erworben. Wir offerieren dieses mit 15 Farbplatten gedruckte Kunstblatt, welches das Gegenstück zu dem von uns früher herausgegebenen, auch jetzt noch vorrätigen Ölfarbendruckbild „Am Bergsee" bildet, allen Kunstfreunden zum Subskriptionspreise von **nur 1 Mark 50 Pfennig für das Exemplar.**

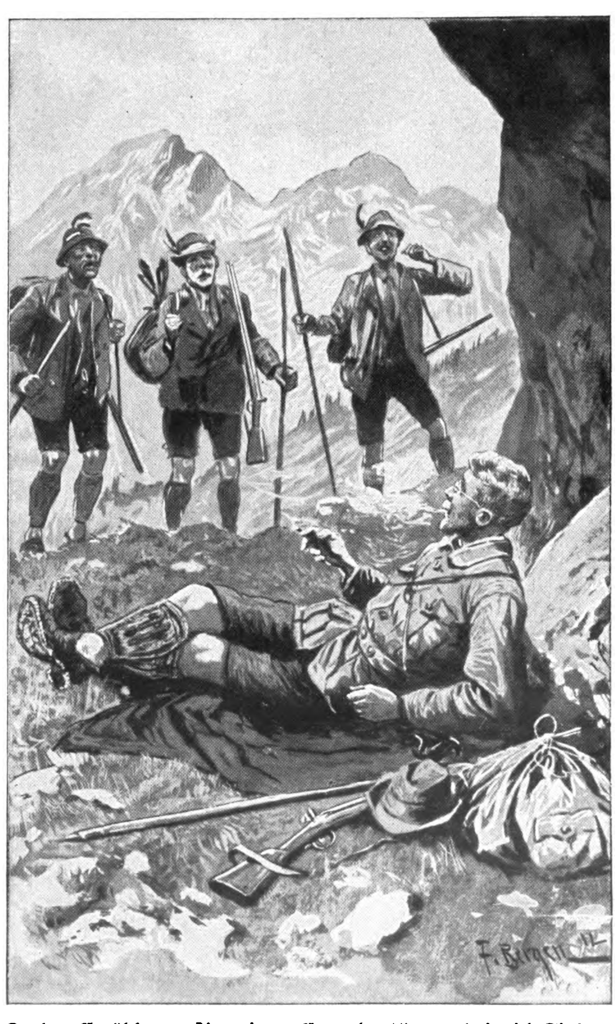


Bildgröße: 77 cm breit, 53 cm hoch; Papiergröße: 81 cm breit, 57 cm hoch.

Vorstehend geben wir eine, allerdings bedeutend verkleinerte, Nachbildung des Kunstblattes „Tage der Rosen". Auf die früher erschienenen, auf beiliegendem Bestellzettel verzeichneten Kunstblätter machen wir ebenfalls aufmerksam.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



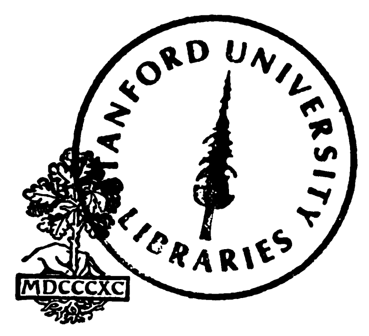


Zu der Erzählung „Um einen Gamsbart“ von Heinrich Tiaden.
(S. 24)
Originalzeichnung von Fritz Bergen.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

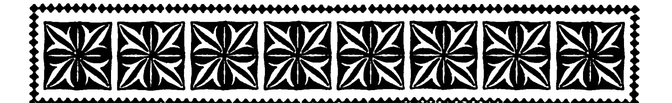
Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang 1914 ⬩ Erster Band



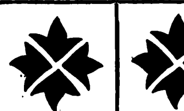
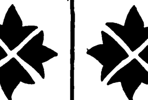
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ⬩ Berlin ⬩ Leipzig

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.



Um einen Gamsbart.

Eine heitere Jagdgeschichte. Von Heinrich Tiaden.

Mit Bildern von Fritz Bergen.

(Nachdruck verboten.)

Eines Tages hockten wir — nämlich mein Freund Doktor Siegfried Prantl, der Jagerhias, des alten Herrn Xaver Prantl Jagdhüter, und meine Wenigkeit — auf einem sonnenbeschienenen Felsgrat und hatten eben lukullisch gefrühstückt. Das heißt, die beiden anderen hatten gefrühstückt. Ich selbst vermochte kaum ein paar Bissen hinunterzubringen — vor Freude nämlich. Denn zu unseren Füßen im kurzen Latschengestrüpp lag ein kapitaler Zwölfender mit einer Kugel im Blatt. Und der war von meiner Hand gefallen. Hei, das war 'ne Freude! Hätte ich juchzen und jodeln können wie unser Hias, ich hätte hell in den blinkenden Tag hineingekräht. Aber ich krähte innerlich. Hias dagegen gab, wenn er nicht gerade kaute, seiner vortrefflichen Laune lautesten Ausdruck. Die Jodler und Schnadahüpfeln purzelten nur so in die Täler hinein.

Auf einmal aber sang er ein Lied, das mir gewaltig in meine Weidmannsfreude hineinspuckte:

Herunten leicht Jager d' erfragst
Auf Henna und Hasen und Füchs.
Wo droben d' Gams aber wachst,
Da taugen die mehreren nix!
Aber i bi dabei!
Denn „wie höcher wie liaba" — dees is
Mei Spruch allewei!



Ich spitzte die Ohren. Der schöne Kobellsche Vers war meinem Ohre wohlvertraut, aber nicht in der freien Bearbeitung unseres guten Hias.

„Wo die Gams droben wachst —“

Hm — also ist die Gemse wohl das edelste Jagdtier,

wenn dieser ausgewitzte Jagdmensch einen solchen Vers darauf machen konnte.

Mit einer plötzlichen Bewegung wandte ich mich an Prantl: „Du, hast du schon auf Gemsen gejagt?“

Freund Siegfried war eben im Begriffe, sich seine Pfeife in Brand zu setzen. Er ließ sich in dieser Beschäftigung zunächst nicht stören, sondern blinzelte nur ein wenig zu mir und dann zu dem Hias hinüber. Endlich brannte das Kraut, und nun tat er seinen Mund zu der gewichtigen und inhaltschweren Antwort auf: „Nee.“

„Warum nicht?“

„Hm — weil eine Gams kein Hirsch ist.“

Hias lachte mit ungemeiner Pfiffigkeit vor sich hin und schnalzte mit der Zunge. „Dös sagst fei guat. Ah na, a Hirsch is ka Gams.“

Ich gab den beiden zu verstehen, daß meine eigenen zoologischen Kenntnisse ausreichten, ohne zweistimmige Versicherung zu wissen, daß „a Gams ka Hirsch und a Hirsch ka Gams“ sei.

„Ich will damit sagen, daß so ein Hirsch meinen beinahe zwei Zentnern schon genug Beschwerden zumutet — und wenn man einen kapitalen Bock schießen will und sich mit einem Schneider aus dem Geraffl nicht begnügen will — Teufel, das verlangt was.“

Worauf Hias mit schlauem Lächeln sagte: „Dös is scho recht. So a Gamsbock, a kapitaler, dös is a sakrisch schlauer. Den langst mit der Büchs’n nit so leicht vom Gewänd. O mei — so a Gamsbock, a alter ausgewitzter, der is net so dumm wie so a Stadtjager mit ’r Brill’n auf der Nas’n.“

Das war eine Beweisführung, die mich verstummen ließ.

Man wird das begreifen, wenn man erfährt, daß

ich ein Jäger bin, der aus der Großstadt kam und sozusagen mit der Brille auf der Nase zur Welt gekommen war. Es lag also ein tiefer Sinn in Hias' Worten, die sich ein anderer an meiner Stelle vielleicht hinter die Ohren geschrieben hätte.

Das zu tun aber erlaubte mir weder mein Fürwitz noch mein Eigensinn — und so kam es, daß, ehe es Abend geworden war, zwischen Freund Prantl und mir abgemacht war, daß wir uns zu Herrn Xaver Prantl — dem Onkel meines Freundes — als Jagdgäste zur Gemsenjagd einladen wollten.

— — — — — — — — — — — — — —

Dämmernder Morgen. Die ganze Natur liegt im Grau des erwachenden Tages. Halbverhüllt in ziehendem Nebel stehen die Berge. Die weite Landschaft ist wie ein halb entschleiertes Geheimnis. Überall vor unseren Augen steht eine dünne, durchsichtige Wand, hinter der allerlei Wunder winken. Kalt ist's, und unser Atem raucht. Unsere Schritte, mit schweren Schuhen wuchtend, klirren auf scharfem Steingeröll.

Je weiter wir in den Tag hineinschreiten, um so verworrener knäuelt sich das Nebelmeer. Hier schwanken dicke Klumpen an uns vorüber, dort wogt alles wie ein feiner Weihrauch in langen Fäden. Langsam aber sinkt alles zu Tal. Die Luft über uns wird blaßblau, dann von allerzartestem Gold und Rosenrot durchwirkt. Und in die Bläue und den Schimmer stechen die ragenden Gipfel tief hinein. Alle bekommen eine Spitze von Gold.

Solch ein Morgen ist köstlich. Bevor aber die erwachende Natur all ihre Wunder vor unseren Augen aufstellen konnte, nahm uns der Hochwald in seine ernste Feierlichkeit auf. Hier gingen unsere Schritte wie auf Geweben aus Persien und Smyrna. Immer

bergan, zwei Stunden lang oder mehr. Und immer lichter wurde der Wald. Krummholz wuchs zwischen den Stämmen. Dann kamen wir in ein weites Latschengebiet. Die Sonne war inzwischen hochgekommen, und wenn uns das Steigen im Walde schon rechtschaffen warm gemacht hatte, so trieb nun der Marsch durch die schroffe Bergnatur im hellen Sonnenschein uns den Schweiß aus allen Poren.

Aber was hatte diese kleine Beschwer zu bedeuten gegen den erhebenden Genuß, den uns diese Wanderung bot! Welch eine köstliche Stille ringsum! Nur Naturstimmen. Im Latschendickicht hatten sich die Ringamseln endlose Geschichten zu erzählen. Ein Zaunkönig verfolgte uns ein ganzes Stück lang und schimpfte und zeterte auf höchst unkönigliche Weise. Kolkraben klafterten mit schwerem Flügelschlag über unsere Köpfe und krächzten mit rauhen Stimmen in die Stille.

Wir schritten hintereinander, an der Spitze der Hias, dann der Jagdherr, hinter ihm kam ich und am Schlusse mein Freund Siegfried. Jeder trug auf dem Rücken den reichbepackten Schnerfer. Es wurde nicht viel gesprochen.

Zwischen dem Hias und mir hatte sich kein gutes Verhältnis angebahnt. Er konnte mir offenbar meinen funkelnagelneuen Berganzug und meine goldene Brille nicht verzeihen, denn beides sind Dinge, die der echte Mann der Berge nun einmal nicht ausstehen kann.

Am Abend, als wir im Almwirtshaus eine Flasche Roten tranken, hörte ich zufällig, wie der Hias zu der Almwirtstochter, der drallen Resi, sagte: „Hast das Jagdgigerl net g'sehn — du? O mei, so a Stadtfrack, so a damischer! A Lausbub will i hoaßen, wann so a dalketer Stießl a Gamsgrind zu G'sicht kriagt draußen im Gewänd."

Ich war wütend und hätte den Kerl gerne geohrfeigt. Ich tat's aber nicht. Ich durfte kaum darauf rechnen, daß er Ohrfeigen geborgt oder gar geschenkt nehmen würde, und wenn ich seine Fäuste betrachtete und dann die meinigen, so war ich geneigt, nach dem Bibelwort zu handeln, das da heißt: Die Rache ist mein, spricht der Herr. Also stellte ich mich auf den Standpunkt des lachenden Philosophen und sagte mir, daß ich mich den Teufel um diesen spöttischen Kerl und die kichernde Dirne zu kümmern habe. Zugleich aber war ich entschlossen, diesem vorlauten Burschen zu beweisen, daß er in mir einen weidgerechten Jägersmann vor sich habe.

Als ich nun aber durch den sonnengoldenen Tag schritt, rings umgeben von den erhabensten Schönheiten unserer Erde, da vergaß ich diesen Vorsatz vollständig. Ich war sonst gewißlich ein eifriger Nimrod, heute aber war nicht der Jäger, sondern der Poet ausgezogen — und das sind zwei grundverschiedene Menschen. Mehr und mehr geriet ich in eine traumselige Stimmung. Mir war zumute wie einem König im Märchenlande — und man weiß, daß ein solcher König den ganzen Tag mit einer goldenen Krone auf dem Haupt umhergeht und immer gütig lächelt und alle Welt glücklich macht und beschenkt.

Während ich so mit den anderen meinen Weg verfolgte, war in meiner Seele ein fortwährendes Lachen und Singen und ein Getöne wie von tausend Geigen und Flöten. Wohin auch mein Auge blickte, sah ich am Wege die blaue Wunderblume, nach der der Dichtersmann oft so schwer und mühsam suchen muß. Wie sie heute hier blühte, so reich, so wundersam, so verschwenderisch! Ich hätte fliegen mögen. Wozu nur der schwere Schnerfer auf meinem Rücken? Wozu die

Büchse mit den beiden blitzblanken Läufen, bestimmt, einem glücklichen Bewohner dieser seligen Einsamkeiten Tod und Verderben zu bringen? Wozu diese List und wilde Begier, das freie, frohe Gottesgeschöpf zu stellen auf Leben und Tod, wo doch in meiner Brusttasche Papier und Bleistift steckt, um weit besseres Werk zu schaffen, als eine flüchtige Gemse zu schießen, wo in meiner Brust tausend Stimmen erklingen zum Preise des Lebens — des vollen, jauchzenden, köstlichen Lebens?

Ahnte der brave Hias, welch einen „damischen Jager" er in die Jagdgründe des scheuen Gemsenvolkes führte? Konnte er mir ansehen, daß es mir weit lieber gewesen wäre, wir hätten uns auf die höchste Firnspitze gestellt und vierstimmig „Die Ehre Gottes in der Natur" oder sonst etwas ganz Großes und Erhabenes in die Täler hinabgesungen?

Tatsache war, daß er sich alle zehn Minuten nach mir umsah. Dann verzog sich sein Mund zu einem breiten Grinsen, das ungefähr zu sagen schien: „Hähähä — so a Stadtfrack — so a damischer! Gel, was kannst denn dua? So a dalketer Stießl will a Gambserl schiaß'n? O mei —"

Ich merkte das wohl, doch was kümmerte mich in meiner seligen Trunkenheit das Gegrins des Zwidrians! Der arme Teufel — war er nicht schon genug zu bedauern, daß er durch dieses Paradies kraxelte und nichts anderes wußte, als daß all diese Wunderpracht nur für seine Gemsen da sei?

Endlich waren wir zur Stelle. Eine rechtschaffen wilde Gegend. Wir lagerten auf einer kleinen Terrasse, von einer niedrigen, überhängenden Wand ganz überdeckt und in Dämmerlicht gehüllt. Dicht neben uns rann ein Gewässer, das in einiger Entfernung mit Schäumen

und Tosen hundert Meter tief oder noch mehr in den Abgrund stürzte. Über uns türmte sich hoch und scheinbar unersteiglich das wildzerklüftete Gewänd.

Nun wurden die Schnerfer ausgepackt und nach beschwerlichem Marsch ein tüchtiger Imbiß genommen.

Im eifrigen Kauen nickte Hias mir wohlwollend zu. „Ös habt's guat ausg'halt'n bein Auffisteig'n durchs Gestein'l. Gel, habt a bissel Wehdam im Bein'l vom Kraxeln?"

„Nein," antwortete ich so kurz wie möglich.

„Der Hias scheint dich hier nicht ganz für voll anzusehen," spottete Freund Siegfried.

„Augenscheinlich," sprach ich gelassen, „das tut wohl der neue Anzug."

„Wie kann man aber auch mit so einer blitzsauberen Uniform in die Berge gehen?" meinte der alte Herr Prantl lachend.

„Aber einmal muß ich den Anzug doch zum ersten Male anziehen," sagte ich.

„Ja, freilich, aber man macht das ganz anders. Man hängt ihn erst eine Woche in den Regen, dann gräbt man ihn eine Woche in den Mist, darauf eine Woche in Lehmboden und hängt ihn dann abermals eine Woche in den Regen. Dann kann man ihn anziehen."

„Nun, da würde ich lieber in Unterhosen durch Tirol reisen," erklärte ich entschieden.

„Das sind Ansichten, Verehrtester. Aber mein Rezept ist bewährt, fragen Sie nur den Hias."

Ich verzichtete jedoch darauf, dessen Meinung zu hören.

Übrigens zog mein Freund Siegfried nun seine Uhr zu Rate und warf einen prüfenden Blick nach dem Stande der Sonne. „Ich meine, es ist Zeit," bemerkte er. „Der Hias kann sich auf die Strümpfe machen.

Wir aber haben noch eine halbe Stunde Zeit," erklärte der alte Herr.

„Geht's denn nun endlich los mit der Jagerei?" fragte ich ungeduldig.

Ich mußte wohl wieder etwas höchst Dummes gesagt haben, denn Hias, mein Widersacher, klatschte sich ein paarmal kräftig auf die Schenkel und lachte wie ein Satan in sich hinein.

„Das würde wenig Zweck haben," belehrte mich Herr Prantl. „Ich glaube, Sie würden auch nicht ein einziges Krickel zu Gesicht bekommen, wenn wir nicht gewisse Vorbereitungen träfen."

„Oh — in der Tat?" wagte ich zu zweifeln.

„Bestimmt nicht, denn die Gemsen sehen erstaunlich weit und haben uns offenbar längst erspäht. Wenn wir ihnen jetzt ohne weiteres nachsteigen wollten, so würden sie bis in die wildesten, geradezu unerreichbaren Klüfte flüchten — und wir könnten ihnen dann nachpfeifen."

„Ja — aber was werden wir denn tun?"

„Eine Einkreisungspolitik betreiben."

„Eine Einkreisungspolitik —? Ich verstehe."

Das war gelogen. Ich hatte nicht den leisesten Schimmer einer Ahnung.

„Es wäre ja nicht allzu schwer, einem Rudel beizukommen, aber das hat keinen rechten Reiz. Sie wissen, daß unser heutiger Auszug einem ganz bestimmten Bocke gilt, einem kapitalen alten Kerl mit riesigen, schwarzbepechten Krucken und einem prachtvollen Bart. Seit drei Jahren schon steige ich hinter dem Teufelskerl her und hab' ihn nicht erwischen können. — Hoffentlich ist er doch noch im Revier, Hias?"

„Sell will i moanen. I hob 'n no gestern in der Fruah g'sehn." Und mit einem boshaften Grinsen zu

mir gewandt fuhr er fort: „Sell'r Bock — wennst den könnst aufklaub'n — ei, Teifi — schlecht wär's net. Aber kraxl'n mußt, sonst is er in der Höll' eini, eh d' moanst, sein Gestankl z' riach'n."



Er sprang auf, warf den Schnerfer über den Rücken und griff zu Bergstock und Büchse.

„Pfüet Gott alleweil. Zeit is."

Herr Prantl nickte ihm zu. „Wie viel Zeit braucht's, um auf die andere Seite zu kommen?"

„A gute Stund' — moan i halt. Der Weg is alleweil net vom besten. Muß sakrisch achtgeb'n, daß's net steinelt. Erst wenn S' an Schuß hör'n, alsdann kann's losgehen."

Mit der Gewandtheit des geborenen Älplers schwang er sich über einen riesigen Steinblock und stieg zur Höhe hinan. Bald war er unseren Augen im Geklüft entschwunden.

Wir zündeten uns Zigarren an, und während wir in größter Behaglichkeit rauchten, setzte uns Herr Prantl die schon vorhin erwähnte „Einkreisungspolitik" auseinander. Hias, der den Wechsel des Prachtbocks kannte, umging den Ort auf einem weiten Bogen. Er sollte den Bock im Rücken scheuchen und ihn zu uns herübertreiben. Um ein Ausbrechen nach oben zu verhindern, bekam Siegfried einen geeigneten Platz etwas oberhalb im Gewänd angewiesen, während der alte Herr unterhalb des Wechselplatzes Posto fassen wollte. Ich dagegen hatte nichts anderes zu tun, als ruhig zu bleiben, wo wir waren, dabei die Augen offen und die Büchse schußfertig zu halten. Auf diese Weise, meinte der alte Herr, seien die Aussichten, den Bock vor die Büchse zu bekommen, für uns drei so ziemlich die gleichen.

Mir war's ganz recht so, denn — sonderbar — sonst war ich immer ganz erfüllt von Jagdeifer und um so mehr, je näher ich dem Wilde kam. Heute aber verspürte ich von der edlen Leidenschaft noch sehr wenig. Etwas anderes lag mir weit mehr im Sinn: allerlei krauses Gedankenwerk, das sich wie Arabesken um das glänzende Bild meiner Stimmung schlang.

Nachdem wir unsere Zigarren zu Ende geraucht hatten, zogen die beiden Herren ab, und ich war allein — allein „auf weiter Flur". Nun wurde mir erst recht

seltsam zumute, so daß ich vorerst an unseren alten Gamsbock gar nicht mehr dachte. Schon seit dem Morgen gingen allerlei Gestalten — nur meinem Auge sichtbar — neben mir her und raunten mir mit leisen Stimmen seltsame Geschichten zu, und jetzt, wie ich so mutterseelenallein war in der weiten Bergwildnis, kamen sie alle wieder zu mir heran, mit klugen, ernsten, lustigen, traurigen Gesichtern. Und sie setzten sich im Kreise um mich herum, und jeder wußte eine Geschichte. Und die Geschichten waren wie ihre Mienen, lustig die einen und traurig die anderen. Aber alle standen mit dem schroffen, zackigen Felsgestein und mit dem Weidwerk auf sein vornehmstes Jagdtier, die flüchtige Gemse, in Verbindung. Es waren tolle Schwänke und grausige Tragödien, die ich zu hören bekam, und Gedanken voll tiefer Weisheit, duftigster Poesie und goldigsten Humors. Das war ein wirres Durcheinander von Stimmen. Und jedes von diesen beredsamen Geisterlein hatte es eiliger als das andere, mir das Seinige mitzuteilen.

Und seltsam — wie auch alle durcheinander sprachen, lachten oder geheimnisvoll flüsterten — ich verstand alle. Und wie sie mit ihren Mienen mich zum Lauschen zwangen — ich sah sie alle und verstand jeden Zug ihres Gesichtes zu deuten. Denn meine Seele war wach und lauschte. Und das Gewirr, wie es in mich hineindrang, gewann in meiner Seele Form und Gestalt. Gedanken reihten sich an Gedanken und wuchsen zu einem großen, herrlichen Gebäude empor.

Solche Stunden sind des Dichters höchste seelische Feste.

Nun wird man aber begreifen, daß es für einen auf dem Anstand befindlichen Gamsjäger ein kitzliges Ding ist, solch phantastische Besucher zu empfangen und auf

solche Stimmen zu lauschen, wo doch all seine Sinne auf das scheue Wild gespitzt sein sollen. Ich sage die reine Wahrheit, wenn ich bekenne, daß ich gänzlich vergessen hatte, wo ich war. Still saß ich unter der vorspringenden Steilwand, die schon ein wenig in der Dämmerung lag. Und auf meinen Knien das Notizbuch füllte sich Seite um Seite, und mein Stift flog nur so über das Papier.

Durch die Dämmerung wäre ich wohl kaum geweckt worden. Aber ich erwachte durch etwas anderes. Und mit diesem Erwachen war es wie so oft, wenn man aus schweren Träumen ins wirkliche Leben tritt: ich wußte im ersten Augenblick nicht, wodurch ich erwacht war. Aber es war ein Unbehagen in mir. Ich mußte erst ein paarmal gewaltig mit den Augen blinzeln und mich umschauen, ehe ich mit meinen Gedanken glücklich in die Gegenwart zurückgelangt war.

Und da wußte ich es denn: ich roch etwas. Etwas höchst Unangenehmes. Ein ganz eigenartiger Gestank. Ich schnupperte in der Luft — und auf einmal durchzuckte mich die Erkenntnis: das ist nichts anderes als der Geruch des Gamsbocks.

Und mit dieser Erkenntnis war der träumende Poet plötzlich von der Felsplatte verschwunden — der Jäger in mir war erwacht. Mein Weidmannsblut, das den ganzen Tag so ruhig geblieben, war mit einem Male in Wallung gekommen.

Leise, unhörbar selbst meinem eigenen Ohre, erhob ich mich aufs Knie und lugte scharf über den Rand der Felswand. Zuerst sah ich nichts, dann aber — dann —

Wie kann's nur möglich sein, ich dreifach eingewickelte Schlafmütze sitze und fange Gedankenmucken — und kaum dreißig Schritt von mir entfernt steht unbeweglich auf einer Felsnase der kapitalste Bock, der je einem

Jäger vors Rohr gekommen ist! Fast schwarz und ganz zottig, mit spannweiten Krucken. Und dieser Bart! — Wie ist's nur möglich, daß er mich nicht wittert? Richtig, der Wind weht von ihm her zu mir herüber. Darum auch der scharfe Bocksgeruch.

Eine halbe Minute oder länger starre ich regungslos auf den Bock — wie er so still steht, mit hocherhobenem vorgestreckten Kopf scharf verhoffend. Nun aber bücke ich mich — taste nach der Flinte. Ich kann sie nicht erreichen, ohne mich mindestens ein Meter weit von meinem Platze seitwärts zu bewegen. Wie würde der Hias teuflisch grinsen, wenn er das sähe — den Jäger ohne Büchse! In Gedanken fluche ich — aber das hilft gar nichts. Ich muß, auf dem Bauche kriechend, die Büchse holen und bin halb und halb überzeugt, daß, wenn ich zurückkehre, der Bock bei allen Teufeln ist.

Aber ich hatte mich geirrt. Als ich nun wieder, eng an den Stein geschmiegt, auf den Knien lag und vorsichtig über den Rand des Felsens blickte, sah ich meinen Bock noch genau so stehen wie vorhin. Er schien mißtrauisch, denn er schüttelte leise den Grind und sicherte in die Tiefe.

Langsam hob ich die Büchse — das Korn tauchte ins Visier — und nun hätte ich den Bock mit der schönsten Bequemlichkeit von dem Felsen herunterputzen können. Doch mir war auf einmal das Blut in die Augen geschossen, der Arm, der die Büchse hielt, bebte leise, so daß das Korn im Visier tanzte.

Mit äußerster Gewalt zwang ich mich zur Ruhe — und es war die höchste Zeit, denn eben drehte sich der Bock um. Noch eine Sekunde und er wäre mir vor den Augen verschwunden.

Da krachte mein Schuß. Donnernd rollten die

Echo von Fels zu Fels. Mein Bock tat einen gewaltigen Satz nach vorwärts — und weg war er.

Jach sprang ich in die Höhe. Teufel, da ging er hin — und ich hatte keinen Hund, um seinen Schweiß



zu verfolgen! Getroffen hatte ich, das sah ich an der Bewegung, die der Bock gemacht hatte. Aber wie hatte ich ihn getroffen? Hatte er noch so viel Leben, um zum Holze zu flüchten und im undurchdringlichen Dickicht zu verenden? Oder hatte ich ihn gar nur durch die Hosen geschossen?

Nun fluchte ich laut und herzbefreiend. Aber auch

das war von keinem wesentlichen Nutzen — das sah ich bald ein. Ärger macht's ärger. Und behende schwang ich mich von Fels zu Fels, dem Bock auf die Fährte. Im Nu stand ich auf der Stelle, wo er eben hinterm Felsen verschwunden war. Da saß sein Schweiß am Stein, eine breite Spur wies den Weg. Und der Weg schien ziemlich gangbar. Das war ein gutes Zeichen — der Kerl hatte wohl keine rechte Sprungkraft mehr.

Die Augen unverwandt auf der Schweißspur, arbeitete ich mich vorwärts — und es war noch keine Viertelstunde vergangen, da sah ich meinen Bock. Mit hängendem Grind stand er vor einer Felswand. Er war entschieden sehr weidwund, er hätte mich sonst bemerken müssen. Leise machte ich mich so dicht wie möglich an ihn heran. Dann zielte ich ruhig und mit vollster Sicherheit. Zum zweiten Male krachte meine Büchse — es war ein Schuß mitten ins Leben, denn der Bock brach ohne weiteres zusammen.

Ich stieß einen lauten Juchzer aus — und wahrlich, ich hätte ein schlechter Jäger sein müssen, wenn ich nicht triumphiert hätte. Der Bock, der dem alten Herrn Prantl nun schon seit drei Jahren Schnippchen um Schnippchen geschlagen hatte, war mein! Und es war wirklich ein Mordskerl — seine siebzig Pfund schwer.

Da ich bis zur Rückkehr der anderen noch vollauf Zeit hatte, machte ich mich sofort an die Arbeit, den Bock aufzubrechen. Dann schnürte ich die Läufe zusammen und schlüpfte mit dem Kopfe durch, so daß ich den Bock wie einen Schnerfer auf dem Rücken trug.

Schon während der Arbeit hörte ich zu meinen Häupten ein paar Kolkraben heiser krächzen. Sie konnten es nicht erwarten, bis ich den Platz verließ,

um sich über den Aufbruch zu stürzen — diese Totengräber der Natur.

Auf unserem Lagerplatz wieder angekommen, versteckte ich meinen Bock hinter einem Steinblock, zündete mir eine Zigarre an und streckte mich lang auf meinem Wettermantel aus, mit stillem Vergnügen der Dinge harrend, die da kommen sollten.

Es dauerte nicht lange, da hörte ich den groben Knall von Siegfrieds Flinte. Er schoß mit einer wahren Donnerbüchse, und der Knall, den sie von sich gab, war ein Mittelding zwischen einem Kanonenschlag und dem kurzen Aufblaffen einer Dogge von etwa zehnfacher Lebensgröße.

Nochmals und abermals bumste es durch die stille Felseneinsamkeit. Dazwischen tönte auch zweimal der scharfe, spitze Knall des Stutzens, den der Jagdherr schoß. Dann hörte ich eine ganze Weile gar nichts mehr.

Da — ein Steineln ganz in der Nähe. Ein Rutschen und Ballern schwerer Nagelschuhe auf dem Gestein.

Ich saß unbeweglich unterm überhängenden Felsen und rauchte seelenruhig.

Nun eine laute rufende Stimme.

„He — Hias — Hiiias!“

Das war der alte Herr. Er kam von unten herauf. Ich lugte über den Rand des Felsens und sah, daß er einen geringen Bock heranschleppte.

„Zum Teufel, Hias, wo haben Sie denn gesteckt? Ich glaube, Sie haben irgendwo in einem Winkel gelegen und geschlafen — wie?“

Hias setzte in langen, höchst gewagten Sprüngen übers Gestein talwärts. Dabei gab er einen wahren Bandwurm der gotteslästerlichsten Flüche von sich. Er verwünschte in erster Linie sich selbst, dann der Reihe

nach die Gemsen, die Berge, die Stadtfräcke im allgemeinen und mich im besonderen und mit einem letzten fürchterlichen Kernfluch alles, was da fleucht und kreucht. Man kann sich vorstellen, daß das Atem erforderte, zumal er dabei fortwährend sprang, rutschte und kollerte. Und als ihm der letzte Rest Atem ausgegangen war, da stand er keuchend und blaurot im Gesicht vor seinem Herrn.

In diesem Augenblick tauchte hinter einem Felsvorsprung auch die Körpersäule Siegfried Prantls auf. Und der Ort, wo die drei zusammentrafen, war unserem Lagerplatz so nahe, daß ich ohne große Schwierigkeit verstehen konnte, was da drüben gesprochen wurde.

Freund Siegfried zeigte eine wütende Miene. Er zeigte nach einer Jagd stets eine wütende Miene, denn er traf nie. Nicht als hätte er nicht schießen können. Er war ein guter Schütze, doch ein schlechter Jäger. Er schoß stets entweder zu spät oder zu früh. Ein philosophischer Jagdgefährte hatte eines Tages gesagt, das läge daran, daß er keine Ahnung von der Psychologie der Tiere habe. Da hat aber Siegfried schön losgewettert: es läge durchaus nicht an ihm, wenn er nichts träfe, sondern einzig und allein an dem unberechenbaren Viehzeug. Genug, Freund Siegfried hatte seine Kanone wieder einmal umsonst brüllen lassen und war rechtschaffen wütend.

Daß Hias wütend war, habe ich bereits gesagt. Daß der alte Herr Prantl, der auf einen kapitalen Bock ausgezogen war und mit einem mageren Schneider nach Hause kam, ebenfalls wütend war, ist einigermaßen begreiflich.

Der einzige Lachende also war ich.

Und dann ging's los.

Siegfried begann, noch ehe er bei den beiden anderen

angelangt war: „In des dreifach geschwänzten Teufels Namen — das soll eine kapitale Gamsjagd sein! Geradezu zum Kranklachen! Ein paar schwindsüchtige Bastarde von Hämmeln und Ziegen tanzen im Gebirge herum — noch dazu grindig und ganz und gar unberechenbares Viehzeug — richtig vom Veitstanz befallen — machen die tollsten Zuckungen und Gliederverrenkungen, wenn man gerade schießen will. Als wenn es sich überhaupt verlohnte, auf solches Gesindel abzudrücken. Und da wird einem was von kapitalen Böcken vorgefaselt — von Mordsböcken, von Hauptböcken! Der Henker soll mich holen, wenn ich noch einmal meinen Fuß in diese Jagdgründe für Hampelmänner setze!“

„Warum bist du denn nit in München 'blieben, wenn dir meine Jagd nit gut genug ist, du Lackel!“ schnaubte der alte Herr seinen Neffen an, wartete aber eine Antwort gar nicht erst ab, sondern wandte sich sofort an seinen Jagdaufseher. In gemütlichen Lebenslagen duzte er den Hias, war aber irgend etwas nicht in Ordnung, dann ging es förmlicher zu.

„Erklären Sie mir doch — wenn es Ihnen gefällig ist, Herr — wo sich denn der Kapitale eigentlich herumtreibt, von dem Sie noch vorhin geschworen haben, er sei im Revier! Ich glaube, er ist nur in Ihrer Phantasie.“

„Woaß denn i, wo er is? Is denn dös a Jagd, wo so a dalketer Jagdgigerl in d' Luft schiaß'n darf, wann's eahm in sein damischen Sinn kömmt? Warum bringen S' so an Stadtfrack mit in die Berg', wann er net amol mit sein' G'wehr umagehn ka, daß's eahm losgeht und die ganze Jagerei umanand haut!“

„Larifari! Entweder der Bock wechselt in ein anderes Revier hinüber —“

„Naa, dös tut er net!“

„Oder ein Schuft von Wilddieb hat ihn uns vor der Nase weggeschnappt.“

„Sell glaubt's doch selm nit!“ schrie der Hias und schwang wild seine Fäuste in der Luft.

„Na einfach, dann haben Sie ihn schlecht gedrückt. Statt ihn herunterzudrücken, haben Sie ihn ins Gewänd hinaufgetrieben.“

Da schlug der Hias ein schreckliches Gelächter auf. „Sagen S' doch glei, der Hias is a Hansnarr, der net weiß, wie a Gams aussehen tut, und net weiß, wie a Bock derjagt wird! Sagen S' doch, der Hias is a Stadtfrack mit 'r Brill'n auf der Nas' und mit an Berliner Salontirolerfrack ausputzt — wie a Pfingstochs! Fragen S' doch —“

Er hatte noch viel auf dem Herzen, doch die Luft war ihm abermals ausgegangen.

Die ziemlich deutliche Anspielung auf meine Person mußte wohl den alten Herrn daran erinnert haben, daß es geraten sei, einmal nach mir zu sehen, da ich nichts von mir hören ließ. So kamen sie denn nun zu mir heraufgestiegen — schweigend und mißmutig.

Und nun waren sie oben.

Ich muß sagen, so recht freundlich blickte mich keiner an, da sie wohl alle der Meinung waren, ich hätte durch meine Schießerei den Kapitalen verscheucht.

Ich blieb ruhig auf meinem Mantel liegen, blies den Dampf meiner Zigarre in die Luft und blickte lächelnd von einem zum anderen. Sogar den Hias schloß ich in mein Lächeln mit ein*).

Ehe aber einer dazu kam, ein Wort zu sprechen, hoben sich auf einmal alle Köpfe. Drei Nasen begannen

*) Siehe das Titelbild.

zu schnuppern. Alle Mienen waren gespannt. Des Hias Gesicht zerknitterte sich, als sei eine ganze Stein-



lawine darüber hingegangen. Seine Äuglein verkniffen sich zu einem ganz winzigen Spalt.

„Donner und Doria, Hias — wonach riecht's denn hier?“ fragte der alte Herr.

„Teifi — Teifi, nach aner Bocksfeig'n riecht's!“ stieß der flüsternd hervor und tastete nach seiner Büchse.

„Sakra — wenn er da herum wär'! Wundern tät's mich halt nur —"

„Geben Sie sich keine Mühe," sprach ich mit kaltem Lächeln. „Der Bock liegt dort hinten."

Wie ein Satan stürzte Hias zum Winkel hinter dem Felsblock und schleifte meinen Bock heran.

„Himmel — der Kapitale!" schrie der alte Herr. Dabei starrte er erst den Bock, dann mich an, als seien wir Gespenster. „Und Sie — Sie haben ihn —"

„Ja gewiß — ich habe ihn," gab ich zurück — so gleichgültig, als wenn ich jeden Tag zum Frühstück einen Gamsbock schösse.

„Aber Mann — das ist ja toll! Wo in des Kuckucks Namen war er denn — und wie sind Sie an ihn herangekommen — und was — und wo — und wie — — zum Henker, so reden Sie doch endlich einen Ton!"

„Dann lassen Sie mich doch nur erst zum Wort kommen!" rief ich lachend. „Und übrigens — was gibt's da viel zu berichten! Ich dachte mir sofort, daß wir nach dem Plan Ihres Jagdhüters niemals zu dem Bock gelangen würden —"

Hier machte der Hias ein Gesicht, als möchte er mich mit Petroleum begießen und anzünden.

„Ich wollte das nur nicht sagen. Als dann aber die Herren fort waren, ging ich auf eigene Faust auf die Pirsch. Und es dauerte gar nicht lange, da war ich dem alten Herrn mit den Krucken auf der Spur — Gott, das ist ja so einfach, wenn man das Leben und die Gewohnheiten der Gemsen genau kennt. Bis dort drüben, wo die Steilwand bis in die Latschen fällt, habe ich ihn getrieben, dann gab ich ihm den Schuß. Ich hätte ihn schon eher hinlegen können, doch es machte mir Spaß, ihn erst ein wenig durchs Geklüft zu treiben."

Es war interessant, die Mienen der anderen zu

studieren, während ich meinen Bericht gab. Siegfried machte ein Gesicht, als habe er eben einen ganz besonders anrüchigen Witz gehört, zu dem man nur grinsen und schweigen kann. Über des Hias Gesicht will ich weiter nichts sagen. Der alte Herr, auf seine Flinte gestützt, betrachtete abwechselnd mich und den Bock und konnte gar nicht aufhören, den Kopf zu schütteln.

Als ich nun aber fertig war, da ergriff er meine Hand und schüttelte sie gewaltig. „Na also — dann Weidmannsheil! Freut mich ja eigentlich riesig, daß ein lieber Gast und kein elender Wilddieb meinen Kapitalen erwischt hat, obwohl ich ja gar zu gern selbst — na, Schwamm drüber! Und wenn Sie nicht gerade Schriftsteller wären, dann möchte ich Ihnen vorschlagen, bei mir Jagdaufseher zu werden."

Das letztere war von einem vernichtenden Blick auf den Hias begleitet. Ich hätte mich vielleicht darüber beunruhigt, wenn ich nicht in den Augenwinkeln des Alten den neu erwachenden Humor wahrgenommen hätte.

Inzwischen war es so spät geworden, daß wir schleunigst zu Tal mußten. Es hieß höllisch auf den Weg achten, so daß vorläufig eine Unterhaltung ausgeschlossen war.

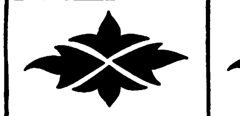
Einmal aber kuschelte sich Freund Siegfried doch an meine Seite und fragte leise: „Du, sag die Wahrheit — war es so?"

„Ob was so war?" fragte ich unschuldig.

„Tu nur nicht so — das mit dem Bock."

„Ach — keine Idee," antwortete ich lachend. „Ganz anders war's. Ich erzähl's nachher, wenn der Hias nicht dabei ist. Der Kerl soll sich noch eine Weile ärgern, weil er mich hat ärgern wollen."



Kupplerinnen.

Der Roman eines Leutnants. Von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Eine Seitenstraße des Kurfürstendammes in der Nähe vom Bahnhof Halensee an einem feuchtkalten Winterabend. Nur wenige Menschen hasten aneinander vorüber, die Schirme aufgespannt. Ein stiller Winkel des arbeitsfrohen und vergnügungssüchtigen Berlin ist auf dem Schutt der achtziger, neunziger Jahre, der hier seine Ablagerungsstätte fand, aufgebaut worden. Hohe Gebäude mit hübschen Fassaden und dünnen Wänden, mit Fahrstühlen, die lautlos durch elegante Treppenhäuser fahren, mit elektrischem Licht und Warmwasserheizung, lassen den Fremden vermuten, daß hier nur müde Hände von tatenfrohem Leben ausruhen.

In Berlin wohnen Sein und Schein nebeneinander. Es kümmert sich keiner um den andern. Das Brausen der Weltstadt hält den Nachbar vom Nachbarn fern, hat doch jeder mit sich genug zu tun. —

Ein Automobil faucht durch die Seitenstraße, hält vor einem der Häuser. Eine Dame steigt aus, drückt dem Chauffeur das Fahrgeld in die Hand, Brillanten blitzen an ihren Ohren, raschen Schrittes eilt sie in das Haus.

Der Portier kennt sie, läuft zum Fahrstuhl und

dienert: „Guten Abend, Frau Baronin. Frau Heisterloh ist zu Hause.“

Nur ein kurzes Nicken. Der Portier hat schon die zwanzig Pfennig Trinkgeld in ihrer Hand gesehen, die er jedesmal erhält, wenn die Frau Baronin kommt. Manchmal ist sie sogar öfters an einem Tage dagewesen, immer im Automobil, immer in Eile, dann wieder ist sie weggeblieben ein Vierteljahr lang. Wie sie heißt, weiß er nicht. Nur daß es eine richtige Frau Baronin ist, weiß er. Frau Heisterloh nennt sie so, und auf ihrer schwarzsamtenen Handtasche prangt ein großes, goldenes L mit einer siebenzinkigen Krone darüber. Und wenn er's nicht wüßte und wenn er's nicht an der Handtasche sähe, die hochgewachsene, schlanke Dame mit dem vornehmen Gesicht, der schmalen, rassigen Nase, der stolzen Haltung — das war sicher eine „von“.

Und wenn ihm noch ein Zweifel geblieben wäre, so hätte den die Art verscheucht, mit der sie ihm immer das Trinkgeld zuschob. Es war nicht mit Worten auszudrücken — geringschätzend und doch freundlich. Mit einer leichten Handbewegung und einem Lächeln.

Im zweiten Stockwerk hielt der Fahrstuhl, und die Besucherin stieg aus. Ganz kurz hob sie den breiten Messinggriff der elektrischen Klingel an der Korridortür. Im nächsten Augenblick wurde schon geöffnet. Frau Heisterloh war es selbst. Eine kleine Dame mit einfach gescheiteltem, grauem Haar, rote Bäckchen auf dem schon recht runzeligen Gesicht.

Ein stummer Händedruck, die Korridortür schloß sich, der Fahrstuhl versank in die Tiefe.

Der neugierige Portier unten schüttelte den Kopf und besah dabei seine zwei Groschen Trinkgeld in der flachen Hand. Er hatte schon oft darüber nachgedacht, welches

gemeinschaftliche Interesse die elegante Baronin und die einfache, so zurückgezogen lebende Frau Heisterloh wohl verbinden möchte. Die empfing sehr selten Besuch, ging wenig aus und dann immer zu Fuß, hauste in der Vierzimmerwohnung, zweites Stockwerk rechts, mit einem alten, sehr verschlossenen Dienstmädchen zusammen, aus dem schon gar nichts herauszubringen war. Die biß überhaupt auf keine Frage an.

Ab und zu kam es ja wohl vor, daß ein paar Damen Frau Heisterloh besuchten, waren sie aber einige Male dagewesen, kamen sie nicht wieder. Nach einiger Zeit tauchten andere Gesichter auf, die auch bald wieder verschwanden.

Und der brave Gottlieb Wagner nahm doch ein so reges Interesse an den Leiden und Freuden seiner Hausbewohner! Von allen anderen Parteien wußte er Bescheid. Wenn die Kollegen drüben in der Destillation ihre Weisheit auskramten — merkwürdige Dinge kamen da mitunter zur Sprache — konnte er auch manches erzählen, aber über die Frau Heisterloh und die Frau Baronin, da versagten alle Mittel; es war nichts zu erfahren, trotz größter Anstrengungen. —

In dem mit vielem Geschmack eingerichteten Empiresalon saßen sich die beiden Damen gegenüber. Die Baronin hatte ihr Pelzjackett und die Handschuhe ausgezogen, Steine funkelten an ihren schmalen Fingern. Zurückgelehnt, die Mundwinkel heruntergezogen, die braunen Augen fest auf Frau Heisterloh gerichtet, saß sie auf dem Sofa. Kein Mensch hätte ihr angemerkt, daß sie sich in einer äußerst peinlichen Situation befand.

Frau Heisterloh aber kannte sich aus. Sie lächelte und sah nach dem Teewagen, auf dem das Wasser im Samowar lustig brodelte. Eine stumme Aufforderung

war es. Rede du nur erst, dann können wir den Friedenstrank schlürfen.

Und die Baronin verstand die Aufforderung.

„Liebe Frau Heisterloh, wie kann man bloß wegen dieser Lappalie solche Geschichten machen! Es lag eben an den Umständen. Meine gesellschaftliche Stellung stand auf dem Spiele — ich konnte einfach nicht anders!"

„Und das Geschäft hat sich dadurch zerschlagen!"

„Leider. — Ich hätte Sie sicher nicht vergessen, liebe Frau Heisterloh!"

Von deren Gesicht war das Lächeln verschwunden, sie machte eine abwehrende, kurze Handbewegung. „Unser Geschäft bringt es mit sich, daß keiner dem anderen trauen darf, denn Forderungen, wie wir sie zu stellen haben, sind nicht einklagbar. Außerdem gäbe es einen schönen Spektakel. Nur ein Narr traut da dem anderen! — Da hab' ich Ihnen eben schleunigst das Geschäft aus der Hand geschlagen — für mich eine Kleinigkeit, denn ich erfahr' alles! — Haben Sie nun endlich genug Lehrgeld gezahlt, Frau Baronin, so könnten wir zu einem anderen Geschäft übergehen. Hoffentlich zu einem, das vorteilhaft ist, für Sie und für mich!"

Da atmete die Baronin doch tief auf. Diese Frau Heisterloh war mit allen Hunden gehetzt, mit allen Wassern gewaschen. Ein Blick genügte — und sie wußte Bescheid. „Ja, ich habe Ihnen ein Geschäft zu unterbreiten. Es kann aber nur zum Abschluß kommen, wenn mindestens eine Million zur Verfügung steht."

Da sagte die kleine Frau Heisterloh vorläufig gar nichts. Sie erhob sich, rollte den Teewagen heran an das Sofa und bereitete den Trank. „Hier ist Gebäck von Hilbrich — bitte, Frau Baronin!"

Also war der Friede wiederhergestellt. Nun war es an Frau Heisterloh, zu antworten.

Die hatte die letzten Wochen sehr oft an die Baronin gedacht. Ein Geschäft lag in ihren Händen, bei dem sehr viel Geld zu verdienen war. Aber zum ersten Schritt, zur Aussöhnung, hatte sie sich nicht entschließen können. So eine wie die Baronin glaubte sonst, sie hätte nun das Heft in Händen. Es war bisher mit ihr ja ein ganz angenehmes Arbeiten gewesen, da war aber die Baronin übermütig geworden. Nun war sie geduckt. Es brauchte kein böser Rest zurückzubleiben — und sollte auch nicht. Geschäfte, die nicht einklagbar waren, machte man nur im allerengsten Kreis mit jeder erdenklichen Vorsicht. Also nicht gleich auf den vorgehaltenen Bissen anbeißen. Ein Wort mußte das andere geben.

„Jedenfalls wird in absehbarer Zeit die Million zu beschaffen sein," erklärte sie wie beiläufig.

„In absehbarer Zeit — was heißt das?"

Frau Heisterloh zuckte gelassen mit den Schultern. „Das kommt doch ganz auf das — Objekt an! Sie werden sich erinnern, Frau Baronin, manche Geschäfte ließen sich sehr leicht erledigen, manche nur mit vieler Mühe und andere überhaupt nicht."

„Alter Adel, Gardekavallerist, sehr stattlich und elegant, aber total ruiniert!"

„Spiel?"

„Wohl auch. Er hat allen Passionen gefrönt. War zur Auffrischung seiner Finanzen auch schon in Südwest. Ein paar Jahre wurden gewonnen — weiter nichts!"

Ruhig schenkte sich Frau Heisterloh eine Tasse Tee ein und fragte: „Hängt er sehr an seinem Berufe?"

„Nun, wenn er sich ein hübsches Gut kaufen könnte, wär' es wohl besser für ihn und für sie."

Die beiden verstanden sich ohne viele Worte. Frau Heisterloh hatte mit ihrer Frage soeben der Baronin erklärt: Ja, ich habe eine Partie für Ihren Gardekavallerieoffizier, aber zur Offiziersdame eignet sie sich nicht.

„Wie sieht er aus, Frau Baronin?“ fuhr sie fort.

„Blond, schlank, blaue Augen, Gardejäger zu Pferde. Er ist zweiunddreißig und trägt Monokel.“

„Danke, das genügt einstweilen! — Heute in acht Tagen, zu derselben Stunde, sprechen Sie wohl wieder bei mir vor, damit wir das Weitere bereden können!“

Fünf Minuten später verließ die Baronin die Wohnung.

Eine halbe Stunde später auch Frau Heisterloh.

* * *

Im Norden Berlins, dicht an der Brunnenstraße, im ersten Stockwerk eines Mietshauses wohnte Frau Skodrowsky. Nicht nur der Norden Berlins, fast alle Bewohnerinnen der Reichshauptstadt, die glauben, aus den Karten könne ihnen die Zukunft gesagt werden, haben nach einem oder mehrmaligem Besuche bei der alten, rundlichen, vertrauenerweckenden Frau die feste Überzeugung, daß sie die beste Kartenlegerin ist, die es zurzeit auf der Welt gibt. Sie empfängt fast nur weibliche Personen; will eine männliche Einblick in die Zukunft haben, so muß er von einer ihrer Bekanntinnen eingeführt sein.

Die Wohnung ist groß, einfach und gediegen eingerichtet. Die Dienstboten unterstützen die Inhaberin in ihrem lebhaften Geschäftsbetrieb. Eine von ihnen ist ihre besondere Vertraute. Die Frau aus dem Volke wird in das große Berliner Zimmer geführt. Oft sitzen da zehn und mehr zusammen und warten mit klopfendem Herzen, bis an sie die Reihe kommt. Er-

scheint etwas „Besseres“, so stehen drei Zimmer zur Verfügung, in die grundsätzlich immer nur eine Dame eingelassen wird. Denn Frau Skodrowsky darf keine Forderung für ihre Bemühung stellen, sondern muß das Goldstück der Dame ebenso freundlich einstecken wie die fünf Groschen der Frau aus dem Volke. Und ab und zu sagt ihr eine hartgesottene Sünderin auch, die Neugier habe sie hergetrieben, das alles sei ja der reine Mumpitz, und sie zahle nichts. Auch dann verliert Frau Skodrowsky die Ruhe nicht, erhebt sich würdevoll und verabschiedet die ungläubige Person äußerst höflich, aber gemessen. Denn „Krach“ darf es nicht geben, sonst kommt ihr die Polizei auf den Hals.

Frau Skodrowsky hat ihre scharf ausgeprägte Taktik, sich auch im Laufe der Jahre große Menschenkenntnis erworben. Die Frau aus dem Volke ist impulsiv, sie sagt meistens sofort, was sie wissen will, und es tut ihr wohl, wenn die berühmte Kartenlegerin ein paar harmlose, teilnehmende Fragen stellt, während sie nach dreimaligem Abheben vier Reihen Karten, immer acht nebeneinander, hinlegt. Und kommt sie das erste Mal nicht zum Ziele, so schüttelt sie ihr greises Haupt, macht ein nachdenkliches Gesicht, zeigt auf einige Karten und redet von „Hindernissen“, die sich turmhoch aufgebaut haben. Aber lange werde es nicht mehr dauern, und man werde klar sehen können, die Frau möge in vierzehn Tagen doch noch einmal gelegentlich vorsprechen. Da sie für jede einen kleinen Lichtstrahl in Bereitschaft hat, erhält sie sicher ihr Geld, denn vor der „Sitzung“ nimmt sie grundsätzlich nichts.

Das geplagte Menschenkind geht immer mit einem Hoffnungsschimmer nach Hause. Eine bessere Reklame kann die Kartenlegerin ja gar nicht für sich machen.

Betritt aber eine wirkliche Dame das schmale,

freundlich eingerichtete Zimmer, in dem Frau Skodrowsky an einem großen, viereckigen Mahagonitisch sitzt, so wendet sie eine andere Taktik an. Nicht nur Schauspielerinnen und Frauen des vermögenden Mittelstandes, sondern auch aus hohen Offiziers- und Beamtenkreisen und der Hofgesellschaft erscheinen dichtverschleierte Damen bei ihr, denn jeder Stand hat seine Sorge und seine Last. Diesen gegenüber bleibt sie sehr ernst, kaum eine Frage wird gestellt. Sie bittet, die Handschuhe auszuziehen, denn sonst wirken die Karten beim Abheben leicht falsch — und aus der Hand kann ein Mensch ja so viel herauslesen.

Das Kopfschütteln tritt jetzt sehr häufig bei ihr ein, die Besucherin stellt eine ängstliche Frage, und aus der ängstlichen Frage zieht sie ihre Schlüsse, die meistens den Nagel auf den Kopf treffen. Aber sie bringt ihre Weisheit ganz allmählich, sehr vorsichtig an, und sind die „Hindernisse“ allzu stark, seufzt sie teilnehmend auf und bittet, doch lieber noch einmal wiederzukommen. Sicher läge es heute an ihr, wenn sie noch nicht klar sehen könne, aber die Arbeit sei heute geradezu toll gewesen, bei ihrem Alter sei es also wohl verständlich, daß ihre Nerven rebellierten.

Und da auch diese Damen mit einem Hoffnungsschimmer entlassen werden, so wird ihr schüchtern ein Goldstück zugeschoben, über dessen Empfang sie mit einem herzlichen Händedruck, einem freundlichen, aufmunternden Blick quittiert. Ist die Summe noch größer, so erzählt Frau Skodrowsky sogar in dunklen Andeutungen, welche namhaften Dienste sie verzweifelten Damen schon zu leisten Gelegenheit hatte.

„Sehen Sie, gnädige Frau, das Leben ist gar nicht so kompliziert, wie es scheint! Guter Wille auf der einen Seite wirkt fast immer reinigend oder klärend

auch auf die andere! — Ich weiß, ich bin begnadet mit besonderer Kraft — mögen die meisten auch darüber lachen, ich gehe unbeirrt meinen Weg! In hundert Jahren wird man über dergleichen Dinge ganz anders denken! — Da, der große Schrank birgt Tausende von Dankschreiben. Es sind Dokumente, die, wenn ich einmal längst tot bin, der Wissenschaft als Hilfsmittel dienen werden, um dieser besonderen Kraft zum Durchbruch zu verhelfen. Über viele Dinge, die für uns heute selbstverständlich sind, ist in vergangenen Zeiten gelacht worden!“ Ein Seufzer. „Es ist nun einmal so auf der Welt!“

In den seltensten Fällen geht die Dame dann gleich, sie erwidert etwas, ein Wort gibt das andere — und die Kartenlegerin weiß Bescheid, was sie das nächste Mal zu sagen hat.

Aber meistens hat es Frau Skodrowsky mit den gebildeten Kreisen nicht so schwer. So leicht entschließt sich keine Dame, hinauszufahren nach der Brunnenstraße, gute Freundinnen müssen erst zureden. Und diese guten Freundinnen kommen zu Frau Skodrowsky, erzählen von den Nöten der Betreffenden, und wenn die guten Freundinnen gehen, weiß die Kartenlegerin fast immer, wie die betreffende Dame aussieht. Kommt sie endlich, dann ist das Kartenlegen eine leichte Sache, wenn man ein gutes Gedächtnis hat.

Und wenn einmal jemand die Frage stellt, wie das eigentlich mit dem Wahrsagen aus dem Kaffeesatz und ähnlichen Dingen sei, so macht Frau Skodrowsky nur eine abwehrende Handbewegung und versichert, daß das nicht „Wissenschaft“, sondern „Schwindel“ sei.

Aber nur auf Kartenlegen beschränkt sich die geschäftliche Tätigkeit der Frau Skodrowsky deshalb keineswegs. Sie stiftet auch gern Ehen — natürlich

nur solche, bei denen angemessenes Honorar abfällt. Ist die „Vorarbeit“ erledigt, erfolgt die weitere Abwicklung sehr schnell.

Die Vorarbeit aber ist meistens recht schwierig, denn Frau Skodrowsky muß erst die Familienverhältnisse genau kennen, bevor sie mit schwerem Geschütz auffährt. Ist aber ein Mädchen oder eine Witwe bei ihr erschienen, die sie für ein taugliches Objekt hält, so wird dieses möglichst lange hingezogen. Etwas mehr erfährt sie ja bei jeder „Sitzung“, und wenn ihre „Bestellungen“ nicht genügen — das kommt höchst selten vor — so sendet sie ihre geschickte Vertraute hinter dem Objekt her, die das nötige „Material“ schon herbeischafft. Und daß das Objekt immer noch einmal wiederkommt, dafür sorgt sie schon durch Andeutungen, deren „restlose“ Erklärungen noch im Schoße der Zukunft schlummern.

Frau Skodrowsky steht mit einigen der „besten“ Heiratsvermittlerinnen Berlins in reger Geschäftsverbindung — und das genügt.

Bedenken werden mit Hilfe der Karten zerstreut, denn zu was gibt es Coeur- und Karobuben und Könige?

* * *

Ein solches Objekt war Frau Skodrowsky vor einigen Wochen ins Haus geflattert. Sie hatte damals gleich das Gefühl gehabt: diese Sache ist grundreell! Ein derartiges Objekt für ihre großzügigen Pläne lief ihr nicht alle Tage über den Weg. Da war sie doppelt vorsichtig gewesen, hatte erst einmal das hübsche, mittelgroße, blonde Mädchen von ungefähr vierundzwanzig Jahren beruhigt, denn es war recht aufgeregt gewesen. Wenn das Geschäft sehr aussichtsreich war, kam es ihr auch

nicht darauf an, erst eine längere, sehr vorsichtige Unterhaltung zu führen, bei der sie aber sorgsam vermied, irgendwie die Verhältnisse zu erforschen, sondern sie sprach nur von der Kraft, mit der sie begnadet war, und was die Karten ans Tageslicht bringen könnten. Natürlich sei alles strengstes „Amtsgeheimnis“.

„Ach Gott, liebes Fräulein, wenn ich reden wollte! Aber das kommt nicht vor. Wenden Sie sich an mich, so ist das doch Vertrauenssache — nicht wahr? Sie werden sich wundern, wie bald Ihnen jedes Mißtrauen schwinden wird, denn, liebes Fräulein, so einfach dürfen Sie sich das Kartenlegen nicht vorstellen, wenn es auch so aussieht. Vor allen Dingen ist von Ihrer Seite die größte Ruhe nötig. Sie haben weiter nichts zu tun, wie abzuheben und an das zu denken, was Sie gern wissen wollen. — Aber legen Sie doch, bitte, erst ab! — Warten Sie, ich fasse mit zu! — Ja, ja, es sind schon sehr, sehr viele so aufgeregt zu mir gekommen und sind beruhigt wieder gegangen. Es wird eben nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird.“

Und dann mischte Frau Skodrowsky sehr lange die Karten, sah dabei das junge Mädchen an, schüttelte den Kopf, lächelte, und dann trat immer dasselbe ein: das „Objekt“ sagte irgend etwas, das war so menschlich verständlich, denn alles, was da im Herzen sitzt, will doch heraus. Und wenn dann auch nur Andeutungen über die Lippen kamen, für Frau Skodrowsky langten die immer, daß sie sich ihren Vers machen konnte. Was sie dann aus den Karten herauslas, drückte sie recht vorsichtig aus, dann pflegte ein Nicken oder gar eine Antwort zu erfolgen, und wenn sie merkte, weiter kam sie nicht, dann machte sie ein sehr nachdenkliches Gesicht, und die Aufforderung erfolgte, recht bald wiederzuerscheinen, die „Hindernisse“ würden sich be-

heben lassen. Allerdings müsse das Fräulein einen Tag wählen, an dem es wesentlich ruhiger sei.

Und die gewünschten Andeutungen kamen nun von den Lippen des jungen Mädchens, in nervöser Hast wurden sie herausgesprudelt. Frau Skodrowsky tat, als habe sie gar nicht gehört, sie tippte erst auf eine Karte in der zweiten Reihe, dann auf eine in der vierten, zog die Augenbrauen hoch und murmelte etwas vor sich hin. Und dann hob sie den Blick und sah das junge Mädchen an.

„Sie stecken in allerlei Widerwärtigkeiten! Ein Verwandter von Ihnen ist die Ursache. Eine schnelle Lösung scheint dringend erforderlich zu sein, denn Ihre Gesundheit leidet darunter. Irgendwie spielt auch die Liebe eine Rolle! Aber, liebes Fräulein, die liegt vorläufig noch draußen!“

Frau Skodrowsky zeigte auf eine Karte, die am Ende der dritten Reihe lag.

Ein Nicken bestätigte ihr, daß sie auf dem rechten Wege war.

Jetzt ließ sich leicht das Weitere feststellen.

„Sie möchten gern heiraten! — Hm — hm! — Aber den, den Sie heiraten werden, kennen Sie noch nicht! — Merkwürdig, da ist schon wieder ein Hindernis! — So sonderbar liegen die Karten höchst selten!“

Frau Skodrowsky begann leise zu zählen. Bald blieb ihr Finger auf dieser, bald auf jener Karte haften. „Komisch — höchst komisch!“

Aber das junge, recht hübsche Mädchen sagte nichts weiter. Es saß da mit zusammengekniffenen Lippen, zuckenden Nasenflügeln und einer Falte quer über die Stirn.

Da nahm Frau Skodrowsky mit einem Seufzer die Karten zusammen, mischte sie wieder und ließ

zwölf Karten ziehen. Sie wollte jetzt nur Zeit gewinnen, eine kleine Andeutung gebrauchte sie unbedingt noch.

Aber sie erfolgte auch jetzt nicht.

Da setzte die alte Frau ihr treuherzigstes Gesicht auf. „Liebes Fräulein, das wird heute nichts. Sie sind zu aufgeregt. Ich hab' da immer einen Vergleich bei der Hand, der jedem einleuchtet. Hat eine Maschine zu viel Reibung, läuft sie nicht gut. Schließlich, was ist der Mensch anders als eine Maschine? Es ist natürlich nicht von Ihnen zu verlangen, daß Sie mit vollkommenem seelischen Gleichgewicht zu mir kommen — im Gegenteil, dann schläft das Fluidum. Aber Sie scheinen erst ganz vor kurzem einen schmerzlichen Auftritt durchgemacht zu haben, und da rebelliert noch alles in Ihnen. — Was ich bisher gesagt, es war ja wenig, stimmte aber doch — nicht wahr? — Jedenfalls steht das bombenfest: Sie werden einen Herrn heiraten, den Sie noch gar nicht kennen!"

Das Fräulein erhob sich. „Sie haben ganz recht, Frau Skodrowsky. Ich habe heute nachmittag eine scharfe Auseinandersetzung gehabt. Und auch sonst stimmt, was Sie mir sagten. Gern komme ich wieder, sobald ich ruhiger geworden bin."

Die Kartenlegerin klingelte kurz hintereinander dreimal. Das hieß für ihre Vertraute: Mach dich sofort fertig, geh hinter der Dame, die mich jetzt verläßt, her und stelle fest, wie die Dinge liegen.

Ein paar Worte wechselte Frau Skodrowsky noch mit dem jungen Mädchen, strich mit bestem Dank das ihr hingelegte Zehnmarkstück ein und versicherte, daß sie aufrichtig bedaure, keine erschöpfendere Auskunft habe geben zu können. Aber was nicht ist, werde schon noch werden. Nur allzu aufgeregt dürfe das gnädige Fräulein nicht wieder sein.

Ein herzlicher Händedruck folgte, und zwei Minuten später saß Frau Skodrowsky einer Arbeiterin gegenüber, die wissen wollte, ob ihr Paul es mit der Schneiderin im Nebenhause halte oder nicht.

* * *

Schon nach wenigen Tagen war das junge Mädchen wiedergekommen. Frau Skodrowsky begrüßte sie sehr freundlich und sah ihr dabei fest in die Augen.

„Heute sind Sie viel ruhiger. Heute wird es gehen, passen Sie mal auf!“

Und es ging prächtig. Das junge Mädchen riß vor Staunen die Augen auf. Das war ja unheimlich, was sie da zu hören bekam!

„Die Karten sprechen Ihnen sehr viel Geld zu. Aber gerade das Geld steht Ihnen im Wege. — O weh! O weh! — Ihre Eltern sind gestorben! — Sie wohnen aber anscheinend bei nahen Verwandten — stimmt das?“

„Ja, Frau Skodrowsky.“

„Hm — hm! — Und zwar bei einem alten, griesgrämigen Herrn. — Fast hat es den Anschein, als ob er Ihnen Ihr vieles Geld nicht gönne.“

Ein heftiges Kopfnicken bestätigte die Richtigkeit.

Aber nun begannen die Schwierigkeiten für die Kartenlegerin. Viel mehr wußte sie nämlich nicht. Vermutungen lagen freilich sehr nahe.

„Da!“ Sie deutete auf den Karobuben. „Es möchte Sie einer gern heiraten. Aber der hat es nur auf Ihr Geld abgesehen. Mir scheint, es handelt sich um weit über eine Million. Und der Mann wird in seinen Plänen unterstützt von dem nahen Verwandten, mit dem Sie zusammenwohnen.“

„Es stimmt!“ preßte das temperamentvolle Mädchen heraus.

Das war Wasser auf die Mühle der Frau Skodrowsky. „Aber daraus wird nichts! Gott sei Dank nicht! Denn an der Seite dieses Mannes würden Sie sehr unglücklich werden! — Und — liebes Fräulein — nein, ich sag' es Ihnen lieber nicht!"

„Bitte, sagen Sie mir alles!" bettelte das junge Mädchen erregt.

Frau Skodrowsky zögerte. Schließlich zog sie die Schultern hoch. „Ich rede nicht gern von Dingen, deren Ausgang die Karten noch nicht völlig klar verraten. Aber ich nehme wirklich großen Anteil an Ihnen, liebes Fräulein, denn Sie haben es ganz sicher nicht leicht! — Also, Sie werden nächstens den kennen lernen, den Sie heiraten werden. Wie er aber aussieht, was er ist, wie diese Ehe auslaufen wird, das kann ich Ihnen leider noch nicht sagen. — Aber dafür etwas anderes! Ihre Eltern waren sogenannte einfache Leute, Ihr Vater hat es durch seine Tüchtigkeit zu großem Reichtum gebracht. Sie sind das einzige Kind. Wenigstens das noch am Leben ist. Sie haben eine ausgezeichnete Erziehung genossen — und zwar teilweise im Ausland. Da, die Karte liegt ganz ‚draußen'. Sie wollen nun Ihrer Bildung entsprechend heiraten — und daher stammen die ‚Hindernisse'! — Hab' ich recht?"

Das junge Mädchen wurde ganz verwirrt ob solcher Weisheit. Das war ja gar nicht zu glauben! „Frau Skodrowsky, Sie können mich doch unmöglich kennen!"

„Woher sollte ich das? Sie haben ja gar keine Ahnung, wie viele Menschen sich täglich vertrauensvoll an mich wenden! — Und wenn ich Sie wirklich überzeugt habe, daß das Kartenlegen — immer vorausgesetzt, es tut das jemand, der mit dieser besonderen Naturkraft begabt ist, nennen Sie sie Magnetismus oder sonst wie

— kein Schwindel ist, dann ist's ja gut. Dann kann ich Ihnen hoffentlich auch noch weiter helfen. Denken Sie ja nicht: die Frau zieht mich hin, um Goldstück auf Goldstück aus meiner Tasche zu holen. — Dann bleiben Sie lieber weg. Mir fehlt es wahrhaftig nicht an Ratsuchenden. Im Gegenteil, oft wird mir's zu viel."

Beide Hände der Kartenlegerin ergriff das junge Mädchen. „Denken Sie von mir doch nicht so etwas! Ich bin Ihnen ja so dankbar! — Bitte, nehmen Sie!" Ein Fünfzigmarkschein knisterte in Frau Skodrowskys Hand. „Und ich darf wiederkommen — nicht wahr?"

Da war wieder das herzliche, teilnehmende Lächeln auf dem Gesicht der alten Frau. „Natürlich dürfen Sie wiederkommen — ich werde mich immer herzlich freuen!"

Anders als sie gekommen war, bog das junge Mädchen wieder in die Brunnenstraße ein. Ein Lächeln lag auf ihren Lippen, die Augen glänzten. Sie war doch mündig! Und wenn der Onkel ihr noch länger in den Ohren lag mit dem jungen Meinhold, dann trumpfte sie auf und nahm eine Wohnung draußen im Westen für sich allein, trotzdem ihr Vater testamentarisch bestimmt hatte, daß sie mit dem Onkel Rechnungsrat, seinem Bruder, der Junggeselle geblieben war, zusammen wohnen sollte bis zu ihrer etwaigen Verheiratung.

* * *

Frau Skodrowsky hatte durch ihre Vertraute sofort an Frau Heisterloh schreiben lassen, sie solle schleunigst zu einer wichtigen Unterredung kommen. Die Kartenlegerin hatte ja noch viele andere Heiratsvermittlerinnen an der Hand, aber Frau Heisterloh war in

diesem Falle die einzige in Betracht kommende Persönlichkeit. Die hatte Beziehungen zur Hofgesellschaft und zu den Offizierkreisen. Gerade die sind nicht kleinlich, wenn es sich um Provisionen handelt — nach einem befriedigenden Abschluß natürlich.

Frau Heisterloh war auch sofort gekommen, hatte sehr erfreut getan über das glänzende, in Aussicht stehende Geschäft, aber nicht merken lassen, daß sie augenblicklich in Unfrieden mit der Baronin lebte, die in der Hofgesellschaft und in den Offizierkreisen so tadellos zu „arbeiten“ verstand.

Frau Skodrowsky kannte die Baronin nur flüchtig, sie hatte sie nur zwei- oder dreimal gesehen. Wie sie hieß, wußte sie. Alles andere interessierte sie nicht. Die Provisionsauszahlungen regelte Frau Heisterloh, und zwar sehr reell. „Geschäftlich“ hatte sie also unmittelbar mit der Baronin gar nichts zu tun. Und als die vor einigen Monaten einmal Frau Heisterloh auszuschalten versucht hatte, hatte Frau Skodrowsky die Lippen zusammengekniffen und geschwiegen, mit Hilfe der Karten aber vierundzwanzig Stunden später das Geschäft gründlich verdorben. Es mußte im Leben alles seine „Richtigkeit“ haben. Daß die Baronin sehr schnell klein beigeben würde, war ja sonnenklar. Sie brauchte doch nur die Summen zu addieren, die sie im Laufe der letzten drei Jahre mit Hilfe von Frau Heisterloh und ihr verdient hatte. So glänzende Geschäftsverbindungen bricht man nicht ab.

Als aber die Skodrowsky nun Frau Heisterloh gedrängt hatte, ihre Puppen jetzt tanzen zu lassen, hatte die eingestehen müssen, daß die Harmonie mit der Baronin noch nicht wiederhergestellt sei.

Frau Skodrowsky hatte nur die Augenbrauen hochgezogen und gesagt: „Die Baronin wird schon wieder-

kommen. So lange halte ich das junge Mädchen hin. Das Geschäft wird sich sehr glatt abwickeln lassen. Warten Sie ruhig Ihre Stunde ab, machen Sie der Baronin aber dann den Frieden nicht zu schwer."

Das ging nun doch nicht so schnell.

Das junge Mädchen war schon zweimal wieder dagewesen, aber die „Hindernisse" lagen immer noch nebeneinander, das letzte Mal sogar ganz dicht.

„Es kann wirklich gar nicht mehr lange dauern, liebes Fräulein, und Sie lernen den kennen, den Sie heiraten werden. — Sprechen Sie doch in etwa vier Wochen gelegentlich wieder vor!"

Inzwischen war sicher anzunehmen, daß die Baronin zur Vernunft kam. Geschah es nicht, ließ sich vielleicht mit einem anonymen Brief ein wenig nachhelfen. Einen oder den anderen aus ihren Kreisen, der eine reiche Frau gut gebrauchen konnte, hatte die Baronin sicher an der Hand.

Nur abwarten!

Etwa vierzehn Tage später sprach Frau Heisterloh vor. Viele Worte brauchten nicht gemacht zu werden. „Alles ist wieder in Ordnung, die Aussichten sind günstig," sagte die Besucherin.

Frau Skodrowsky fragte ihre Vertraute, wie viel „Kunden" noch da seien.

„Fünf, im Berliner Zimmer."

Was da zusammen saß, an dem war nicht viel zu verdienen.

„Schick sie weg," sagte Frau Skodrowsky.

Die Vertraute erledigte ihren Auftrag in der zartfühlendsten Weise. Sie betrat mit ernstem Gesicht das Berliner Zimmer und sagte leise: „Frau Skodrowsky läßt sehr bedauern. Aber ihre Kräfte sind

erschöpft. Sie bittet freundlichst die Damen, doch morgen wiederzukommen."

Und die fünf erhoben sich seufzend, verließen still das Haus und steckten auf der Straße die Köpfe zusammen. Frau Skodrowsky war doch eine uranständige Frau, die nahm die Leute nicht aus. Wenn es eben nicht mehr ging, dann ging es nicht mehr. Und dann erzählte jede von ihren Erfahrungen, die sie mit dieser Kartenlegerin gemacht hatte oder eine ihrer Bekannten. Sie waren alle hochbefriedigt. —

Frau Heisterloh gegenüber ließ Frau Skodrowsky die Maske fallen. Sie rückte ihren Stuhl näher an den prasselnden grünen Kachelofen. „Also nun heraus mit dem, was ich wissen muß!"

„Er ist groß, schlank, zweiunddreißig, von altem Adel, Offizier bei den Gardejägern zu Pferde, trägt Monokel und hat den Feldzug in Südwestafrika mitgemacht."

„Wie viel braucht er bar in die Hand?"

„Das weiß ich noch nicht, Frau Skodrowsky."

„Na, es eilt ja nicht! — Das junge Mädchen wird bei der Baronin den Offizier kennen lernen?"

„Wie immer, Frau Skodrowsky. — Wenn es aber das nächste Mal zu Ihnen kommt, muß ich es beizeiten wissen."

„Natürlich!"

Dann aßen die beiden Kupplerinnen zusammen ein vorzügliches Abendbrot und freuten sich ihres Lebens.

* * *

Aus einem Blumenladen in der Potsdamer Straße, einige in Seidenpapier eingewickelte Rosen in der Hand, trat der Oberleutnant im Gardejägerregiment zu Pferde Helmut v. Uffeln. Er trug Zivil. Die erste leer vorüberfahrende Autodroschke winkte er sich

heran und gab sein Ziel an, eine Straße weit draußen im Grunewald.

Er drückte sich in eine Ecke, rückte ein paarmal nervös an seinem Monokel und stieß dann die Hände in die Taschen seines Pelzes. War das heute eine peinliche Fahrt! Und was kommen würde, war noch viel peinlicher!

Die Baronin Lehrburg-Blankenbach hatte ihn zum Abendessen eingeladen und ihrem Schreiben den kurzen Nachsatz hinzugefügt: „Die Angelegenheit ist bereits so gut wie in Ordnung."

In der Erinnerung daran stöhnte der Oberleutnant laut auf. Er saß aber zu tief in den Nesseln! Letzte Rettung! In den Tagen nach Neujahr waren die Rechnungen mit jeder Post haufenweise ins Haus geflattert gekommen, mancher Lieferant hatte sogar mit Klage gedroht. Und mehr wie ein Posten war bereits ausgeklagt. Ein paarmal schon war der Gerichtsvollzieher dagewesen. Diese alten, gedienten Unteroffiziere hatten ein menschliches Einsehen, aber wenn sie trotz Vertröstung kein Geld bekamen, mußten sie schließlich doch pfänden, sonst kamen sie in Ungelegenheiten. Er hatte ja einen reichen Onkel, aber der griff ihm nicht mehr unter die Arme, hatte als praktischer Mensch geschrieben: „Mein lieber Junge! Was Du von Deinen Eltern geerbt — es war immerhin ein anständiger Batzen — hast Du durchgebracht. Ich halt' es nicht aus, wenn Du mir noch länger und mit solchen Summen auf der Tasche liegst. Es geht mir zwar recht gut, aber ich hab' drei Kinder! Du bist doch ein hübscher Kerl! Wenn Dir das Wasser bis zum Halse steht, dann heirate reich — und halt Deine Frau in Ehren! In Berlin liegen doch die Millionen schockweise nebeneinander!"

Na ja, so ganz unrecht hatte Onkelchen, der still-vergnügt auf seiner pommerschen Klitsche hauste, nicht.

Da hatte er sich also hingesetzt und seine Schulden zusammenaddiert und war erschrocken über die Höhe der Summe. Es hieß also rasch handeln, sonst war ein Freibillett über den großen Teich fällig. Und warum er den Kameraden, die drüben als Kellner oder Stiefelputzer sich ihr tägliches Brot verdienten, Konkurrenz machen sollte, sah er nicht ein.

Dusel mußte der Mensch nur haben! Als er vor einigen Wochen in miserabler Laune im Tiergarten bummelte, war er der Baronin Lehrburg über den Weg gelaufen, deren verstorbener Mann mit ihm zusammen bei den Gardejägern zu Pferde gestanden hatte. Er war Rittmeister gewesen, eines Tages auf der Jagd verunglückt, wie man sagt. Wie es eigentlich gekommen war, wußte Uffeln selbst nicht, ein Wort hatte das andere gegeben — und die Beichte war fertig. Da hatte die Baronin laut gelacht, war stehen geblieben und hatte gesagt: „Mein lieber Herr v. Uffeln, ich versteh' Sie nicht! Sie sind doch ein hübscher Mensch, da rangiert man sich eben.“ — Und weil er wahrscheinlich ein herzlich dummes Gesicht gemacht, hatte die Baronin noch einmal gelacht, mit den Augen gezwinkert und gemeint, für sie sei es kein allzu großes Kunststück, ihm eine Frau mit einer runden Million mindestens zu verschaffen. Eigentlich mehr aus Spaß hatte er erwidert, das solle sie nur getrost und voller Zuversicht probieren, gelingen werde es ihr sicher nicht.

Und nun hatte ihm die Baronin geschrieben: „Die Angelegenheit ist bereits so gut wie in Ordnung!“ — Himmel, war diese Fahrt scheußlich! Aber gestern und heute waren ihm nicht weniger als fünf Zahlungsbefehle über recht stattliche Summen zugestellt worden,

und mit seinem Kommandeur war schlecht Kirschen essen. Wendeten sich die Gläubiger an den, wurde kurzer Prozeß gemacht. Der kleine Graf Willerstein konnte ein Liedchen davon singen. Adieu, Verehrtester, Bankerotteure kann Seine Majestät nicht als Offiziere gebrauchen! Jetzt sollte der kleine Kerl, einem unverbürgten Gerücht nach, Chauffeur in Chikago sein bei einem Schweinegroßhändler!

Helmut v. Uffeln schüttelte sich. Nein, da schoß er sich schon lieber eine Kugel vor den Kopf. Und das Leben war so rasend schön! Also die Zähne aufeinandergebissen!

Er war nur neugierig, was die Baronin für ihn auf Lager hatte.

Hm — da ging ihm mit einem Male ein ganzer Seifensieder auf. Der gute Lehrburg hatte über seine Verhältnisse gelebt, an den Unglücksfall auf der Jagd glaubte im Ernste kein Mensch, und nun schlug sich seine Frau eben als Heiratsvermittlerin durch. In der guten Gesellschaft sollte mehr wie eine davon leben. Da galt allein das elfte Gebot: Laß dich nicht erwischen!

Und das war Helmut v. Uffeln eine Beruhigung. Da konnte er ungescheut reden — und das mußte er, denn seine Aktien standen oberfaul!

Den Kurfürstendamm war das Automobil hinaufgefahren, über die Halenseer Eisenbahnbrücke, noch ein Stück ging es die Straßenbahnschienen entlang, dann bog es links ab. Wie ausgestorben lagen die Straßen da, die Villen wurden kleiner, standen umschattet von Kiefern — und endlich hielt der Wagen.

Als Helmut v. Uffeln an der kleinen Villa klingelte, mußte er unwillkürlich denken: Ein Fuchsbau, wie geschaffen, um alle möglichen Pläne auszuhecken!

Ein junges, in Schwarz gekleidetes Dienstmädchen

mit weißer Schürze und einem weißen Häubchen auf dem glattgescheitelten Haar öffnete ihm, nahm ihm den Pelz ab und führte ihn in den Salon. Die Baronin ließe bitten, einen Augenblick Platz zu nehmen. Er sah sich um. Na, nach Pleite sah es hier nicht aus! Anscheinend war die Kuppelei ein ganz einträgliches Geschäft. Geradezu mollig war es hier. Gute Bilder an den Wänden; ein riesiger, dicker Smyrnateppich auf dem Parkett dämpfte jeden Schritt. Möbel mit Gobelinstoff überzogen. Auf der Chaiselongue ein Bärenfell und ein halbes Dutzend Seidenkissen. Schwere Vorhänge schlossen die drei Türen ab, da konnte kein Wort nach außen dringen.

Eine schmale, weiße Hand schob endlich einen der Vorhänge zur Seite, Seide rauschte.

Die Rosen in der Hand trat Helmut v. Uffeln auf die Baronin zu.

„Guten Abend! Danke — danke! — Wenn ich bitten darf, erst einen Happen essen, dann das Weitere!" Die Baronin seufzte. „Freilich, hinter jedem Sessel steht bei mir kein Diener mehr!"

Aber der „Happen" war ausgezeichnet. Wildschweinskopf mit Cumberlandsoße, dann Filetbeefsteak mit Trüffeln und pommes frites. Der Wein war aller Ehren wert, und das Dienstmädchen bediente tadellos.

Das Gespräch blieb in landläufigen Bahnen. Die Baronin fragte nach den früheren Regimentskameraden ihres Mannes. „Man kommt ganz 'raus in dem großen Berlin! Meine beiden Mädels sind in Altenburg im Stift. Und bei Hofe hab' ich auch abgebaut. Es kostet ein Heidengeld — und an eine Wiederverheiratung denke ich nicht. Mit ein paar vernünftigen Menschen, die auch in dieser Ecke des Grunewaldes leben, hab' ich aber ziemlich viel Verkehr."

Uffeln schlürfte den alten Burgunder mit Verständnis. Ganz wohlig wurde ihm zumute. Was er alles in der letzten Zeit in sich hatte hineinbeißen müssen, konnte er nun ungescheut vom Herzen wälzen.

Und er tat's, als er der Baronin im Salon bei einer guten Zigarette gegenübersaß.

„Na ja, ein Finanzkünstler bin ich nicht. Aber wahrhaftig kein schlechter Kerl! 'raus möcht' ich aus dem Sud! — Das müßte aber etwas plötzlich geschehen, denn bei mir ist's nächstens Matthäi am allerletzten!"

Die Baronin hatte ihn nicht unterbrochen. Je klarer sie sah, um so besser. „Wie hoch belaufen sich denn Ihre Schulden, Herr v. Uffeln?"

„Gut und gern fünfundzwanzig Mille!"

„Wirklich nicht mehr?"

„Na, es können meinetwegen auch dreißig sein. Ich hab' mir zwar Mühe gegeben, die Pöstchen zusammenzurechnen, aber ob's genau stimmt, weiß ich wirklich nicht."

Da lachte die Baronin hell auf. „Aber die paar Tausend sind doch eine Kleinigkeit! Ich hätte Sie viel höher eintaxiert, Herr v. Uffeln!"

„Wenn einem aber die Bande keine Ruhe läßt!" brummte er.

„Nun, wir werden sie schon zur Ruhe bringen! Ich denke sogar, das wird sehr rasch geschehen — vorausgesetzt natürlich, daß Sie Vernunft annehmen."

„Mir ist's total schleierhaft, wie das so schnell geschehen könnte!"

Die Baronin legte die mit Diamanten besäten, schlanken Finger auf den Tisch. „Wenn wir mit offenen Karten spielen wollen, Herr v. Uffeln."

„Ich bitte dringend darum."

„Also erstens: Ich weiß eine Partie für Sie! Sehr,

sehr reich! Es wird dafür Sorge getragen werden, daß Sie gleich eine Summe in die Hand bekommen, die es Ihnen nicht nur möglich macht, alle Ihre Schulden zu bezahlen, Sie würden auch noch einen netten Posten als Reservefonds übrig behalten."

„Dann wird die Geschichte wohl einen gewaltigen Haken haben."

„Nein, nur einen sehr kleinen, der Sie gar nicht zu stören braucht und, wie ich bestimmt glaube, auch nicht stören wird. Die junge Dame hat eine ausgezeichnete Erziehung genossen, teilweise in der Schweiz, ihre Eltern sind tot. Vierundzwanzig ist sie, wirklich recht hübsch, über zwei Millionen besitzt sie, ihr Ruf ist ausgezeichnet. Lebte sie nicht ganz zurückgezogen, wäre sie natürlich schon längst verheiratet. — Ja, der Haken! Zur Offiziersdame wird sie sich nicht recht eignen, denn ihr Vater war ein gediegener Maurermeister, der im Norden Berlins die günstige Konjunktur vor reichlich zwanzig Jahren ausgezeichnet auszunutzen verstand. Ich würde Ihnen also raten, sich zur Reserve überführen zu lassen und sich ein Rittergut zu kaufen."

Zwei Millionen — das war ein Wort! Freilich, der Maurermeister, das war so eine Geschichte! — Aber wenn einer so in der Bredouille stak wie er!

„Also, Frau Baronin, könnte ich die junge Dame bei Ihnen kennen lernen?"

„Versteht sich! Aber vor acht bis vierzehn Tagen wird es nicht möglich sein. Wenn Sie dann auf mich hören, wird sich die Angelegenheit wirklich sehr schnell ordnen lassen. — Und noch eines! Die junge Dame weiß natürlich nicht, daß ihr hier bei mir ein Bewerber vorgeführt wird."

Uffeln rieb sich den Nacken am Kragen. Es blieb

eine fatale Geschichte. Recht klug wurde er aus dem allem nicht.

Da seufzte die Baronin auf. „Ja, man hat's nicht leicht, man hat's wirklich nicht leicht! — Gott, mein guter Mann!“ Mit dem Batisttaschentüchlein fuhr sie sich in die Augenwinkel. „Er war ebensowenig ein Finanzkünstler wie Sie! — Da hab' ich mich wehren müssen gegen den Zusammenbruch! Und bin jetzt über den Berg! — Herr v. Uffeln, die Dame zu überzeugen, daß Sie der gegebene Mann für sie sind, ist natürlich meine Sache. Es gibt da Mittelchen, von denen sich Ihre Schulweisheit nichts träumen läßt. — Aber es muß ordentlich für mich und noch ein paar andere dabei abfallen! — So, Sie waren offen — ich bin es auch!“

Helmut v. Uffeln brannte der Boden unter den Füßen. Die Gedanken wirbelten ihm durcheinander. Nur vor allen Dingen jetzt Zeit gewinnen und sich nichts verscherzen! Wenn er nicht so tief im Sumpfe gesteckt hätte, wär' er die Antwort gewiß nicht schuldig geblieben. Aber was blieb ihm denn übrig, als mit den Wölfen zu heulen!

Da erhob er sich. „Frau Baronin, jedenfalls haben Sie herzlichsten Dank! Und natürlich bleibt unter uns, was wir heute abend besprochen haben. Sie benachrichtigen mich wohl, wenn die junge Dame bei Ihnen ist?“

Die Baronin Lehrburg hielt Uffeln nicht länger auf. Sie wußte ja, wie schwer es war, mit der Vergangenheit zu brechen. Es gehörte mehr dazu wie guter Wille. Da mußte eiserne Energie, mitunter die Verzweiflung nachhelfen.

Und während er sich über ihre Hand neigte, drückte sie die seine herzlich und voller Teilnahme.

* * *

Onkel und Nichte verstanden sich in jüngster Zeit gar nicht mehr.

Der Rechnungsrat a. D. Konrad Hoffmann hatte von der Pike auf gedient, war Unteroffizier gewesen und Feldwebel. Die Feldzüge von 66 und 70 hatte er mitgemacht, dann war er von der Eisenbahnverwaltung als Militäranwärter angenommen worden, hatte sich bewährt, war von Stufe zu Stufe langsam in die Höhe geklettert bis zum Rechnungsrat und hatte kurz vor dem Tode seines jüngeren Bruders, der viel Glück im Leben gehabt, den Abschied genommen und war zu ihm gezogen, weil der kränkelte, seine Frau verloren hatte und wünschte, daß sein einziges Kind, die Maria, nicht ganz verlassen im Leben stehen sollte.

Denn das Mädel hatte seine Mucken. Die Freier, die sich einstellten, waren ihr alle nicht gut genug. Der Maurermeister hatte also in seinem Testament Sorge getragen, daß seine Maria unter scharfer Kontrolle blieb. Er hatte den Tod langsam herankommen fühlen, denn er litt an Wassersucht. Und auf seinen Bruder Konrad hielt er große Stücke. Bei einigen Spekulationen hatte der sich mit erspartem Gelde beteiligt, denn er war ein solider Junggeselle gewesen und geblieben. Nun hatte er außer seiner Pension eine Jahresrente von reichlich zweitausend Mark, außerdem testamentarisch freie Wohnung und Verpflegung, dafür verwaltete er das Vermögen und die beiden großen Mietshäuser, die seiner Nichte gehörten.

Die beiden Brüder hatten nie Geheimnisse vor einander gehabt. Das lange Krankenlager hatte genug Gelegenheit geboten, alle Fragen gründlich durchzusprechen. Die Sorge um sein einziges Kind wurde der Maurermeister nicht los.

„Ich hab' sie nicht weggeben wollen aus dem Hause.

Aber was will man machen, wenn einem die Frau immer in den Ohren liegt! Wenn ich auch gut verdient habe, an Ärger hat mir's weiß Gott mein Lebtag nicht gefehlt! Da hab' ich wenigstens zu Hause meine Ruhe haben wollen — und hab' nachgegeben! Die Pension in Genf hat das Mädel verrückt gemacht. Nichts war ihr mehr gut genug! In Seide muß sie laufen und in Lackstiefeletten — na ja, ich kann's ja bezahlen! — Aber daß ihr unsere Freundschaft nicht mehr gut genug ist, und es sind doch alles uranständige Leute, das ist traurig! — Sie will zu hoch hinaus und wird blutig Lehrgeld zahlen müssen! Berlin hat sich gestreckt und gereckt, es wohnen aber mehr moderne Raubritter in seinen Mauern, als es vertragen kann. Und ich will mich nicht umsonst geplagt und geschunden haben! Ich will mein einziges Kind in guten Händen wissen. In wirklich reellen, Konrad! Sorg du mir dafür, daß das mal eintritt, denn mit mir geht's zu Ende."

Der Rechnungsrat hatte es mit Tränen in den Augen hoch und teuer seinem todkranken Bruder versprochen, und der hatte in der Tat schon wenige Tage später die Augen für immer geschlossen.

Anfangs waren Onkel und Nichte sehr gut miteinander ausgekommen. Maria hatte den Schicksalsschlag nur schwer überwinden können, wenn sie auch mit dürstenden Lippen sich nach dem brausenden Leben sehnte. Die Ruhe und Beschaulichkeit des Elternhauses war ja schon zerstört gewesen seit dem Tode der Mutter. Sie trug ein sehr empfindsames Herz in der Brust. „Und das ist ja gerade das Schlimme," hatte der Maurermeister noch an seinem Todestage zu seinem Bruder gesagt. „Die springt einmal mit beiden Beinen vor lauter Rührseligkeit in ihr Unglück, wenn da nicht achtgegeben wird!"



Und nach und nach erwachte die Lebensfreude wieder in ihr. Freundinnen aus der Genfer Pension teilten ihr mit, daß sie sich verlobt hatten, andere schickten Bilder ihres Babys. Die Briefe atmeten viel Glück und Lebensfreude. Sie allein saß noch da, war vierundzwanzig Jahre geworden. Und der Onkel Konrad war ein alter Mann, der fast nie lachte. Immer würdig im schwarzen Gehrock, die Ordensbändchen des Roten Adler- und des Kronenordens vierter Güte im Knopfloch. Er ließ nicht die geringste Reparatur in einem ihrer Häuser vornehmen, bevor er ihr ausführlich Vortrag darüber gehalten.

Und wenn sie dann nervös wurde und sagte: „Ja doch, Onkel Konrad, wenn du es für nötig hältst, so laß doch die Kleinigkeit auf eigene Faust machen!" Da hatte der alte Herr mit dem langen weißen Vollbart die Brust herausgereckt und ihr lang und breit auseinandergesetzt, daß es „Kleinigkeiten" im Leben überhaupt nicht gäbe. Und wenn sie ihrer Ansicht nach doch existierten, so machten diese „Kleinigkeiten" im Staat wie in der Familie erst die Größe, Sicherheit und Würde aus.

„Sieh, Kind, eine Minute ist doch eine ‚Kleinigkeit' nach deinen Begriffen. Aber den Hebel der Eisenbahnweiche eine Minute zu spät herumgeworfen — und das größte Unglück kann eintreten. Es ist sogar, leider Gottes, schon mehr wie einmal geschehen!"

Wenn Maria dieses „Sieh, Kind!" nur hörte, gingen ihr schon die Nerven durch. Sie war jetzt vierundzwanzig, reich und unabhängig. Diese Bevormundung mußte aufhören! Getrost konnte sie sich sehen lassen. Freundinnen aus der Pension, die lange nicht so hübsch und lange nicht so reich wie sie waren, hatten längst Männer in Rang und Würden geheiratet.

Dann gab ein Wort das andere, Onkel wollte belehren, sie wurde heftig, und schließlich verließ Maria das Zimmer und warf krachend die Tür hinter sich zu.

Der Rechnungsrat konnte ob solchen Unverstandes dann noch so gewichtig sein greises Haupt schütteln, er kam immer wieder zu demselben Resultat. Der Apostel Paulus hatte schon recht: Heiraten war gut, ledig sein aber besser! Daß er ledig geblieben war, für diese Einsicht dankte er seinem Schöpfer, aber für Maria würde es wirklich gut sein, sie heiratete bald. Das Trauerjahr war vorüber, und das Bummeln seiner Nichte den lieben langen Tag und die vielen, oft recht unnötigen Einkäufe, die sie machte, mußten ein Ende nehmen.

Er schlug ihr vor, mit ihm häufiger die Theater zu besuchen. Sie willigte ein, wollte aber auf teure Plätze gehen, auf denen er sich nicht wohl fühlte. Er saß gern mitten im Publikum, im zweiten Parkett, sie aber wollte eine Loge haben. Da stierten die Leute mit ihren Gläsern hin. Das paßte ihm nicht. Außerdem sah man vom Parkett aus alles viel besser.

Da ließ er seine Nichte bald allein gehen. Das heißt, er brachte sie hin und holte sie wieder ab. Machte sie dann spitze Bemerkungen: Berlin sei kein Bierdorf, und wenn sie einer anzusprechen wage, der könne etwas erleben — so antwortete er gar nicht.

Aber Maria wollte sich wirklich mit ihrem Onkel zanken, damit er dieses törichte Hinbringen und Abholen sein ließ.

„Und außerdem," fuhr sie erregt fort, „wie sähe denn das aus, wenn mich im zweiten Parkett meine Freundinnen aus der Pension entdeckten! Ab und zu sind immer welche hier. Sie würden mich einfach schneiden!"

Für solche Gründe hatte der alte Rechnungsrat nicht das geringste Verständnis. „Sieh, Kind! Würde eine deiner sogenannten Freundinnen so töricht sein, dann wär' ich an deiner Stelle froh, ich würde sie los!"

Das war Wasser auf Marias Mühle. „Das verstehst du nicht, Onkel Konrad, da kannst du gar nicht mitreden! Du lebst noch in den Tagen, in denen du jung gewesen bist. Die Welt hat sich aber verändert! Arg sogar! Und mit den Wölfen hat man wohl immer heulen müssen."

Das wollte der Rechnungsrat erst recht nicht gelten lassen. Das Ende war immer eine Verstimmung. Maria mußte schleunigst unter die Haube, bombenfest stand das bei ihm.

Da hatte sich allmählich ein Plan in seinem Kopfe zusammengebraut, den er mit großer Zähigkeit verfolgte.

In einem gediegenen Bierlokale in der Chausseestraße fanden sich täglich einige Herren zum Dämmerschoppen zusammen. Eines Tages, bei der Rückkehr von einem Spaziergang, hatte er das Restaurant betreten, um einen Kognak zu trinken, weil ihm nicht recht wohl gewesen war. Da hatte er sich zufällig ganz in die Nähe des Stammtisches gesetzt. Der gutgekleidete Herr mit den beiden Ordensbändchen im Knopfloch hatte die Blicke auf sich gezogen, und er hatte auch öfters hinübergesehen, weil der eine „Herr General" und ein anderer „Herr Leutnant" angeredet wurde. Wie hier oben im Norden ein General seinen Stammtisch hatte aufschlagen können, denn groß und breit stand ein diese Tatsache verkündendes Schild auf der schneeweißen Decke, war ihm allerdings etwas schleierhaft. So viel verstand der Rechnungsrat doch schon von den Berliner Verhältnissen, daß Generale den

Westen von Berlin zu bevölkern pflegen. — Nun, vielleicht war es irgend ein patriotischer Stammtisch, vielleicht die Spitzen eines Kriegervereins. Es ging ihm mit einem Male die Erkenntnis auf, daß er im Trubel der Geschäfte an einen solchen noch keinen Anschluß in Berlin gefunden hatte. Da sah er immer wieder nach dem Tische, an dem der General das große Wort führte, und der General sah wiederholt zu ihm hinüber. Dann steckten die alten Herren da drüben die Köpfe zusammen, tuschelten ziemlich lange miteinander, nickten schließlich.

Der General stieß seinen Stuhl zurück, trat auf den Rechnungsrat zu und stellte sich vor. „Meinhold ist mein Name. Die Ordensbändchen in Ihrem Knopfloch lassen vermuten, daß Sie nach der Gesinnung zu uns gehören. Wohnt der Herr hier in dem Stadtviertel?"

Da erinnerte sich der Veteran seiner militärischen Dienstzeit. Er war aufgestanden, hatte die alten Knochen zusammengerissen und laut und vernehmlich geantwortet: „Konrad Hoffmann, Rechnungsrat a. D. von der Königlich Preußischen Eisenbahnverwaltung! Jawohl, Herr General, ich wohne in diesem Stadtviertel!"

Da hatte ihn der „Herr General" freundlich aufgefordert, doch am Stammtisch mit Platz zu nehmen.

Es hatte sich zwar in den nächsten fünf Minuten herausgestellt, daß der Herr, dem man den Generalstitel zugelegt, in Wirklichkeit nur Generalagent einiger Versicherungsgesellschaften war und die übrigen Stammtischgäste alle dem ehrsamen Bürgerstande angehörten. Der eine war ein Bäckermeister, der sich zur Ruhe gesetzt, ein anderer ein Schnapsfabrikant, der dritte ein Mann, der in der Schwarzkopfschen Maschinenfabrik hier ganz in der Nähe durch Zufall eine gute

Erfindung gemacht hatte und dem sie nicht zu Kopfe gestiegen war. Bar war sie ihm abgekauft worden, und seit fünfzehn Jahren verzehrte er stillvergnügt seine Zinsen, der vierte aber, der mit dem langen, eisgrauen Schnurrbart, war ein richtiger Leutnant. Das heißt, er hatte sich draußen in der Provinz Brandenburg als Gendarmeriewachtmeister ehrlich herumgeschunden und war vor einigen Jahren mit dem Charakter als Leutnant verabschiedet worden.

Dem Rechnungsrat Hoffmann war das aber viel sympathischer, als wenn er wirklich die Ehre gehabt hätte, mit einem leibhaftigen General an einem Stammtisch zu sitzen.

Der „Herr General“ zog dem biederen Rechnungsrat durch geschickte Fragen bald die Würmer aus der Nase. Also der Onkel der reichen Maria Hoffmann! Er wußte doch in seinem Bezirke Bescheid.

Und bevor man sich trennte, war der Rechnungsrat feierlich als Mitglied des Stammtisches aufgenommen worden, und der brave Konrad Hoffmann freute sich, daß er so famosen Anschluß gefunden hatte.

* * *

Der Generalagent Meinhold war vorläufig am meisten über den Zuwachs am Stammtisch befriedigt. Er verstand das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Beim alten Hoffmann war er in die Geschäfte nie hereingekommen. An dem war nicht die Butter zum Brote zu verdienen gewesen. Sein Konkurrent, der Generalagent Schulze, hatte mit dem Maurermeister alle Geschäfte abgeschlossen. Na ja, dessen Versicherungsgesellschaften wollten doch Abschlüsse sehen, und wenn ihr Vertreter dabei keine Seide spann, konnte es ihnen gleich sein, die Prämien steckten

sie ja ein, den „Nachlaß“ trug der Agent an seiner Provision. Das heißt, es waren das nur Vermutungen, die Meinhold hegte, und er sprach nicht darüber, wer aber den alten Hoffmann gekannt hatte, wußte, wie der es verstand, jeden Taler festzuhalten.

Sich nun als Mitglied des Stammtisches sofort aufzudrängen, fiel Herrn Meinhold nicht im Traume ein. Auf die paar Groschen kam es ihm schon lange nicht mehr an, sein Geldbeutel war gewachsen wie der Bezirk, den er bearbeitete. Er hatte klein angefangen, als Subdirektor. Seine Frau war im Besitz von ein paar tausend Mark gewesen, die hatte er vor fünfundzwanzig Jahren als Kaution bei verschiedenen Versicherungen hinterlegt, und dann war's allmählich vorwärtsgegangen. Schon als Schuljunge hatte ihm sein Lehrer mehr als einmal gesagt: „Ernst Meinhold, dein Maulwerk muß noch einmal extra totgeschlagen werden!“ Er aber hatte sein „Maulwerk“ geschäftlich sehr gut zu gebrauchen gelernt und mit den Jahren und den wachsenden Verdiensten es verstanden, ihm auch die Kandare anzulegen, wenn es angebracht war.

Und nun war wieder so eine Gelegenheit gekommen, bei der durch taktvolles Schweigen sicher das meiste heraussprang. Herr Meinhold hatte nämlich einen Sohn — Christian hieß er, der war ein Teufelsjunge. Durch seine Lehre gegangen — das blieb allerdings die Hauptsache. In ganz Berlin gab es keinen Agenten, der die Leute mit größter Eleganz so felsenfest überzeugte, daß sie sich versichern lassen müßten. Und dann lagen auch schon die Anmeldeformulare auf dem Tisch, munter plauderte der Christian weiter, drehte dabei seinen Füllfederhalter zurecht — das Geschäft klappte, der Name stand da. Daß dem Abschließenden der Kopf nachher rauchte, brachte das recht schwierige

Versicherungsgeschäft mit seiner ungeheuren Konkurrenz so mit sich.

Christian war unbedingt die gegebene Partie für das reiche Fräulein Hoffmann! Der Gedanke nahm vollkommen Besitz vom Generalagenten Meinhold. Da konnte der Tausendsassa sich an eine Aufgabe machen, für die er selbstredend Feuer und Flamme sein würde. Und die Meinholdsche Familie durfte sich getrost sehen lassen. Seine Frau war Gouvernante gewesen, benahm sich tadellos, seine beiden Töchter hatten längst geheiratet, die ältere einen Arzt in Moabit, die jüngere einen höheren Angestellten der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, der mit dreißig Jahren schon alles in allem auf über siebentausend Mark stand und noch wer weiß was werden konnte.

Der „Herr General“ setzte also mit einem strategisch glänzenden Aufmarsch ein. Den Sturm taktisch geschickt im Zentrum durchzuführen, sollte später Sache seines gewandten Sohnes sein.

Als der Rechnungsrat Hoffmann zum vierten Male am Stammtisch erschien, bekam er den Ehrenplatz zur Rechten des Generalagenten — und der blieb ihm reserviert. Und da der „Herr Rat“ nicht gerade sehr redselig war, löste ihm immer wieder Herr Meinhold durch geschickte Fragen die Zunge.

Und eines Tages erschien der „Herr Christian“ mit an dem Stammtisch. Geschniegelt und gebügelt, den brünetten Schnurrbart kurz verschnitten. Ein gesunder, hübscher Mensch Ende der Zwanziger, mit blitzenden braunen Augen und eleganten, lebhaften Handbewegungen, die freilich ein bißchen sehr weit in die Höhe gingen. Dann sah man aber auch an seinem Handgelenk das goldene Armband, das an die steife Manschette bei seinen großzügigen Gesten klapperte.

Nur auf einen Sprung war er gekommen, im Vorübergehen. — Ja, die Geschäfte! — Na, es wurde anständig verdient. Millionenobjekte versichern macht immer Spaß!

Nach zwanzig Minuten sauste er wieder los.

Und dann zog sein Herr Papa die Uhr auf. „Wirklich ein guter Junge!“

Die alten Stammtischfreunde sekundierten wacker. „Und immer so häuslich!“

Da schnitt endlich der ehemalige Bäckermeister die erwünschte Frage an. „Warum heiratet Ihr Sohn eigentlich nicht, Herr General?“

Der machte ein todernstes Gesicht, zog die Schultern hoch und ließ sie dann jäh wieder fallen. „Ja, warum nicht? Da fragen Sie mich wirklich zu viel, Herr Heberlein! Wer so 'rumkommt wie mein Junge, der lernt manche gute Partie in feinen Häusern kennen. Ich dräng' ihn nicht, weil ich mein Fleisch und Blut richtig einschätzen kann. Wenn sich ein Meinholdsches Herz einmal engagiert hat, dann brennt es auch lichterloh! Und anhaltend, meine Herren, wie sich das in einer anständigen Familie gehört! — Es wäre frivol — frivol wär' es, ganz bestimmt, wenn ich da Vorsehung spielen wollte! Bei mir kam die Liebe auch über Nacht. — Na, prosit, meine Herren!“

Aber daß das Gespräch auf seinen Christian an dem Dämmerschoppen noch ein paarmal kam, dafür sorgte der „Herr General“ doch. Es fielen ihm gerade ein paar hübsche Geschichten ein, die seinen Sprößling in bengalischem Lichte erscheinen ließen.

Und als man aufbrach, hatte zufällig der Generalagent eine geschäftliche Besprechung in einem Hause ganz in der Nähe der Wohnung des Rechnungsrats.

Der Herr Leutnant war der letzte der Herren, der sich an der Straßenecke verabschiedet hatte.

Nun verlangsamte der Generalagent seine Schritte noch mehr, drückte sein Bäuchlein heraus, strich sich den kleinen, grauen Schnurrbart glatt — mit dieser Einleitung begannen immer seine Staatsaktionen — und sagte dann so nebenbei: „Was macht eigentlich Ihr Fräulein Nichte den lieben langen Tag? Es ist nicht nur mir am Stammtisch aufgefallen, daß Sie zu vermeiden scheinen, das Gespräch auf die junge Dame zu bringen, mein lieber Herr Rat.“

Der blies die Backen auf. Ihm war die Frage ungemütlich. Heute früh war wieder einmal einer seiner Vorträge jäh unterbrochen worden. Er überlegte sich, was er antworten sollte, und kam zu dem Entschluß: die blanke Wahrheit!

„Ja, sehen Sie, wir passen eben nicht so recht zusammen, meine Nichte und ich! Wir sind im Alter zu weit auseinander! Ich hab' draußen in der Provinz mein Leben verbracht, über mehr wie Volksschulbildung verfüge ich nicht, und sie ist in der Großstadt aufgewachsen, jung, lebensfreudig — und war in einer Pension in Genf!“

Da wußte der „Herr General“ sofort, woran er war. Nun konnte er seinen strategischen Aufmarsch etwas beschleunigter fortsetzen, unter etwas Kanonendonner. Er lachte laut auf.

Ganz verdutzt sah ihn der Rechnungsrat an.

„Ich kenne das — ich kenne das!“ sagte Herr Meinhold. „Nämlich an meiner Ältesten! Als die zweiundzwanzig geworden war und noch kein brauchbarer Freier auftauchte — denn jedem gibt man doch nicht sein Mädel — da wurde sie knietschig. Die Freundinnen heirateten eine nach der anderen. — Na, man kann sich

das ja vorstellen, es ist Naturgesetz! — Nun hat sie ihren Moabiter Doktor, und alles ist in schönster Ordnung. — Weiter ist das gar nichts, mein lieber Herr Rat. Das gibt sich. Und so weit bin ich in meinem Bezirke doch im Bilde — schwer kann es nicht halten, für Ihre Nichte 'nen gediegenen Mann zu finden."

„Oh, die will hoch hinaus," erwiderte der Rat ziemlich geknickt.

Da aber blieb der Generalagent Meinhold stehen, seine Hände klatschten auf dem Rücken zusammen. „Das ist doch ganz selbstverständlich! Wer heutzutage über Reichtum und Bildung verfügt und keine Ansprüche macht, mein lieber Herr Rat, der ist ein Narr! Es will doch jeder tatenfrohe Mensch in eine höhere Bevölkerungsschicht hineinwachsen!"

Konrad Hoffmann wußte nicht, was er darauf antworten sollte. Und da der Generalagent gemächlich und würdevoll weiterschritt, ging er schweigend neben seinem großen Begleiter her. An der Haustür bekam er einen herzhaften Händedruck, Herr Meinhold wanderte weiter, bog in die nächste Seitenstraße ein und ging schnurstracks in sein Bureau.

So, nun hatte er den Weg geebnet, nun mußte allmählich sein Sohn Christian zum Sturm ansetzen.

Der war übrigens in den letzten Tagen nicht faul gewesen, genau hatte er sich über Fräulein Maria Hoffmann erkundigt, sogar Gelegenheit gehabt, zweimal zufällig an ihr auf der Straße vorbeizugehen. Das Ergebnis war ein erschütterndes gewesen.

„Vater, ich müßte schon gar nicht verstehen, wie man die Leute zu nehmen hat, wenn ich von dem reichen, hübschen Mädel mir 'nen Korb holen sollte!"

Da hatten die Augen des „Herrn Generals" geglänzt, während sein Sohn kampfesmutig die Hand



schüttelte, daß sein goldenes Armband an die steife Manschette klapperte.

* * *

Bekannt war man auf die einfachste Weise von der Welt geworden. Der Herr Rat hatte am Stammtisch die Bemerkung fallen lassen, daß er mit seiner Nichte das nächste Nikisch-Konzert in der Philharmonie besuchen werde. Das hatte dem „Herrn General“ genügt. Trotz der vielen Menschen hatte man sich „zufällig“ entdeckt.

Herr Meinhold schlug dann vor, den „angebrochenen“ Abend recht gemütlich mit einem Zusammensein im Restaurant „Traube“ in der Leipziger Straße zu beschließen.

So geschah es auch.

Frau Meinhold, im violetten Seidenkleid, ein schwarzes Spitzenhäubchen auf dem graumelierten Haar, bat zu ihrer Rechten den Herrn Rat, zu ihrer Linken Maria Hoffmann, neben die setzte sich der Generalagent, während sein Sohn Christian ihr gegenüber, an der Seite des Rechnungsrates, Platz nahm. Das Gespräch wurde sehr gewählt geführt. Frau Meinhold sprach recht anregend über französische Literatur. Gerade über die wußte sie als ehemalige Gouvernante gut Bescheid, und das Thema interessierte auch Maria. So führten die beiden Damen das Gespräch fast allein. Die Herren wurden mit ein paar Brocken nachsichtig abgetan, ihre klassische und künstlerische Bildung reichte eben nicht so weit.

Und als man sich erst nach Mitternacht trennte, sagte die rundliche Frau Meinhold, indem sie Maria die Hand schüttelte, herzlich: „Das war ein genußreicher Abend! Hoffentlich nicht der letzte! Wir beide würden

uns immer gut verstehen. Ich hoffe, Sie machen mit Ihrem Herrn Onkel bei uns Besuch und es entwickelt sich ein recht anregender Verkehr."

Maria hatte dankbar der Frau Meinhold die Hand geküßt. Sie gefiel ihr. Die war anders wie die Bekannten ihrer Eltern. Da lugte nicht hinter jedem dritten Wort die Neugier hervor. Eine hochgebildete Dame war sie, die sich freute, eine Geistesverwandte kennen gelernt zu haben. Und die beiden Herren Meinhold waren auch ganz nett. Der Generalagent redete zwar ein bißchen sehr selbstbewußt — nun, das hatten wohl die Erfolge mit sich gebracht. Sein Sohn war sehr liebenswürdig gewesen, hatte geduldig auf ihre Anrede gewartet. Am besten hatte ihr sein ritterliches Verhalten gegen die Mutter gefallen. Der Gedanke war ihr natürlich durch den Kopf gefahren: Haben diese Meinholds Absichten, die sich auf meine Person beziehen? — Vielleicht! Aber das lag vorläufig noch in weitem Felde. Und sie wäre die allerletzte, die nicht deutlich zu verstehen geben würde, wenn ihr der Freier nicht paßte. Auch der weitere Gedanke kam ihr: Hat Onkel seine Hand im Spiele?

Sie beobachtete ihn die nächsten Tage scharf, aber der alte Mann blieb gleichmäßig ruhig, sagte nur am Sonnabend: „Morgen mittag möchten wir wohl bei Meinholds Besuch machen?"

Sie war einverstanden.

Meinholds waren zu Hause, ein Viertelstündchen blieb man. Am Sonntag darauf machten Meinholds ihren Gegenbesuch, und einige Tage später bekam der Rechnungsrat eine golduMränderte Karte: „Generalagent Meinhold und Frau geben sich die Ehre, Herrn Rat Hoffmann und Fräulein Hoffmann zum einfachen Abendbrot sehr ergebenst einzuladen."

Man nahm an. Es waren nur noch die Töchter mit ihren Männern zugegen. Das Essen war gar nicht einfach, sondern sehr gewählt, die Weine waren ausgezeichnet, die Stimmung wurde fidel.

Während man im Salon den Kaffee einnahm, die Herren sich eine Zigarre ansteckten, Frau Meinhold sich ans Klavier setzte, Grieg und Mozart recht gut spielte, nahm die Frau des Arztes Maria unter den Arm und führte sie in ein kleines anstoßendes Zimmer.

Und nun brach ein Redeschwall auf Maria herein, bei dem die Seligkeit über ihren guten Mann den kräftigen Unterton abgab.

„Man wird überhaupt erst ein Mensch, wenn man heiratet. Vorher sind wir Mädchen wirklich übel dran. Gerade wir, die in recht auskömmlichen Verhältnissen aufgewachsen sind. Wir sitzen da und warten. Und wenn wir uns schon betätigen, so geschieht's, um über die Langweile, das Unbefriedigtsein hinwegzukommen. — Aber haben wir erst unsere eigenen vier Wände, müssen wir erst für einen Mann sorgen — Gott, liebes Fräulein Hoffmann, Sie glauben ja gar nicht, wie unbeholfen die Männer sind und wie sie sich nach des Tages Last und Ärger nach einer lieben Frauenhand sehnen! Wenn wir sie dann ein bißchen kurz halten, ohne daß sie es groß merken, ja, dann haben wir die Seligkeit auf Erden. — Und wenn dann erst ein Kindchen kommt, das ist ein Kitt, eine hehre Aufgabe fürs ganze Leben!"

In der Tonart ging es weiter.

Maria machte sich den Vers dazu und schwieg. Dieses Drängen paßte ihr gar nicht. Man kannte sich doch kaum! Gut Ding will Weile haben!

Sie setzte ein ernstes Gesicht auf und wurde einsilbig — und hellhörig. Sie sah, was sie bisher nicht gesehen hatte, wie die Frau Doktor später ab und zu

einen Blick mit ihrem Bruder wechselte, ihm ermunternd zunickte. Aber der war klug, hielt sich vorläufig noch im Hintergrund und sagte nur lächelnd ein paar artige Worte zu Maria, bezeigte aber dem Herrn Rat sehr viel Respekt. Er hatte als Freiwilliger bei den Gardefüsilieren „gleich nebenan", wie er lächelnd hinzufügte, gedient.

Also die Sache sollte „geschoben" werden, wie der Berliner sagt.

Da zuckten die Nerven auf ihrer Stirn. Hoch reckte sie sich auf, blieb abweisend kühl, selbst Frau Meinhold konnte kein Lächeln mehr um ihren Mund zaubern.

Zu Hause gab es eine scharfe Auseinandersetzung mit ihrem Onkel.

„Ich will die Wahrheit wissen! Bist du mit Meinholds im Bunde?"

Der alte Mann machte ein ganz verdutztes Gesicht. „Was ist denn los? Wie warst du überhaupt mit einem Male! Ich war froh, wie ich dieses so gastfreie Haus im Rücken hatte!"

Da lachte Maria hellauf und stampfte dann zornig mit dem Fuße auf. „Heiraten soll ich den Christian — das ist doch klar!"

Erst machte der Rechnungsrat ein langes Gesicht, dann brummte er: „So eilig ist das wohl nicht! Aber wenn er dir gefällt — man muß nie zu viel Wert auf den ersten Eindruck legen. Sieh, mein Kind, du wärst wahrscheinlich recht gut aufgehoben, die Meinholds sind doch eine sehr gut Familie!"

„Sieh, mein Kind!" hatte der Onkel gesagt. Da wurde sie wild.

„Ich lass' mich nicht ‚aufheben'. Und deine Ansicht über ‚gute Familie' deckt sich gar nicht mit der meinen. — Wie diese Stammtischbekanntschaft zustande gekommen ist, das möchte ich wissen!"

Das ging dem alten guten Rechnungsrat doch über die Hutschnur. „Ich hab' dir's doch erzählt! Hast du mich jemals auf einer Lüge ertappt?"

„Na, dann hast du dich eben einwickeln lassen!"

Da verließ der Onkel auf den Absätzen, mit herausgedrückter Brust und voller Entrüstung das Zimmer.

* * *

Nachdem Hoffmanns gegangen waren, tagte auch bei Meinholds der Kriegsrat. Dort war man mit dem Verlaufe des Abends ebenfalls nicht zufrieden.

Das große Wort führte die älteste Tochter, die Frau des Arztes.

„Ich hab' mich so nett mit Fräulein Hoffmann unterhalten, wir waren uns so nahe gekommen! Aber der Christian ist ein Stiefel. Steht da wie ein dummer Junge und sagt kein Wort! Sonst kann er doch reden wie ein Wasserfall!"

Christian aber machte eine seiner großzügigen Handbewegungen. „Glaubst du vielleicht, Grete, so einem reichen Mädel gefällt es, wenn man vor ihr scharwenzelt? Das tun schon gerade genug. So eine muß man an sich herankommen lassen. Will ich einen großen Abschluß machen, fall' ich auch nicht mit der Türe ins Haus. Erst geht man hübsch vorsichtig vor, weiß man aber, wie man denjenigen oder diejenige anzupacken hat, dann wird energisch zum Angriff geblasen. Und daß meine Taktik die einzig richtige ist, wird dir Vater bezeugen können — du aber hast heute mehr verschustert, als ich in vier Wochen wieder gutmachen kann!"

Die Frau Doktor rang die Hände. „Nun soll ich die Dumme gewesen sein!"

„Warst du auch!" beteuerte ihr Bruder. „Fräulein

Hoffmann war in der besten Stimmung, als du mit ihr ins Nebenzimmer verschwandest. Wie ihr aber wieder auf der Bildfläche erschienet, machte sie ein Gesicht wie das Leiden Christi. Da hab' ich mich zurückgehalten. Christian Meinhold verbrennt sich die Finger nicht."

Der Generalagent wußte ganz genau, daß sein Junge recht hatte. Aber er hütete sich, auf seine Seite zu treten. Er kannte seine Älteste. Da war sonst der Krach gleich fertig.

Er gähnte herzhaft. „Kinder rempelt euch nicht an! Außerdem bin ich hundemüde. Und solche Dinge werden bekanntlich nicht übers Knie gebrochen. Finden die beiden jungen Leutchen mit der Zeit Gefallen aneinander, mir soll's recht sein. Aber so 'n Goldfisch hat Mucken! — Na, der Christian ist einer, der die mit weicher Hand auszutreiben versteht. — Gute Nacht für heute!"

* * *

Maria Hoffmann ging in den nächsten Tagen mit zusammengekniffenen Lippen herum. Der Gedanke, daß sie „verschachert" werden sollte, hatte sie ganz nervös gemacht. Ein Schlachtplan reifte in ihrem Kopfe. Oh, sie hatte Geduld!

Eines Morgens betrat sie das Wohnzimmer ihres Onkels. „Wir müssen nun Meinholds einladen," sagte sie.

Der Rechnungsrat ließ die Zeitung sinken und antwortete gottergeben: „Ja, das müssen wir wohl tun."

„Doktors und die Elektrizitätsmenschen haben zwar Besuch gemacht, aber die laden wir nicht ein, denn wir sind noch den Gegenbesuch schuldig. Das eilt auch nicht."

„Zu lange dürfen wir den aber nicht aufschieben, Kind.“

„Ich möchte aber vorher Meinholds einmal allein bei uns sehen. Also schreib gleich hin. Dienstag zum Abendbrot. Und lumpen lass, ich mich nicht. Die Kochfrau und das übrige besorge ich selbst.“

Letzteres war dem Rechnungsrat nur angenehm. „Na schön. Ich schreib’ gleich.“

„Und einen recht herzlichen Gruß von mir.“

Da sah der alte Herr über die Brille seine Nichte einen Augenblick mißtrauisch an.

Aber die war offenbar sehr vergnügt und ging gleich darauf in die Küche.

Mit der Beschränkung der Einladung auf die Familie Meinhold war der Rechnungsrat übrigens sehr zufrieden. Je kleiner der Kreis, um so lieber war es ihm. Mit dem Doktor konnte er sich nicht recht unterhalten, der tat so überlegen, und der Beamte der Elektrizitätsgesellschaft sah ja immer nur seine Frau an. Nun, die war aber auch ein Prachtweib — und hatte die Hosen gehörig an.

Meinholds sagten mit Freuden zu und kamen pünktlich zur festgesetzten Zeit.

Maria war hinreißend liebenswürdig. Der Tisch war mit Veilchen und Efeu bestreut. Sekt gab es auch — französischen sogar. Maria Hoffmann war kaum wiederzuerkennen.

Frau Meinhold drohte ihr schalkhaft mit dem Finger. „Werden Sie mal eine gute Hausfrau abgeben!“

„Ja, zu was wär’ ich denn sonst auf der Welt!“ meinte Maria lachend. Sie richtete sehr oft das Wort an den jungen Herrn Christian, trank ihm sogar einmal zu.

Da konnte sich’s der „Herr General“ nicht versagen,

ans Glas zu klopfen und eine Rede zu halten. Sie war nicht gerade ein Wink mit dem Zaunpfahl, aber er ließ doch recht deutlich durchklingen, daß nicht nur er, sondern auch die Seinen diesem gastfreien Hause eine sehr teilnehmende Freundschaft entgegenbrächten. Die Rede schloß: „Und so wollen wir, meine Herrschaften, unsere Gläser leeren bis zur Nagelprobe auf eine recht frohe Zukunft! Die Zukunft, die uns hoffentlich immer Schulter an Schulter finden wird, sie lebe hoch! Und nochmals — hoch! Und zum dritten Male — hoch!“

Maria stieß mit ihm an, schüttelte ihm die Hand und sagte: „Nein, wie schön! Ich hätte Ihnen solches Talent gar nicht zugetraut — bei aller Hochschätzung, Herr Meinhold!“

Ehe er antworten konnte, hatte sie sich schon herumgedreht. Herr Christian stand neben ihr. Sie stieß auch mit ihm an und nickte ihm freundlich zu.

Da senkte er das erste Mal seine braunen Augen tief in ihre blauen. Und er war mit dem Erfolge sehr zufrieden, denn Maria Hoffmann wurde verlegen, nahm schnell wieder Platz und blieb, bis die Tafel aufgehoben wurde, sehr einsilbig.

Dann saß man in ihrem Mädchenzimmer zusammen. Frau Meinhold bewunderte den erlesenen Geschmack. Hell und freundlich war es da, gebeizte Kirschholzmöbel mit lichten Überzügen, ein hellgrauer Teppich mit roten Rosen bedeckte den Boden.

Christian hatte neben Maria Platz genommen, die mit Frau Meinhold auf dem Sofa saß. Er neckte sie ein wenig, und sie ging darauf ein.

„Wo haben Sie denn eigentlich den Kanarienvogel?“

„Bin ich denn schon eine alte Jungfer, Herr Meinhold? — Vierundzwanzig Jahre trage ich allerdings schon auf dem Rücken! Eigentlich entsetzlich — nicht wahr?“

Aber das wollte er durchaus nicht gelten lassen. „Ganz im Gegenteil, mein gnädiges Fräulein! Mein Schwager, der Arzt, würde Ihnen bestätigen, daß nach Ansicht der Wissenschaft die jungen Damen heutzutage meist viel zu früh heiraten."

Frau Meinhold sekundierte wacker. „Allerdings! Ich habe mich gesträubt, meine jüngste Tochter schon mit neunzehn aus dem Hause zu geben. Es hat aber gar nichts genützt. Nun, die Ehe ist Gott sei Dank gut ausgeschlagen. Ich hab' aber meine Kinder auch erzogen, wie es eben nur eine ausgezeichnet durchgebildete Gouvernante, die das Lehrerinnenexamen mit der ersten Note bestanden hat, leisten kann."

Maria Hoffmann dachte im stillen: „Nun fängt die auch noch zu protzen an!" Aber sie neigte sich über die Hand der Frau Meinhold und küßte sie voller Respekt.

Da hielt der Generalagent die Zeit für gekommen, mit dem Rat in ein anderes Zimmer zu verschwinden. Ein Grund war bald gefunden.

Und als die beiden Herren gemütlich bei ihrer Zigarre zusammen saßen, fragte Herr Meinhold: „Was ist neulich bei mir eigentlich vorgefallen? Ihre Nichte ist heute so ganz anders! Viel, viel liebenswürdiger!"

Der Rechnungsrat wollte erst nicht mit der Sprache heraus. Auf wiederholtes Drängen sagte er endlich kurz: „Bestimmtes weiß ich nicht. Aber ich glaube, die Frau Doktor hat ihr irgendwie auf die Hühneraugen getreten."

Meinhold nickte heftig. „So wird's gewesen sein! Das hat meine Älteste weg. Na, hoffentlich ist der Fall nun erledigt. — Herr Rat, wenn Sie Ihren guten Einfluß nun auch weiterhin zur Geltung brächten?"

Der fühlte sich sehr geschmeichelt. „Heute ist es doch urgemütlich! — Na also!"

Die beiden Herren schüttelten sich die Hand. Sie verstanden sich. —

Drüben aber in Marias Zimmer fing Christian Meinhold jetzt an, energisch Süßholz zu raspeln, und die beiden Damen hörten ihm lächelnd zu.

Als Meinholds sich dann sehr herzlich verabschiedeten und den Wunsch aussprachen, nun öfters zusammenzukommen, man verstände sich doch so ausgezeichnet, erwiderte Maria nichts darauf, aber sie zog nochmals die Hand von Frau Meinhold an die Lippen.

Diese stumme Antwort war der auch die allerliebste.

Der Rechnungsrat sagte an diesem Abend auch nicht mehr viel. Er machte sich seinen Vers, und der gefiel ihm ganz außerordentlich.

Maria beaufsichtigte das Einräumen des Porzellans nebenan, trällerte ein Liedchen nach dem anderen — und wenn das „mannbare Jungfrauen" tun, dann war doch alles in der schönsten Ordnung!

Christian Meinhold aber hielt gleich nach der Heimkehr seinen Eltern einen langen Vortrag mit großzügigen Handbewegungen. „Wer hat nun wieder einmal recht? — Ich! — Was die alberne Grete verhaut, renk' ich im Handumdrehen wieder ein!" Dabei drehte er die Hand so energisch herum, daß sein Armband ganz wütend an die Manschette klapperte. „Ja—a, wenn ich meine Puppen tanzen lasse!" Er hob den Zeigefinger. „Erst muß man natürlich wissen, wie so ein Mädchen genommen sein will. — Na, die runden zwei Milliönchen sind mir sicher! Jetzt geht's aufs Ganze!" Seinen Vater packte er am Handgelenk. „Und nun muß alles sehr plötzlich gehen! Wenn das Schneewetter anhält, machen wir 'ne Schlittenpartie — dabei wende ich das abgekürzte Verfahren an!"

Wohlgefällig besah er sich im Spiegel, wippte dabei mit den Fußspitzen und strich sich sein Schnurrbärtchen glatt.

Der Generalagent lachte und tätschelte seiner Frau wohlgefällig die rundlichen Backen. „Ein Teufelsjunge, Mutterchen! Der macht uns kein Kopfzerbrechen!“

Frau Meinhold war zwar auch mit dem Abend äußerst zufrieden, aber etwas bremsen hielt sie doch für angebracht. „Christian, überspann bloß den Bogen nicht! Schließlich kommt es doch auf ein paar Wochen nicht an!“

Der aber lachte. „Es kommt auf jede Minute an! Ich hab' das Täubchen doch in der Hand! Kaufleute sind an Konkurrenz gewöhnt, besonders wir im Versicherungsfach! Und kann man mit Herzensangelegenheiten ein gutes Geschäft verbinden, dann heißt's doppelt und dreifach: Nicht locker lassen! Was man hat, das hat man!“

* * *

Am nächsten Morgen wurde ein großer Strauß roter Rosen für Maria abgegeben, eine Visitenkarte hing daran. Nun, sie hätte es auch ohne diese gewußt, daß sie von Christian Meinhold kamen. Ein leises Lächeln huschte über ihr Gesicht.

Nun blies er also zum Angriff! Er wird sein blaues Wunder erleben! — Sie sollte dies abgekartete Spiel nicht durchschauen! Zum Totlachen war es gewesen! — Außerdem, was konnte ihr Herr Christian Meinhold, der „Versicherungsfritze“, bieten? Sie wollte höher hinaus — viel höher! Ihre Freundinnen aus der Genfer Pension würden mit Fug und Recht die Nase rümpfen, wenn sie „so einen“ heiratete.

Vorläufig aber machte ihr die Geschichte einen Heidenspaß. Gleich setzte sie sich hin und schrieb ein Dankkärtchen an Christian Meinhold. In immer höhere Wallung sollte dessen spekulatives Herz gebracht werden. Später kam dann das Ende. Auf das Gesicht des eitlen Menschen freute sie sich schon heute.

Und dann ging sie zu ihrem Onkel.

„Sieh nur, diese Blumen hat mir der junge Herr Meinhold geschickt!"

Der Rechnungsrat machte ein hochbefriedigtes Gesicht. „Sehr aufmerksam — das muß ich sagen!"

Maria steckte schnell ihr Näschen in den Strauß, damit der Onkel nicht sah, wie nahe ihr ein übermütiges Lachen war. Erst als sie sich wieder in der Gewalt hatte, hob sie den Kopf. „Dir gefällt der junge Herr Meinhold auch sehr gut — nicht wahr, Onkel?"

„Ganz ausgezeichnet, Maria! Recht gesetzt ist er — äußerst höflich! — Aber sieh, mein Kind, ich will nichts gesagt haben, denn sonst denkst du vielleicht, ich wollte dich beeinflussen!"

Maria war wieder das Lachen nahe. Sie ließ sich von dem braven Onkelchen noch lange nicht beeinflussen. Dann nahm sie sich zusammen, setzte sich und machte ein nachdenkliches Gesicht. „Ach ja, er ist wirklich ein lieber Kerl! Aber seine Schwester Grete ist ein Ekel!"

Der Rat schmunzelte. Mädchen, wenn sie verliebt sind, können doch nicht den Schnabel halten, fuhr es ihm durch den Kopf. Also ein wenig den Weg geebnet, dann floß der Mund wahrscheinlich noch weiter über.

„Das kommt doch überall vor. Ein Familienmitglied ist einem nicht so sympathisch wie das andere. Da trifft man beizeiten Vorsorge. Und wie gesagt, mein Kind, ich will dich gar nicht beeinflussen, aber ich

glaube, der junge Herr Meinhold hat auch nicht gerade allzuviel für seine älteste Schwester übrig. Die ganze Familie Meinhold nicht. Eine Bemerkung des Generalagenten gestern deutete darauf hin."

Da atmete Maria tief und laut auf und verließ wortlos das Zimmer.

Sie hatte sich nicht verrechnet. —

Beim Nachhausegehen vom Stammtisch an diesem Abend blieb der „Herr General" mit dem Rechnungsrat zurück. Das Gespräch kam natürlich sofort auf das genußreiche gestrige Zusammensein. Das heute mittag bereits eingelaufene Dankkärtlein von Fräulein Maria habe seinen Sohn geradezu gerührt.

Nun floß dem Rat der Mund über. Er erzählte alles, was Maria gesagt hatte.

Herr Meinhold senior zog die Augenbrauen hoch und beteuerte hoch und heilig, nachdem er den Redefluß schweigend bis zu Ende angehört: „Ihr Fräulein Nichte hat vollkommen recht. Unsere Grete ist wirklich etwas komisch. Mißverstehen Sie mich aber nicht, mein lieber Herr Rat! Sie hat auch ihre Lichtseiten. Ihr Doktor ist äußerst zufrieden mit ihr. Na ja, wir haben unsere Kinder doch ausgezeichnet erzogen!"

Dem Rat fiel ein Stein vom Herzen. Er klopfte seinem Stammtischfreund vertraulich auf die Schulter. „Wenn Sie Ihrem Sohn beibringen könnten, daß er gelegentlich mal ein Wort fallen läßt! Sie verstehen mich schon! Etwa so: ‚Wenn ich verheiratet wäre, zu viel Verkehr würde ich mit meiner ältesten Schwester nicht unterhalten.' Nicht wahr, Sie verstehen mich?"

„Ich verstehe. Und das würde mein Christian auch nicht. Er ist eine viel zu selbständige Natur, und die Grete will immer häppeln und klug reden. Mir geht das auch manchmal auf die Nerven".

Die Freunde trennten sich mit verständnisvollem Händedruck. —

In der Nacht hatte es von neuem angefangen zu schneien. Am nächsten Morgen schaufelten Tausende von Arbeitslosen die Straßen frei. Kalt strahlte die Sonne vom stählernen Himmel.

Gegen elf Uhr klingelte es bei Hoffmanns. Herr Christian Meinhold, einen wunderbaren Strauß dunkelroter Rosen in der Hand, fragte nach den Herrschaften.

Onkel und Nichte empfingen ihn. Er küßte Maria galant die Hand.

„Nein, Herr Meinhold, wie Sie mich verwöhnen!"

„Ihnen eine Freude zu machen, ist mir zum — Herzensbedürfnis geworden, mein gnädiges Fräulein!"

Und während sie verschämt den Blick senkte, brachte er sein Anliegen vor mit den schönsten Empfehlungen von den Eltern. Ausgezeichnete Schlittenbahn sei, ob man nicht gemeinsam in den Tegeler Forst fahren wolle und irgendwo Punsch trinken. Die Pfannkuchen von Hilbrich würde seine Mutter mitbringen. Ganz nebenbei fügte er noch hinzu: „Natürlich nur wir und meine Eltern! Bitte, mich nicht mißzuverstehen, aber meine Schwestern — Gott ja! Die von der Elektrizitätsgesellschaft nimmt grundsätzlich an keinem Vergnügen ohne ihren Mann teil, und die Grete — ganz davon abgesehen, daß jetzt das beste Doktorwetter ist, denn die Influenza grassiert in Berlin — kann ich wirklich nur im größeren Kreise genießen!"

Der Herr Rat sekundierte sehr verständig. „Es ist uns auch so angenehm. Weil wir nämlich noch keinen Gegenbesuch gemacht haben. Schwer auf der Seele liegt's uns. Immer kam was dazwischen. Aber nächsten Sonntag ganz sicher!"

Maria lächelte, nickte und sagte Herrn Christian, daß sie sich sehr auf die Schlittenpartie freue.

Da zog er hochbeglückt ab, um die nötigen Anordnungen zu treffen. —

Als aber bald nach Mittag die beiden Schlitten vor der Haustür hielten, machte Maria doch ein langes Gesicht. Der eine der Schlitten war ein ganz kleines Ding, das Herr Christian Meinhold selbst kutschierte.

Der Generalagent aber lachte dröhnend und machte kurzen Prozeß. „Hier zu uns herein, Herr Rat! Wir alten Leute fahren zusammen! — Christian, daß du mir aber das gnädige Fräulein nicht umschmeißt!“

Da schwelgte der in Entrüstung. „Aber Vater! Kutschiere ich denn zum ersten Male? Und daß das gnädige Fräulein ängstlich ist, das ist doch wohl weit von der Hand zu weisen!“

Im großen Kreise fuhr seine linke Hand, in der er die Peitsche hielt, zur Bekräftigung seiner Ansicht durch die Luft.

Maria hatte sich sofort wieder in der Gewalt. Also das abgekartete Spiel sollte so energisch weitergehen! Da würde sich der Herr Christian sehr wundern über den Enderfolg!

Sie lachte. „Ich hab' gar keine Angst! Das werd' ich beweisen!“

Da zog der Generalagent den Rat in den Schlitten, setzte ihn neben seine Frau und rief: „Na, wenn's schief geht, Christian, machen wir noch ein Geschäft und nehmen die Herrschaften in die Unfallversicherung auf, falls sie ihr kostbares Leben noch nicht nach allen Richtungen hin gesichert haben.“

Herr Christian aber machte ein abweisendes Gesicht, antwortete überhaupt nicht, sondern hüllte Fräulein Hoffmann sehr fürsorglich in eine große Pelzdecke.

Vorläufig mußte er auf den Weg Achtung geben. Hier gingen noch die Straßenbahnen, und Automobile und Schlittendroschken sausten um die Ecken.

Maria hatte zwei der dunkelroten Rosen an ihr Pelzjackett gesteckt. Den Schleier heruntergelassen, saß sie kerzengerade, mit zusammengekniffenen Lippen da. Das konnte ja gut werden! Der Schlitten mit Meinholds und ihrem Onkel fuhr voran, und der Abstand wurde immer größer. Was bildeten sich diese Leute eigentlich ein? Glaubten die vielleicht, sie ließe sich überrumpeln? Das konnte ihr nicht passieren!

Der junge Meinhold richtete ein paarmal das Wort an sie, aber er bekam nur einsilbige Antworten. Er legte sich's zu seinen Gunsten aus. Natürlich, so ein Mädchenherz schlug bis zum Halse hinauf und wartete krampfhaft auf das erste liebe Wort. — Gott, wie zaghaft sie war! Na, das erleichterte ihm seinen Schlachtplan. Bei Punsch und Pfannkuchen würde nachher da draußen in dem Forsthaus im Tegeler Wald Verlobung gefeiert werden.

Zwei Millionen und eine hübsche Braut! Was wollte ein Mensch noch mehr?

An dem Tegeler Gefängnis, dem düsteren Gebäudekomplex aus roten Ziegelsteinen, ging die Fahrt vorbei, dann durch das Dorf. Neben schmucken, villenartigen Häusern standen Bauerngehöfte, der Goldstrom der Großstadt pulste bis hier heraus.

Endlich ging's hinein in den Forst. Da ließ er die Pferde in Schritt fallen. Der Schlitten mit den Eltern und dem Rat war nicht mehr zu sehen. Das Schellengeläute brach sich am hochstämmigen Kiefernwald. Der Schnee knirschte unter den Kufen, die Pferde stampften bis zu den Fesseln durch eine Wehe.

Christian Meinhold lachte, rückte näher an Fräulein

Hoffmann heran, sah ihr siegesbewußt in die Augen und sagte: „Gnädiges Fräulein, schlagen Sie doch den Schleier hoch! Bitte, bitte!“

Sie lehnte sich scharf zurück in die Ecke. Jetzt nur die Ruhe nicht verlieren!

„Aber warum denn?“ fragte sie.

Er neigte sich über ihre Hand, die lässig auf der Pelzdecke lag. Sie anzusehen, getraute er sich doch nicht.

„Mein Schlittenrecht möcht' ich mir nehmen!“

Ganz steif saß sie jetzt da, die Hände zog sie zurück. Dem frechen Burschen wollte sie die höheren Flötentöne schon beibringen. „Also deshalb die Fahrt mit mir allein! Ich hätte es mir eigentlich denken können. Aber von Ihrem Schlittenrecht werden Sie keinen Gebrauch machen dürfen, Herr Meinhold! Mir von Ihnen einen Kuß geben zu lassen heute“ — sie betonte das Wort absichtlich — „das will ich nicht! Wenn Ihnen jedoch daran liegt, meine Lippen — zu sehen, bitte!“

Ruhig schob sie den Schleier hoch. Nun begann natürlich eine niedliche Theaterspielerei. Auf die freute sie sich!

Aber sie hatte sich geirrt. Christian Meinhold bekam einen roten Kopf. Vor zwei Stunden hatte er seinen Eltern gegenüber geprahlt: „Wenn ich mit ihr vor dem Forsthaus halte, ist alles abgemacht!“ Also jetzt stramm zugefaßt!

Als er aber seine freie Hand nach ihr ausstreckte, drückte sie sich fest in die Polsterecke.

„Herr Meinhold, ich warne Sie!“ sagte sie.

Aber er ließ sich nicht warnen. Seine Hand versuchte sie zu umschlingen.

Da bekam er einen Schlag ins Gesicht. Mit sprühenden Augen sah sie ihn an. „So! Nun fahren

Sie mich sofort bis zur nächsten Straßenbahnhaltestelle zurück!"

„Gnädiges Fräulein!" Das hatte er im Traume nicht erwartet. „Was ist denn dabei, wenn man sein Schlittenrecht —"

„Wollen Sie wenden oder nicht?" unterbrach ihn Maria scharf. „Gerade hier geht es. Sonst springe ich aus dem Schlitten!"

Er bettelte um Verzeihung.

Da faßte sie selbst in die Zügel, und er mußte zugreifen, sonst wäre der Schlitten umgestürzt.

Auf der Fahrt zur Haltestelle versuchte er noch ein paarmal, den Schaden wieder einzurenken. Aber sie antwortete ihm überhaupt nicht mehr.

An der Haltestelle — es war die Endstation der Straßenbahn — machte er einen letzten Versuch.

Da sprang sie aus dem Schlitten, stieg in den wartenden Wagen und fuhr gleich darauf ab.

Die Empörung wogte noch wild in ihrem Blute. Sie war jetzt echt.

* * *

Als Maria Hoffmann ihr Haus betrat, kam die Portiersfrau eilig hinter ihr her. Seit zwanzig Jahren versah ihr Mann schon den Posten.

„Frailein Mariechen! — Frailein Mariechen!"

Bei der vertraulichen Anrede war es seit der Konfirmation geblieben. Maria blieb stehen und drehte sich um.

„Ach Jotte nee, die beeden Mächens sind mal 'nen Sprung weg!"

„Dann schließen Sie mir, bitte, oben auf!"

Da stutzte die Portiersfrau. Wie trostlos die Worte geklungen hatten! Und allein war das Fräulein Marie-

chen zurückgekommen! Da hatte es sicher einen Krach gegeben. Ja, das Mannsvolk!

In der Wohnung war es kühl. Fräulein Hoffmann nahm den Hut ab und wischte sich ein paar Tränen aus den Augenwinkeln.

„Na nu!“ sagte die Portiersfrau und stemmte die Fäuste auf die breiten Hüften. „Dat versteh' ick nich!“

Berliner Portiersfrauen lieben den Dingen auf den Grund zu gehen. Und wer wie Frau Kuschke jederzeit bewiesen hatte, wie sie an ihrer jungen Herrin hing, der besaß wohl ein Recht, die Wahrheit zu erfahren, um einen guten Rat anbringen oder wenigstens trösten zu können.

Maria hatte sich in einen Sessel geworfen, ihre Schultern zuckten krampfhaft.

Das war zu viel für Frau Kuschke. „Ick will Sie sagen, wat passiert is! Der junge Herr is frech jeworden! Da haben Sie kurzen Prozeß jemacht, wie sich dat jehört!“

Maria schluchzte immer noch.

Da hieb Frau Kuschke mit der Faust durch die Luft. „Ja, so wat tut, als wär's wat! Und rennt treppauf, treppab wie 'n Hausierer! Und wenn es jebrannt hat, denn mäkelt dat Volk und zahlt nur die Hälfte aus! Aberst selber wird et fett dabei, dat Volk!“

Es wird nirgends so scharf kritisiert wie im Berliner Norden.

Maria erhob sich, sie fröstelte: „Legen Sie, bitte, Kohlen nach, Frau Kuschke!“

„Ja doch — jerne!“ Sie half oft mit aus, da wußte sie genau Bescheid.

Als sie mit dem Kohlenkasten wieder kam, stellte sie ihn aber erst hin und klopfte ihrer jungen Herrin vertraulich auf die Schulter. „Et hat so sein sollen, dat es

alle jeworden is! Es wird ooch jut jewesen sein! Aber wat nich jut is, dat Sie nu so hier sitzen un Trübsal blasen! — Ick jinge an Ihrer Stelle gleich mal zur Skobrowskyn, Frailein Mariechen!"

„Wer ist denn das?"

„Wat — die kennen Se nich? Die Skobrowskyn kennen Se nich?"

So ungläubig kam es von Frau Kuschkes Lippen, daß Maria wider Willen lächeln mußte. „Keine Ahnung hab' ich!"

„Da schlag eener lang hin! — Die Skobrowsky is doch de beriehmteste Kartenlejerin, die es ieberhaupt uf der Welt jibt!"

Maria lachte jetzt hell auf. „Liebe Frau Kuschke, auf solchen Unsinn lass' ich mich nicht ein!"

„Sagen Sie dat, wenn Se wiederkommen, Frailein Mariechen! — Se wohnt jar nich weit von hier — an de Brunnenstraße. Da loofen noch janz andere hin wie Sie! De feinsten Damens von Berlin! Und se kommen immer wieder! Warum kommen se denn immer wieder zur Skobrowskyn? Weil wat dran is an die Jeschichte!"

Und dann erzählte Frau Kuschke, wer alles aus der Nachbarschaft bei der Frau Skobrowsky gewesen, und wie aber auch alles eingetroffen sei, und schloß mit den Worten, indem sie sich verschämt die blaue Schürze glatt strich: „Ick war ooch schon bei ihr! Nich bloß eenmal! Jott bewahre! Immer hat se recht jehabt, de Skobrowskyn. — Ja—a, wie wir nu die drei Mächens hatten, un mein Mann winschte sich doch endlich 'nen Jungen! Mir war's janz egal, Frailein Mariechen, aberst seinem Mann tut man doch jerne 'n Jefallen, da hat mir de Skobrowskyn uf 'n Kopp zujesagt: ‚Liebe Frau,' sagte se, ‚jetzt jibt's 'nen Jungen!' — Und sechs Monate später war unser Fritze da!"

Das letzte Beispiel machte zwar wenig Eindruck auf Maria. Aber die Sache bereitete ihr Spaß. Warum sollte sie sich nicht auch einmal die Zukunft enthüllen lassen? Und wenn auch Unsinn herauskam! Hier war's kalt! Womöglich kehrte in der nächsten halben Stunde der Onkel mit Meinholds zurück, und es gab eine peinliche Auseinandersetzung. Lieber gleich einmal hingegangen! Da kam sie hoffentlich wenigstens auf andere Gedanken.

Sie erhob sich und setzte den Hut auf. „Ich glaube zwar nicht daran, aber ich werde doch einmal hingehen."

„Recht so, Frailein Mariechen! Tun Se dat! Ick sag's keenem Menschen nich."

Und dann gab ihr Frau Kuschke noch einige gute Ratschläge und Verhaltungsmaßregeln. — —

Als Maria von der Kartenlegerin zurückkehrte, war ihr weit leichter ums Herz. Sie lachte zwar über diese Frau Skodrowsky, aber der Mensch läßt sich ja so gern trösten. Es war nicht viel, was die Frau gesagt hatte, immerhin ein tröstlicher Ausblick blieb das Ergebnis.

Nur 'raus aus dieses Lebens Enge! Dann zimmerte sie sich schon selbst ihre Zukunft zurecht!

Frau Kuschke fing sie ab. „Der Herr Rechnungsrat is schon oben."

„Allein?"

„Ja."

Also dann konnte die Auseinandersetzung gleich beginnen!

Aber der Onkel sagte nur: „Kind, Kind!" und schüttelte mißbilligend den Kopf.

Sie setzte ihm alles auseinander.

Da lachte er sie aus. „Was ist denn weiter dabei? Schlittenrecht! Ein Küßchen in Ehren! — Es wär' doch jammerschade, wenn's mit euch beiden nichts würde!"

„Daran ist gar nicht zu denken!“

„Nun, beschlaf die Geschichte! Schon morgen wird sie dir in milderem Lichte erscheinen!“

Da verließ Maria mit einem spöttischen Lachen das Zimmer. — —

Der Rechnungsrat verkehrte weiter am Stammtisch, der Generalagent tat, als ob nichts vorgefallen wäre, Herr Christian aber ließ sich nicht wieder sehen. Dem lag noch die Blamage in allen Knochen.

Aber er gab das Rennen noch nicht auf. Der Widerstand des hübschen, reichen Mädchens reizte ihn. Das „Projekt“ mußte eben nun von einer anderen Seite angepackt werden.

Christian Meinhold wurde jetzt ganz zum kühlen Rechner. Es war das klügste, er hielt sich einstweilen im Hintergrund. Der Herr Rat sollte sein Fürsprecher sein.

Eines Tages erschien er wieder am Stammtisch, blieb sehr einsilbig und starrte ganz vergrämt vor sich hin.

Dem guten Rechnungsrat tat der junge Mensch leid. Auf dem Heimweg sagte er: „Herr Christian, kommen Sie, wir bummeln hinterher!“

Und daß Herrn Christian nun der Mund recht reichlich überfloß, war selbstverständlich.

„Ich hab' mir wirklich nichts dabei gedacht, Herr Rat! Gott, man ist doch jung und leidenschaftlich! Irgendwie muß der Schaden einzurenken sein! Fragen Sie, bitte, einmal vorsichtig bei Ihrem Fräulein Nichte an, welche Genugtuung sie von mir verlangt. Ich bin bereit, ihr jede zu geben, vorausgesetzt, eine Demütigung bleibt mir erspart.“

Der Rat schmunzelte. „Mein lieber Herr Christian, ich glaub' gar nicht, daß Sie so arg verspielt haben. Ich beobachte nämlich meine Nichte sehr scharf. Sie

ist höllisch nervös — immer noch. Das verrät doch, daß Sie ihr nicht gleichgültig sind. Und dann liegt von Zeit zu Zeit ein versonnenes Lächeln um ihre Lippen. Und wenn das junge Mädchen aufsetzen! Gott, wenn ich auch nicht verheiratet gewesen bin, mitunter war auch ich ein arger Sünder! — Und was macht man da? Man läßt ein Mädchen in diesem Stadium ein bißchen zappeln. Auf einmal blaut der Himmel wieder, und man rührt nun nicht mehr an die unangenehmen Erinnerungen. Ich werde aber von Zeit zu Zeit vorsichtig antippen. Ganz harmlos das Gespräch im allgemeinen auf Ihre Familie bringen. Vorläufig wird meine Nichte noch wild werden, aber das wird sich geben — verlassen Sie sich darauf!"

Während der langen Auseinandersetzung hatte sich der Generalagent den beiden angeschlossen. Er klopfte, wie er es gern tat, dem Herrn Rat vertraulich auf die Schulter. „Da danken wir Ihnen aber herzlichst. Und Sie haben ganz recht. So wird es das beste sein. — Der Christian ist nämlich total aus dem Häuschen. Geschäftlich überhaupt nicht mehr zu gebrauchen. Mein lieber Herr Rat, die Liebe muß ihn ganz mächtig gepackt haben. Ich kenn' mich doch in meinem Jungen aus. Gott, was meinen Sie, wie viel Gelegenheit dem schon geboten worden ist, in sehr gute Familien einzuheiraten. Ordentliche, hübsche Mädchen sind ihm geradezu auf dem Präsentierteller angeboten worden. Aber er hat nicht gewollt! — Ich sage Ihnen das bloß, mein lieber Herr Rat, damit Sie ja nicht auf den Gedanken kommen: die Meinholds haben es auf das viele Geld abgesehen! Im Dalles leben wir wahrhaftig nicht!"

Da reckte der Rechnungsrat die Brust heraus. „Aber, Herr Meinhold! Wie werd' ich so was denken! Ich schätz' doch Ihre Familie sehr hoch — und ich werd's beweisen!"

Dankbare Blicke, herzhafte Händedrücke waren sein Lohn. —

Wenn er aber zu Hause das Gespräch auf Meinholds brachte, machte Maria immer ein sehr höhnisches Gesicht. Es rührte ihn nicht weiter, nach ein paar Tagen fing er von vorn an. Allmählich würde sie schon mürbe werden.

Aber Maria wurde nicht mürbe. War die Auseinandersetzung einmal besonders heftig gewesen, dann ging sie zur Frau Skodrowsky.

Die war wirklich eine verständige Frau. Und das Kartenlegen grenzte ans Wunderbare.

Es war ihr wohl einmal der Verdacht aufgestiegen, Frau Kuschke stecke mit der Frau unter einer Decke. Aber da hatte die Portiersfrau die Hände auf die rundlichen Hüften gestemmt, und ein Redeschwall war auf sie losgestürzt, der ihr auch die letzten Bedenken nahm.

„Frailein Mariechen! Wat denken Se eijentlich? Icke? Keenen Ton hab' ich jesagt! Nich mal zu meinem Anton! Und bei der Skodrowskyn war ich bei meiner Seelen Seligkeit nich! Un jeschrieben hab' ich erst recht nich! Nee, nee — de Kuschken sollten Se besser kennen!“

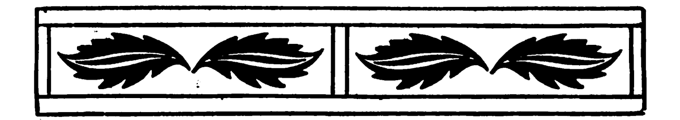
Die Frau hatte also geschwiegen. Um so wunderbarer war es, was die Kartenlegerin ihr verraten hatte.

Und da der Mensch so gern glaubt, was er erhofft, so war Maria das letzte Mal himmelhochjauchzend nach Hause gekommen.

Sie sollte in allernächster Zeit den Mann kennen lernen, den sie heiraten würde!

(Fortsetzung folgt.)





Frauenschönheit.

Von E. E. Weber.

Mit 9 Bildern. (Nachdruck verboten.)

„Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit:
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß, weil sie sich zeigt,“

sagt Schiller in einem Distichon, in der er die Macht des Weibes preist. Und Goethe tut in den „Wahlverwandtschaften“ den Ausspruch: „Schönheit ist überall ein willkommener Gast.“

Solange das Weib den Mann in seine Fesseln zu schlagen gesucht hat, ist es darum immer auf die Erhaltung und Erhöhung seiner natürlichen Reize bedacht gewesen, und solange der Mann dem Weibe gehuldigt hat, ist er immer in erster Linie, bei aller Wertschätzung der Gaben des Geistes und Gemüts, von der körperlichen Schönheit der Frau angezogen worden.

Aber die Frauenschönheit ist kein feststehender, unverrückbarer Begriff. Er wechselt vielmehr wie bei den verschiedenen Völkern, so auch zu den einzelnen Zeiten. Halten wir nur einmal zur Veranschaulichung dieses Wechsels einen kurzen Rückblick in die deutsche Vergangenheit.

Schon zur Zeit der ritterlichen Minnesänger, also im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, schätzen die höfischen Dichter in ihren Liedern besonders krausgelocktes Haar, das in großen Wellen von dem Scheitel

herabfällt. Es soll gelb sein wie gesponnenes Gold. Braunes Haar wird verworfen und schwarzes sogar für häßlich gehalten. Die Wangen liebte man von gesunder Farbe, weiß und rot gemischt. Wolfram von Eschenbach preist die Wangen der geliebten Frau als eine tauige rote Rose. Rot und durchscheinend wie eine Blüte, glühend, als könne Feuer daraus springen, soll der Mund locken. Trotzig und üppig zugleich fragt er in einem Gedicht den Bewerber: „Wer wagt mich zu küssen?“ Klein, festgeschlossen und schwellend verheißt er dem Liebenden die süßesten Wonnen.

Die beweglichen Augen, deren Blicke wie Sonnenschein spielend in das Herz blicken, wetteifern nach den Schilderungen der Minnesänger im Glanz mit den Sternen. Die Farbe der Augen wird nicht besonders hervorgehoben. Sehr beliebt war indessen die unbestimmte Buntheit des Augapfels. Walter von Rheinau rühmt die glänzend schwarzen Augäpfel mit hyazinthenem oder saphirnem Kreise. Die Augenbrauen sollten geschwungen, schmal und scharf wie mit einem Pinsel gezogen sein. Die braune Farbe galt als die schönste.

Die Stirn liebte man gewölbt, die Nase mäßig lang und gerade, höchstens ein wenig gebogen. Der nicht zu volle Hals sollte von so feiner Weiße sein, daß man den roten Wein, den die Geliebte trank, durch die Haut durchschimmern sah. Bei voller Rundung der Büste verlangte man den Wuchs schmal in der Taille, zart und fein in den Hüften. Überall wird die Schlankheit als erste Bedingung weiblicher Schönheit gepriesen.

Bei der Frau des dreizehnten Jahrhunderts biegt die Körperlinie von der Achsel ein und schmiegt sich sanft zur Hüfte hinüber. Die Frauen machten, wie man es auf den damaligen Bildern sieht, diese Linien-

führung absichtlich noch deutlicher durch eine sanfte Biegung des Körpers nach der Seite. Von dem schmalen, kleinen Fuß wünschte man eine derartige Wölbung, daß sich ein Vöglein darunter verstecken konnte.



Phot. S. Langfier.

Schelmerei.

Wie anders malt sich das Bild der Frauenschönheit in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, als der Dreißigjährige Krieg ausgetobt hatte und das erschöpfte Deutschland sich wenigstens in seinen oberen Gesellschaftsschichten von den furchtbaren Verwüstungen zu erholen begann. Französisches Wesen hielt jetzt seinen Einzug, nur was à la mode, was nach Pariser

Muster war, galt als geschmackvoll, und so nahm auch die deutsche Frauenschönheit einen französischen Zuschnitt an. Schminke und Schönheitspflästerchen waren jetzt die unentbehrlichen Mittel zur Hebung des Antlitzes.

Nur wenige besonnene Köpfe erkannten die Unmanier. So der rücksichtslos offene Moscherosch, der aus seinem Groll keinen Hehl macht, wenn er schreibt:



Phot. Elwin Neame.

Versonnenheit.

„Viele verpflastern das Gesicht hie und da mit schwarzen Taffetschandflecken. Ich sah deren einen Haufen, die im Gesicht waren, als ob sie sich hätten schröpfen, picken oder hacken lassen, denn an allen Orten, die sie

gern wollten beschauet haben, waren sie mit kleinen schwarzen Pflästerchen behänget und mit runden, langen, breiten, schmalen, spitzen Mücklein, Fliegen und anderen zum Anblick auffordernden Mannesfallengestalten bekleidet."

Neben dem Reifrock mit langer Schleppe taucht jetzt das Korsett auf. Eine launige Schilderung einer damaligen Schönheit gibt uns Amandus Sincerus in seiner „Neu entdeckten Jungfern-Anatomie". Er sagt:

„Die Ärmel müssen weit wie aufgeblasen stehn
Und vorne Krausen dran, sonst können sie nicht gehn.
Jetzt trägt das Frauenvolk auch große Stutzerkrausen,
Die müssen vor der Hand wie dicke Wolken brausen.
Das Jäckchen muß so knapp am Jungfernkörper liegen,
Daß sie sich mögen kaum zur Erde niederbiegen.
Es wird dazu geschnürt nach bester Tabletur
Das Mieder und der Latz mit einer Silberschnur.
Dort, wo der spitze Latz, da grünt ein Sommergarten,
Da hat man immerfort Riechbüsche zu erwarten.
Der Pelz muß nach der Läng' sein zierlich zugeschnitten,
Unzählig' Falten drauf, auch vorne in der Mitten,
Da muß er sein bespitzt, geschlitzet und geritzt,
Die Falten müssen sein verworren und verfitzt.
Die Strümpfchen müssen rot von Liebesfarbe sein,
Blau, grün, gelb oder sonst, was giebet hellen Schein.
Die Schuh', die müssen sein mit großen Hörnerspitzen,
Drauf müssen schön gefügt die bunten Rosen sitzen."

Aber mögen auch die Anschauungen über Frauenschönheit der Wandlung unterworfen sein, so sind es doch immer die gleichen reizvoll gestalteten Teile, die die Bewunderung des Mannes herausfordern und im Kunstlied wie im Volkslied gepriesen und gefeiert werden.

Welch vielfältigen Ausdrucks ist das weibliche Auge fähig! Schelmerei, freudige Versonnenheit, Verzückt-



Phot. Elwin Neame.

Schwärmerische Andacht.

heit, andachtsvolle Schwärmerei, liebende Hingabe, alles dieses strahlt aus den Augen des Weibes als Reflex seiner Seelenstimmungen.

Schon in der altindischen Spruchsammlung des „Bartihari“ heißt es:

„In dieser Welt erfreut nichts mehr
Als eine schöngeaugte Frau.“

Und von den Augen im Verein mit den dunklen Wimpern singt Byron im „Don Juan“:

„Die Augen aber schienen
Schwarz wie der Tod, und drüber schwarz und lang
Die Wimpern, seidne Schatten, und in ihnen
Lag tiefster Reiz; und triumphierend drang
Der Blick durch seine Samtgardinen.“

Von den Brauen aber sagt Hamerling im „Ahasver“:

„Darüber schwungvoll ausgebreitet sind
Die dunklen Brau'n, geschwungen stolz und hoch,
Ein ausgebreitet Adlerflügelpaar
Ob einer Lilienflur.“

Den Empfindungen, die der Blick des geliebten Mädchens in der Brust des Dichters und Mannes auslöst, verleiht Rückert in den Worten Ausdruck:

„Liebste, mir zu tausend Liedern,
Schöneren, als diesen doch,
Unter deinen Augenlidern
Schlummern tausend Blicke noch.
Blick einmal mit deiner Augen Strahl
Heiter diese Luft!
Wenn du das nicht kannst, so blick einmal
Hell in meines Herzens Gruft!“

Nächst den Augen ist es der Mund, die süßeste Frucht der Erde, wie ihn Anakreon genannt hat, mit seiner entzückenden Frische und fein geschwungenen Form, der einen köstlichen Reiz der Frauenschönheit bildet.

Heine singt:

„Rubinen sind die Lippen dein,
Man kann nicht schönre sehen.
Oh, dreimal glücklich ist der Mann,
Dem Liebe sie gestehen.“

Und an anderer Stelle heißt es:

„Das Lied soll schauern und leben
Wie der Kuß von ihrem Mund,
Den sie mir einst gegeben
In wunderbar süßer Stund'."

Ein natürlicher Schmuck, dessen Wert sich die Frauen wohl bewußt sind, ist das Haar. Mag es wie goldene



Phot. S. Langfier.

Goldene Wellen.

Wellen herabfließen, mag es als Flechten das Haupt umkränzen, mag es madonnenhaft schlicht geordnet oder zu einer kunstvollen Frisur aufgebaut sein, immer wirkt es als erlesene Zierde. An ihm hat sich der Frauensinn stets von neuem erfinderisch betätigt. Welche Unzahl von Haartrachten haben sich nicht die Frauen-



Phot. Bert.

Eine kunstvolle Frisur.

köpfchen im Lauf der Zeiten ausgeklügelt, und welche eigenartigen Schöpfungen werden unablässig hervorgebracht!

Hier auch zeigt sich die Gewähltheit des weiblichen Geschmackes in hellem Lichte, denn nirgends gilt der



Phot. Bert.

Rhythmus.

Spruch: „Eines schickt sich nicht für alle“ — mehr auf dem Gebiet der Toilettenkünste als bei der kleidsamen Anordnung des Haares. Dieselbe Frisur, die dem einen Frauenkopf entzückend steht, kann einen anderen geradezu verunschönen. Wohl zu begreifen ist daher auch

die tiefe Befriedigung, die sich in dem Frauenantlitz malt, wenn die Frisur mit ihren Nadeln, Kämmen und sonstigen Zieraten nach Wunsch gelang.

Nicht zuletzt ist das schöne Haar eines der verführerischen Lockmittel, mit denen das Weib das Herz des Mannes an sich zieht und gefangen nimmt. Eichendorff spricht von einem Zaubernetz und dichtet von ihm:

„Fraue, in den blauen Tagen
Hast ein Netz du ausgehangen,
Zart gewebt aus seidnen Haaren,
Süßen Worten, weißen Armen.“

Mehr als in der Ruhe offenbart sich die Wohlgestalt des weiblichen Körpers, die Weichheit und Rundung der Formen und ihre Schmiegsamkeit, der ihm innewohnende Rhythmus in der Bewegung und vor allem im Tanz. Hier tritt der Unterschied zwischen Mann und Weib in der Körperausbildung aufs sichtbarste hervor. Während dem Tänzer und selbst dem Berufstänzer der Bühne stets etwas Steifes und Angelerntes anhaftet, das nicht selten bis an das Lächerliche streift, geht die Tänzerin in der Melodik der Töne auf, klingen sie wider in der gefälligen Anmut ihrer Bewegungen und verschmilzt die weibliche Grazie mit dem klanglichen Tanzrhythmus zu einer gemeinsamen, vollendeten Harmonie. Alle Gemütsstimmungen, Liebe wie Haß, Sehnsucht wie Abscheu, Jubel wie Trauer, vermag die Kunsttänzerin durch die Gebärdensprache ihrer Glieder wiederzugeben, das stumme Spiel der Pantomime wird zu einem dramatischen Gedicht:

„Kastagnetten lustig schwingen
Seh' ich dich, du zierlich Kind!
Mit der Locken schwarzen Ringen
Spielt der sommerlaue Wind.
Künstlich regst du schöne Glieder



Phot. Elwin Neame.

Waffen der Schönheit.

Glühendwild,
Zärtlichmild,
Tauchest in Musik du nieder,
Und die Woge hebt dich wieder —"

singt Eichendorff von einer Tänzerin, und Rückert faßt das bestrickende Fluidum, das von ihr ausströmt, in den Versen zusammen:

„Wenn du den leichten Reigen führest,
Wenn du den Boden kaum berührest,
Hinschwebend in der Jugend Glanz:
In jedem Aug' ist dann zu lesen,
Du seiest nicht ein irdisch Wesen,
Du seiest Äther, Seele ganz."

Perlen, Geschmeide, Spitzen und Seidenbänder bis hin zu dem zarten Anhauch mit der Puderquaste dienen der Schönheit als Waffen zur Bezwingung des Männerherzens. Farbenpracht und Faltenwurf vereinigen sich in der Kleidung, um die Reize des Weibes hervorzuheben und zu steigern. Wie armselig ist die Männertracht von jeher gewesen gegen den blendenden Reichtum der weiblichen Toilette! Kein Schmuck aber ist für das schöne Geschlecht sinniger und wirkungsvoller als eine Blume im Haar oder Gürtel.

Haben doch die Dichter aller Zungen die Frauen selbst immer wieder als holde Blumen gefeiert. Kein Angebinde, auch das kostbarste nicht, drückt deshalb poetischer die Verehrung des Mannes für das Weib aus als die Überreichung einer Blume oder eines blühenden Straußes. Denn für beide, die Erkorene wie den werbenden Mann, ist die Blumengabe das beredte Sinnbild der Liebe. Sie verkündet der damit Beglückten die Gefühle des Schenkers. In Goethes „Blumengruß" heißt es:

Phot. Schneider.

Ein Blumengruß.

„Der Strauß, den ich gepflücket,
Grüße dich tausendmal!
Ich habe mich oft gebücket,
Ach, wohl ein tausendmal,
Und ihn ans Herz gedrücket
Wie hunderttausendmal!“



Die Rüstkammer, über die die Frauenwelt zur Eroberung des Mannes verfügt, wäre unvollständig, würde nicht des Fächers gedacht. Man hat ihn das



Phot Schneider.

Fächerspiel.

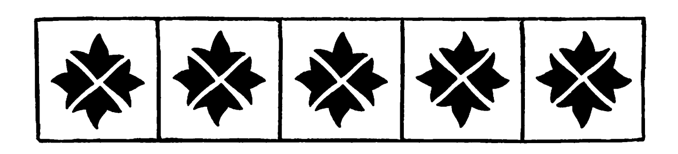
Zepter der Grazien genannt. Unwiderstehliche Herrscherinnen werden durch ihn vor allem die Südländerinnen. Eine Andalusierin bedarf keiner Worte, um die Regungen ihres Herzens verlauten zu lassen, durch

das bloße Spiel ihres Fächers ermutigt sie den Verehrer, scheucht sie ihn von sich, verrät sie ihren Stolz, ihre Ungeduld, ihre Hoffnungen und ihre Leidenschaftlichkeit.

Es ist keine tadelnswerte Eitelkeit, wenn das festlich geschmückte Weib sich wohlgefällig im Spiegel selbst bewundert, vielmehr ist es sein gutes Recht, sich der eigenen Schöne zu freuen. Weiß doch das Frauengemüt, daß die seinem Geschlecht verliehenen Vorzüge den Mann nicht allein berauschen, sondern auch veredeln. In wundervollen Versen drückt diese Empfindung des Mannes Rückert aus, wenn er den Geliebten zur Braut sprechen läßt:

„Du bist die Ruh', du bist der Frieden,
Du bist der Himmel mir beschieden.
Daß du mich liebst, macht mich mir wert,
Dein Blick hat mich vor mir verklärt,
Du hebst mich liebend über mich,
Mein guter Geist, mein beßres Ich!"





Das Abenteuer des Barons Liewen.

Novelle von Peter Robinson.

Der kleine Graf Montau hatte den ganzen Abend schon bei Tisch mit der ihm nun einmal eigenen liebenswürdigen Ungeniertheit den Gastgeber, Baron Liewen, beharrlich beobachtet und sich anscheinend die erdenklichste Mühe gegeben, über etwas, das ihm an dem Anblick des Gastgebers ungewohnt erschien, ins klare zu kommen.

Baron Liewen hatte nach seiner Rückkehr von einer längeren Auslandreise seine Freunde wieder einmal auf sein altes Herrenhaus in der Nähe der abgelegenen kleinen kurländischen Garnisonstadt gebeten — zu einem jener sehr geschätzten Junggesellenabende, bei denen nach einem vortrefflichen Essen, das in dieser Einsamkeit doppelt zu würdigen war, bei ein paar Flaschen edler Weine das Erzählertalent des in allen Weltteilen gewesenen Barons die Gäste die Öde der kleinen Garnison angenehm vergessen ließ.

Die Herren hatten sich in das Arbeitszimmer des Barons zurückgezogen. Und nun, als Baron Liewen seinen Zigarrenschrank aufgeschlossen und sich tief nach dem untersten Fach gebückt hatte, wo die österreichischen Virginias lagen, des alten Herrn van Ende Passion — da wußte der kleine Graf Montau mit einem Male, worüber er sich bisher den Kopf zerbrochen hatte.

„Den ganzen Abend habe ich Sie angeschaut," rief er, „weshalb Sie mir heute beim ersten Anblick so verändert vorkamen."

Baron Liewen lächelte. „Verändert? Nicht mehr als Sie. Wir sind eben alle ein halbes Jahr älter geworden, seit wir uns zuletzt gesehen haben. Aber diese kurze Spanne bedeutet doch nichts."

„Für den nicht, dem inzwischen nichts Besonderes passiert ist. Das scheint mir aber bei Ihnen, lieber Baron, nicht der Fall gewesen zu sein. Eben, als Sie sich bückten, fiel Ihnen eine Haarsträhne in die Stirn. Und da wurde es mir klar: Sie haben sich ja inzwischen eine ganz andere Frisur zugelegt. Den Scheitel so weit nach links, als es irgend geht, und dann die recht langen Haare ganz dicht und voll nach rechts hinübergelegt. Sehr geschickt von Ihrem Kammerdiener arrangiert, aber der Zufall ließ mich jetzt doch die recht beträchtliche Schmarre sehen, die Sie da zu verbergen suchen. Oder vielmehr — es ist schon eine ganz anständige Narbe."

„Vielleicht ein Säbelduell!" Der alte Herr van Ende sprang wie elektrisiert auf. Säbelduelle waren seine Spezialität, jetzt freilich mehr theoretisch, aber in seinen jungen Rigaer Militärjahren hatte er überaus eifrig in dieser Richtung praktiziert. Mit dem Vorrecht des väterlichen Freundes erlaubte er sich eine eingehende Okularinspektion des Hauptes des Gastgebers. Er war enttäuscht. „Säbelhiebe hinterlassen solche Spuren nicht. Die heilen weit besser wieder zusammen. Diese Geschichte hier sieht aber ganz gefährlich aus. Wenn ich nicht wüßte, lieber Baron, daß Sie das letzte halbe Jahr als friedlicher Automobilist irgendwo im Süden spazieren gefahren sind, dann möchte ich wahrhaftig annehmen, daß Sie sich in die letzten

kriegerischen Wirren gestürzt und einen Granatsplitter abbekommen haben. Nehmen Sie sich in acht, daß Sie keine Glatze bekommen! Ihre Haare scheinen da eine schöne Geschichte zu verdecken zu haben."

Der kleine Graf Montau war sehr befriedigt. „Na also! Da habe ich ja glücklich die Entdeckung gemacht, die notwendig war, uns einen interessanten Abend zu verschaffen." Er setzte sich behaglich in seinem Sessel zurecht. „Also erzählen Sie, Liewen! Es hilft jetzt alles nichts. Heraus mit der Wahrheit, wie, wo und warum, wer oder was Ihnen beinahe den Schädel gespalten hat. Ich hoffe, daß Sie uns nicht mit irgend einer nüchternen Erklärung enttäuschen werden. Ich würde sonst, um mich zu trösten, genötigt sein, unter Ihrem Sektlager Verwüstungen anzurichten."

Der Gastgeber gab dem alten Diener einen Wink. „Sie müssen gleich mit der Verwüstung beginnen, meine Herren, die unser kleiner Graf mir angedroht hat. Ich will nicht, daß meine Geschichte Sie veranlaßt, meinen Keller zu schonen. Denn etwas eigenartig ist sie immerhin, wenigstens kein alltägliches Erlebnis.

Sie wissen, daß ich zu Beginn des Frühjahrs an den großen französischen Automobilrennen teilgenommen hatte. Nicht aktiv freilich, nur als Zuschauer beim Start und am Ziel und als Teilnehmer bei einigen unvermeidlichen Diners. Meine Art, dem Autosport zu huldigen, verträgt sich nun einmal nicht mit dieser für die Entwicklung des Motorenbaus vielleicht ganz nützlichen, dem menschlichen Mechanismus im ganzen aber wenig zuträglichen Raserei. Ich liebe wochenlange Fahrten, aber in kleinen Tagestouren, Landschaft und Orte genießend und hie und da, wie es Laune und Gegend mit sich bringen, ein wenig länger verweilend. In dieser gemächlichen Art hatte ich mich

im südlichen Frankreich umhergetrieben, hatte schließlich in Marseille mein Auto nach Barcelona verfrachtet, hatte von der betriebsamen Hauptstadt Kataloniens aus Valencia, Malaga, Sevilla und Cadiz besucht und war endlich, der Sehnsucht nach den Ufern des offenen Ozeans folgend, in das Gebiet — jetzt komme ich auf meine Geschichte, und da ich darin die wahren Namen nicht nennen möchte, erlauben Sie mir wohl, gleich jetzt damit zu beginnen — war ich also in das Gebiet jenes Staates gelangt, der nach einer etwas operettenhaften Vertreibung seines jungen Königs sich zur republikanischen Staatsform bekannt hatte, freilich ohne seine wenig angenehmen inneren Verhältnisse dadurch irgendwie bessern zu können."

Der alte Herr van Ende, Monarchist bis in die Knochen, brummte hier etwas in seinen Bart, was wohl ein verspäteter Rat an die Adresse jenes jungen Königs sein mochte.

Der kleine Graf Montau aber meinte: „Nur nicht politisch werden — dann wird's uninteressant!"

„Keine Angst! Ich war meines Streifzugs ein wenig müde. So machte ich denn halt in einem der wenigen Seebäder, die dort an der meist ja steil und tief zum Ozean abfallenden Küste zu finden sind, in — nun, eben in dem fashionabelsten Bade des Landes. Hier sucht die Aristokratie der Hauptstadt in dem glühend heißen Sommer einige Erfrischung, überstrahlt von überseeischen Gästen, Südamerikanern, meistens Brasilianern, Kaffee- und Kautschukmagnaten, deren Frauen und Töchter mit exotischer Übertreibungslust ganze Auslagen von Diamanten zur Schau stellen. Dazwischen ein paar Engländer, die ja auf dem ganzen Globus zu finden sind, hier aber meistens solche, die ihrer Interessen halber dauernd im Lande wohnen.

Darunter Sir Wilfried Macfarlane, ein Baronet, der es nicht verschmäht, den Revenuen seines großen Privatvermögens die Einkünfte der größten Portweinexportfirma hinzuzufügen. Seine Gattin, Lady Gladys, zog den sonnigen Küstenort jedem anderen Aufenthalt vor, mit ängstlicher Rücksicht auf eine wohl mehr in ihrer Einbildung bestehende Gesundheitsschwäche. Miß Eveline, ihre zwanzigjährige Tochter, war mehr dem lebensfrohen, tätigkeitsfreudigen Temperament des Vaters nachgeraten.

Sie wissen, daß ich mannigfache Beziehungen in England unterhalte. Das brachte hier eine Einführung bei den Macfarlanes zustande. Bald wußte ich, daß ich ruhig meinen Aufenthalt verlängern durfte, ohne angenehme Gesellschaft zu missen. Sir Wilfried freilich saß nach unserem gemeinsamen Morgenspazierritt fast immer tagsüber mit seinem Sekretär zusammen. Lady Gladys zog sich gewöhnlich zurück und peinigte ihre Gesellschafterin. Blieb also Miß Eveline übrig. Sie ist äußerlich der Typus jener Frauen, wie sie uns Sir Josua Reynolds und Gainsborough gemalt haben, Blüte aristokratischer Rassenzüchtung, scheinbar hinausgehoben aus dem Kreise gewöhnlicher menschlicher Erscheinungen, wie ein kostbares Kunstwerk entrückt dem Getriebe des Alltags. Aber ich hatte bald Gelegenheit, erkennen zu lernen, daß sie innerlich den durchaus modernen Einschlag hatte, das Interesse an den treibenden Kräften des Lebens, das eine Frau befähigt, die Kameradin, die teilnehmende Gefährtin eines Gatten zu werden."

Herr van Ende pfiff durch die Zähne und machte ein verdrießliches Gesicht. „Da haben wir's! Und ich hatte so große Hoffnungen auf Sie gesetzt, lieber Liewen! Sie sollten die Zierde und Stütze meines

Junggesellenklubs und sein dereinstiger Präsident werden."

Baron Liewen lächelte und sah einen Augenblick sinnend in das Feuer des Kamins. „Nun, ich will es nicht leugnen, daß ich mit Eveline Macfarlane gern beisammen war. Sie hatte die völlige Bewegungsfreiheit der ungezwungen selbständig sich gebenden jungen Engländerinnen. Wir machten gemeinsame Spaziergänge, wir unternahmen ein paar Tagesausflüge mit meinem Auto — ich hatte schließlich doch die Verpflichtung, die vortreffliche Maschine nicht tatenlos in der Garage stehen zu lassen —, wir lagen am Strande und schauten nach den fernen Segeln am Horizont aus — ja, und abends waren wir als Entgelt dieser köstlich einsamen Stunden Evelines Papa wohl ein paar Partien Bridge schuldig. Oder ich mußte mich allein aufopfern und mich mit dem alten Herrn zu einer Partie Schach hinsetzen. Meistens verlor ich die Partie, gewann aber dadurch seine Hochachtung.

Das waren also ein paar schöne Wochen. Bis eines Tages Mister Norman Hicks auftauchte. Das war ein entfernter junger Verwandter Sir Wilfrieds oder richtiger der Lady Gladys. Er war der Betriebsleiter des Macfarlaneschen Exportgeschäftes und wohnte seit zwei Jahren im Norden des Landes, in der Nähe der riesigen Weingüter Sir Wilfrieds. Übrigens war er ein ebenso leidenschaftlicher Automobilist wie ich. Ganz plötzlich traf er eines Tages ein — im Auto natürlich.

Miß Eveline und ich hatten gerade einen Spaziergang unternommen. Wir hatten den Fischern zugeschaut, während sie riesige Langusten ans Land brachten, die dann schwerfällig am Boden herumkrochen, eifrig und nicht ohne kindliche Schikanen bewacht von halbnackten Buben im stolzen Schmuck der nationalen netz-

gestrickten Zipfelmütze. Wir waren die Küste auf einsamem Fußpfad entlang gegangen bis nach dem eine halbe Stunde entfernten alten Maurenkastell, in dem jetzt ein Dutzend Augustinermönche hausen, die gern dem Fremdling ein Glas vom selbstgekelterten Vino tinto kredenzen. Und dann hatten wir uns beschaulich auf einen alten Mauerrest mitten im Pinienwald, der das Kloster versteckte, niedergelassen, hoch oben auf dem Steilhang über dem Meere, und zwischen dem Gestrüpp und den Baumstämmen hinausgelugt auf die unendliche, in tiefer Bläue schimmernde Fläche des Ozeans. Und ich, dem Sie gewiß keine gekünstelte Sentimentalität zutrauen werden und der ich doch mich immer mehr zu den soliden Realitäten des Lebens denn zu nutzlosen Träumereien hingezogen gefühlt habe — nun, ich hatte in jener Stunde den Wunsch, daß dieser schöne Nachmittag nie ein Ende nehmen möchte und wir beide da in der stillen Einsamkeit so für alle Ewigkeit beieinander sitzen könnten."

„Pardon! Nicht stören lassen, bitte!" Der alte Herr Nikolaus van Ende schlich auf Zehen zu dem Eckschrank, in dem die guten Schnäpse standen. Ihm war flau geworden. Solche Geschichten mochte er nicht hören. Dagegen half jetzt nur ein nicht zu kleines Glas Grand Marnier.

„Keine Angst, ich bin gleich wieder bei solideren Geschehnissen," beruhigte ihn der Erzähler. „Nämlich, als wir dann zurückgingen, kam ich selbst zu der Überzeugung, daß dies eigentlich eine ganz überflüssige Träumerei gewesen war. Brauchte ich denn überhaupt mir Angenehmes zu erträumen? Konnte ich es mir nicht weit besser noch erfüllen? So begann ich denn, Miß Eveline von meinem Leben hier in dem stillen Nest zu erzählen, an das mich ererbter Besitz und Familien-

traditionen nun einmal knüpfen, von meinen Gütern, meinen täglichen Beschäftigungen, meinen Liebhabereien und — also, kurz und gut, ich fing an, ehrlich gesagt, mich eigentlich ein wenig anzupreisen. Miß Eveline hörte mir sehr aufmerksam zu. Und, ohne daß es ausgesprochen wurde, waren wir uns beide sicher darüber einig, daß eigentlich alles sehr gut und sehr schön wäre.

Es war gerade die Zeit des Nachmittagstees, als wir an der großen Terrasse des Hotels anlangten. Und da also, neben Sir Wilfried und Lady Gladys, saß Mister Norman Hicks, breitschulterig, robust, harmlos und vergnügt. Eveline ging mir einige Schritte voraus. Er sprang auf, sie zu begrüßen — mit mehr als gewöhnlicher Herzlichkeit. Aber dann, als er mich bemerkte, schien er unangenehm überrascht zu sein. Er sah mich mit großen Augen an und warf dann einen raschen, prüfenden Blick zu Eveline hinüber. ‚Hallo,' sagte ich mir, ‚der junge Mensch ist ja eifersüchtig! Sollte er irgendwelches Recht dazu haben?'

Einen Augenblick überkam mich die Empfindung, in einer für meine Gewohnheiten und Anschauungen peinlichen Situation zu stecken. Denn von jeher ist mir nichts mehr verhaßt gewesen, als Männer um eine Frau rivalisieren zu sehen, dies gegenseitige Hervorheben der eigenen werten Persönlichkeit, dies Haschen nach einem begnadenden Blick, der Kampf um die Eroberepose.

Aber meine Befürchtungen waren überflüssig. Eveline begrüßte den jungen Mann mit nicht mehr als jener Herzlichkeit, wie sie untereinander verwandten Engländern fast immer dann zu eigen ist, wenn sie sich auf fremdem Boden treffen. Und dann überließ sie ihn wieder ihrer Mutter, die von dem Neffen Auskunft

über einige alte Tanten daheim in England zu haben wünschte. Mister Norman Hicks widmete sich Lady Gladys mit aller Wohlerzogenheit, aber er konnte sich doch nicht enthalten, Eveline und mich hin und wieder, wenn er es unauffällig tun zu können glaubte, mißtrauisch zu beobachten.

Ich sah mir den jungen Mann genauer an. Ein zweifellos tüchtiger Mensch mit der ganzen selbstverständlichen Gelassenheit seines Volkes. Die verbissene Zähigkeit des Briten mochte ihm in besonders hohem Grade zu eigen sein, jene Zähigkeit, die unter keinen Umständen von einem einmal gesteckten Ziel abzubringen ist, die unablässig dem einmal Vorgenommenen nachgeht, beharrlich, zuversichtlich und mit aller Ruhe, die dann aber plötzlich, wenn das Ziel wider Vermuten unerreichbar wird, in die wildeste Extravaganz umschlagen kann und zum plötzlichen Faustschlag ausholt. Ich sagte mir: Das ist ein netter junger Mann, solange man in Frieden mit ihm lebt, aber wenn man im Bösen mit ihm zu tun hat, heißt es, auf der Hut zu sein. In dem kann unter Umständen der nationale Spleen sich zur schönsten Blüte auswachsen.

Und richtig — was in Norman Hicks steckte, sollte ich bald genug erfahren.

Eine Woche etwa war vergangen. Ich hatte immer das glückliche Bewußtsein jener freundlichen Nachmittagstunden dort oben auf der Klippe beim Kloster mit mir getragen. Eveline sicher auch. Das zeigte mir ihr herzlicher Händedruck, wenn ich kam und ging, ihr freundliches, sich seiner selbst nicht bewußtes — nun, ich möchte sagen, Spießgesellenlächeln. Wir brauchten nicht zueinander zu sprechen und kamen uns dennoch näher. Norman Hicks begleitete uns jetzt auf unseren Spaziergängen, ging mit uns fischen, segelte mit uns — und

wurde von Tag zu Tag verdrossener. Die kleine Falte auf seiner Stirn, die ich damals bemerkt hatte, als er am Tage seiner Ankunft mich neben Eveline gesehen hatte, kam immer häufiger wieder. Und ich sagte mir: Wenn das nicht ein so sehr wohlerzogener junger Mann wäre, so müßtest du auf der Hut sein, daß er dir nicht einmal unversehens an die Kehle springt. — Denn unter all der gedämpften Korrektheit, mit der mir Norman Hicks begegnete, lag, vielleicht nur mir selbst — Gegner haben eine feine Witterung voneinander — bemerkbar, ein entschlossener Groll, der nur die Gelegenheit abwartete, sich ohne die Gefahr eines vom englischen Gentleman mehr noch als tötende Lächerlichkeit gefürchteten Skandals in eine Tat umzusetzen.

Und dann, eines schönen Morgens, passierte das Folgende.

Norman Hicks hatte eine kleine Automobilfahrt vorgeschlagen, natürlich in seinem eigenen Wagen. Lady Gladys, die sonst selten genug auf die Gesellschaft ihrer Tochter Anspruch machte, behauptete plötzlich in einer ganz unerwarteten Laune, sich schlechter als sonst zu fühlen und gerade heute nicht ohne Eveline bleiben zu können. So fuhren wir beide denn allein. Seinen Chauffeur, einen schweigsamen Schotten, ließ Norman unter diesen Umständen zurück. Er steuerte den Wagen selbst — mit einer Ruhe und Sicherheit, die mir als kundigem Sportgenossen imponierte. Mit einer Geschwindigkeit von sechzig Kilometern in der Stunde rasten wir die alte Heerstraße dahin, die sich längs der Küste nach Norden zieht, nur hie und da durch bröckeliges Mauerwerk gegen den steilen Abhang gesichert. Mit einem weniger sicheren Führer wäre solche Fahrt eine gewagte Sache gewesen; aber Norman Hicks hielt mit starken Fäusten die Steuerung umklammert, sah fest

auf den Weg vor sich und schien nur an den Genuß dieses Geschwindigkeitsrausches zu denken.

Da, auf einmal, stoppte er den Wagen. ‚Auf ein Wort, Mr. Liewen,‘ sagte er. Seine Stimme klang etwas heiser, mühsam unterdrückte Erregung lag darin.

‚Bitte, womit kann ich dienen?‘ fragte ich und dachte mir: Das wird eine höchst überflüssige Auseinandersetzung werden. Denn Evelines Benehmen mir gegenüber hatte mir vollkommen das Recht gegeben, Norman Hicks als einen zwar ganz schätzenswerten, im übrigen aber recht gleichgültigen Vetter der mir nahestehenden Dame zu betrachten.

Norman schien zu überlegen, ob es einer vorsichtigen Einleitung bedürfte. Dann aber ging er gerade auf sein Ziel los. ‚Sie wollen sich um Evelines Hand bewerben, Mr. Liewen — nicht wahr?‘

‚Es wäre eine Indiskretion gegen die Dame, wenn ich Ihnen über meine Absichten Aufschluß geben wollte,‘ antwortete ich ihm.

‚Sie weichen mir aus. Aber ich bin doch nicht blind. Sie können mir ruhig zugeben, daß ich recht habe.‘

‚Darf ich mich erkundigen, was Ihnen das Recht zu einem solchen Verlangen gibt?‘ fragte ich jetzt etwas gereizt.

Norman Hicks sah mir offen ins Gesicht. ‚Das will ich Ihnen sagen, Mr. Liewen. Sehen Sie, ich kenne Eveline von Kindheit an. Und ich weiß, wenn ich heute vor Sir Wilfried träte und ihn um seine Tochter bäte, er würde zufrieden ja sagen. Offen gestanden — ich bin zu diesem Zweck hierher gekommen. Seit Jahren habe ich mir mein zukünftiges Leben an Evelines Seite vorgestellt. Und ich weiß, sie hätte mir die

Antwort ihres Vaters bestätigt, wenn nicht Sie jetzt dazwischengekommen wären.'

,Verzeihung, Mr. Hicks, aber Sie schmeicheln mir unnötig.'

Das war nun eine höchst überflüssige Bemerkung meinerseits, denn sie mußte den jungen Menschen reizen. Aber ich konnte das Wort nun einmal nicht unterdrücken, es lag zu verführerisch nahe.

Norman Hicks kniff die Lippen zusammen. ,Ich habe nicht die geringste Lust, Mr. Liewen, mit Ihnen über unsere gegenseitigen Qualitäten zu streiten. Es handelt sich für mich einzig und allein um die Frage: Soll Ihnen der Vorzug, den Ihnen der bloße Zufall Ihres ganz gelegentlichen Verweilens in dieser Gegend verschafft hat, unbestritten bleiben? Kurz und gut, ich habe keine Lust, mich so ohne weiteres damit abzufinden.'

,Mit anderen Worten: Sie wollen diese diskrete Angelegenheit durch ein Duell entscheiden.'

Er zuckte die Achseln. ,Sie wissen, Mr. Liewen, daß wir Engländer den Zweikampf als mittelalterlichen Unfug betrachten. Als allerschlimmster Unfug aber würde er mir in diesem ganz besonderen Falle erscheinen. Ich meine, es heißt eine Frau herabwürdigen, sie als ein Kampfobjekt, eine Sache zu betrachten. Aber es gibt doch noch andere, zudem viel weniger auffallende Auswege aus solchen Situationen. Passen Sie auf, Mr. Liewen! Ich werde jetzt auf dieser wunderbar geraden Straße weiterfahren, ich werde allmählich die höchste Geschwindigkeit einschalten, dann dem Wagen eine ganz leichte Wendung nach links geben, und wer dann unten am Rande des Abhangs gesund wieder aufsteht — nun, der hat eben Glück gehabt und führt die Braut heim. — Einverstanden?'

Das war ein echt spleenig-britischer Vorschlag, an dem das einzig Vernünftige war, daß er die vom Engländer so sehr geschätzte Basis der absolut gleichen Chancen hatte. Hätte ich jetzt nur ein wenig genickt, der tolle Kerl wäre sofort darauflos gefahren. Keiner von Ihnen, meine Herren, wird mich, hoffe ich, für feig halten, aber diese unsinnige Idee auch nur einen Augenblick ernst zu nehmen, wäre nicht Mut, sondern Tollheit gewesen. Die höchstwahrscheinliche Folge ihrer Ausführung wäre wohl auch gewesen, daß von den beiden Freiern, die Miß Eveline winkten, sich keiner in einigermaßen repräsentablem Zustande ihr hätte nahen können. Und für einen Krüppel war das Mädchen doch wohl zu schade. Das jetzt Mr. Hicks auseinanderzusetzen, hatte aber wenig Zweck. Ich sagte also einfach: ‚Es würde sehr schade um Ihr schönes Auto sein — Sie wissen, wie großes Gefallen Miß Eveline an dem prächtigen Wagen findet.‘

Norman Hicks warf den Kopf zurück, sprach kein Wort weiter, wendete und fuhr nach dem Hotel zurück.

Beim gemeinschaftlichen Abendessen erschien er ruhig und gleichmütig wie immer, und seine Schachpartie nachher mit Sir Wilfried gewann er durch erstaunlich kaltblütiges und gelassenes Spiel.

‚Der gute Junge ist tatsächlich vollkommen ruhig,‘ sagte ich mir. ‚Er ist also zu irgend einem Entschluß gekommen. Zu welchem, das wird sich bald zeigen.‘

Und richtig, noch nach zehn Uhr abends klopfte es an die Tür meines Zimmers. Es war mein junger Widersacher. Er bot mir die Hand zu einem kordialen, echt englischen ‚Handshake‘.

‚Die späte Stunde werden Sie mir wohl nicht übelnehmen, Mr. Liewen. Aber ich meine, je früher wir ins reine kommen, desto besser.‘

Ich bot ihm Platz an.

Er setzte sich und überlegte einen Augenblick. ‚Zunächst möchte ich Sie um Entschuldigung bitten, heute unsere Ausfahrt gestört zu haben. Es war natürlich Verrücktheit von mir, und Sie hatten ganz recht, mir das zu verstehen zu geben. Aber Sie werden es schließlich auch begreifen, daß man unter Umständen auf solchen Gedanken verfallen kann.‘

‚Zugegeben, aber immerhin —‘

Er unterbrach mich. ‚Gut, dann werden Sie auch einsehen, daß ich nicht so ohne weiteres vor Ihnen zurückweiche. Wäre ich — Sie entschuldigen schon! — in den etwas rückständigen Anschauungen des Kontinents aufgewachsen, dann hätte ich schon längst irgend einen Streit vom Zaun brechen und Sie so zwingen können, sich mir zu stellen. Man erledigt ja bei Ihnen zu Hause dergleichen oft genug in dieser Form. Aber das Verfahren scheint mir doch zu sehr der notwendigen Gerechtigkeit zu entbehren. Beide Teile können unmöglich die gleichen Aussichten haben. Der eine mag besser schießen als der andere. Dieser mag in der entscheidenden Stunde Kopfschmerzen haben, oder er hat schlecht geschlafen und eine unsichere Hand — kurz, es spielen zu viel jeder Berechnung entrückte Faktoren mit. Es gibt nur eine einzige Möglichkeit, die Chancen auf beiden Seiten gleich sein zu lassen — das ist das Los.‘

‚Sie schlagen mir also ein amerikanisches Duell vor?‘

‚Nicht ganz. Dem Unterliegenden soll es nur zur Pflicht gemacht sein, seinem Gegner das Feld zu räumen. Was er sonst noch für Konsequenzen ziehen will, steht ganz bei ihm. Was ich in diesem Fall tun würde — nun, das ist meine Sache.‘

Ich verstand, was er zu sagen unterließ. Der arme Junge schien sich sein Dasein ohne Eveline wirklich nicht

vorstellen zu können. Ich konnte ihm jetzt aber mit einem sehr logischen Einwand begegnen. ‚Heute nachmittag haben Sie mir gesagt, man dürfte eine Frau nicht zu einem Kampfobjekt machen. Finden Sie es würdiger, sie gewissermaßen als den Gewinn eines Glückspiels zu betrachten?‘

Er zuckte die Achseln und stand auf. ‚Sie weichen mir wieder aus, Mr. Liewen. Auf Spitzfindigkeiten kann ich mich nicht einlassen, das liegt mir nicht. Ich habe das übrigens vorausgesehen, daß ich mit Ihnen nicht übereinkommen würde. Für diesen Fall war ich entschlossen, die Angelegenheit ganz allein in meine Hand zu nehmen. Das werde ich jetzt tun. Ich werde den Zufall zwischen uns entscheiden lassen. Daß ich diesen Zufall irgendwie, irgendwann und irgendwo herbeiführen muß, wird mich nicht hindern — Sie werden mir das wohl auf mein Wort glauben — Ihnen genau die gleichen Chancen zu wahren wie mir. Und damit guten Abend, Mr. Liewen!‘

Sprach's, ging davon und ließ mich zurück in der unbehaglichen Stimmung eines Menschen, der sich vor den unbekannten Entschluß eines anderen gestellt sieht. Nun, was war da anderes zu tun, als abzuwarten?“

Nikolaus van Ende unterbrach den Erzähler. Er polterte los: „Dem unverschämten Bengel eins hinter die Ohren zu hauen und ihn so vor die Klinge zu zwingen.“

Baron Liewen lächelte. „Er war ja immer ganz höflich geblieben. Und war doch eigentlich ein recht netter Mensch. Und dann vergessen Sie nicht: ich hatte einen sehr begreiflichen Grund, mich zurückzuhalten — ich hätte Miß Eveline sehr weh getan, sie zur offensichtlichen Ursache eines Zusammenstoßes zu machen.

In den nächsten Tagen sah ich sie weniger. Sir Wilfried hatte das Pech gehabt, auf der glatten Steintreppe der Hotelterrasse auszugleiten und sich eine Sehnenzerrung zuzuziehen. Er lag in seinem Zimmer auf dem Diwan, räsonierte über alle Hotelwirte der Welt und den gegenwärtig von ihm in Nahrung gesetzten ganz besonders und verlangte, daß Eveline ihm Gesellschaft leiste. Ich unternahm Segelpartien, Lady Gladys beschäftigte ihre Gesellschafterin, und Norman Hicks hatte anderen Umgang gefunden, einige einheimische Offiziere, die gerade auf den in der Nähe liegenden, die Einfahrt nach der Landeshauptstadt deckenden Forts übten. Er war viel mit ihnen zusammen und schien plötzlich ein großes Interesse am Artilleriewesen zu nehmen.

So angenehm es mir nach dem Vorgefallenen einerseits auch war, möglichst wenig mit ihm zusammenzutreffen — schließlich verlangte doch das gespannte Verhältnis zwischen uns beiden nach einer Klärung. Denn ehe ich mit Miß Eveline so sprach, wie es in meinen und, so hoffte ich, auch in ihren Wünschen lag, mußte ich doch wohl Sorge tragen, jeder Möglichkeit eines tollen Streiches von seiten Normans vorzubeugen. Oder waren die dunkel andeutenden Worte, mit denen er sich am Abend nach unserer so plötzlich abgebrochenen Automobiltour von mir verabschiedet hatte, doch nur der unüberlegte Ausdruck einer Augenblicksstimmung gewesen? Hatte er sich vernünftigerweise beschieden und wollte er uns nun resigniert verlassen?

Fast schien es so, denn eines Tages kündigte er seine Abreise an, deren früheren Termin er mit unaufschiebbaren Geschäften im Norden des Landes, auf den Besitzungen Sir Wilfrieds, begündete. Natürlich wollte



er die Tour, wie er gekommen, auch zurück im Automobil machen.

Es war am Nachmittag vor seiner Abreise. Miß Eveline hatte ihren Vater auf ein Stündchen verlassen können, und wir wollten die willkommene Gelegenheit zu einem Spaziergang benützen. Da lief uns Norman Hicks in den Weg. Sein Gruß schien mir etwas verlegen, aber nicht gerade erzwungen. ‚Denken Sie sich mein Pech,‘ erzählte er, ‚eben entdeckt mein Chauffeur, daß an meinem Wagen die Steuerung gebrochen ist. Der Schaden ist natürlich nicht bis morgen zu beheben. Aber ich habe keine Zeit zu verlieren. Hätten Sie nicht Lust, Mr. Liewen, die Tour zu machen und mich in Ihrem Wagen mitzunehmen? Ich garantiere Ihnen, Sie werden es nicht bereuen, diese abseits von der gewöhnlichen Touristenroute liegenden interessanten Gegenden kennen gelernt zu haben.‘

Das war nun ein recht unerwarteter Vorschlag, und mein erster Gedanke war denn auch, ihn so höflich wie möglich abzulehnen. Denn begreiflicherweise konnte ich nicht die geringste Lust haben, mich noch einmal mit dem jungen Mann in ein Auto zu setzen und irgendwelchen Zwischenfällen entgegenzufahren.

Aber Norman Hicks kam mir zuvor, als hätte er meine Absicht erraten. ‚Ich mache nur Anspruch auf eine bescheidene Ecke im Wagen; steuern mag Ihr Chauffeur oder Sie selbst, wenn Sie Lust haben. Aber ich will nicht weiter in Sie dringen. Vielleicht fühlen Sie sich hier zurückgehalten.‘

Das war leicht ironisch, mit einem scheinbar unabsichtlichen Seitenblick auf Eveline vorgebracht.

Eveline errötete. In diesem Augenblick war sie ganz die unnahbare Britin, die jedem Dritten gegenüber eine Mauer vor ihren Herzensgeheimnissen auf-

richtet. Und ich verstand es sehr wohl, daß sie jetzt jede mögliche Andeutung, die in Normans Worten liegen konnte, zu überhören schien und zu mir sagte: ‚Sie werden meinen Vetter gewiß gern begleiten, Mr. Liewen?‘

Welchen Grund einer Ablehnung hätte ich nun noch vorbringen können? Ich war Herr meiner Zeit, und eine solche Fahrt mußte doch für mich als Automobilisten großen Reiz haben. Und schließlich: was war denn dabei riskiert? Am Steuer würde Paul, mein braver Chauffeur, sitzen, der durchaus zuverlässig und ein völlig sicherer Fahrer war. Die Fahrt selbst konnte also keine Überraschungen bringen. Im Gegenteil: vielleicht fand ich die wünschenswerte Gelegenheit, mich noch einmal mit Norman Hicks vernünftig auszusprechen. Damit konnte uns beiden nur gedient sein. Übrigens — hätte ich jetzt doch noch abgelehnt, dann hätte ich Miß Eveline einen Grund dafür angeben müssen. Und ich konnte ihr doch nicht erzählen, was zwischen ihrem Vetter und mir vorgefallen war, und daß ich Ursache hätte, ihm zu mißtrauen.

Ich sagte also zu.

Norman Hicks schien erfreut, daß ich ihm die langweilige Fahrt auf den miserablen Eisenbahnen des Landes, zu der er sonst gezwungen gewesen wäre, ersparte. Es machte mir fast den Eindruck, als wünschte er mich zu überzeugen, daß er in der Zwischenzeit anderen Sinnes geworden wäre. Und als wir am nächsten Morgen früh aufbrachen, gab er nur kurz meinem Chauffeur Paul die zunächst einzuschlagende Richtung an, machte aber nicht den geringsten Versuch, selbst die Führung des Wagens zu übernehmen.

Der erste Tag unserer Fahrt brachte uns das herrlichste Wetter. Die Hitze wurde gemildert durch den

erfrischenden Luftzug der raschen Fahrt; die Straßen waren glatt und staubfrei. Paul, mein braver Chauffeur, steuerte. Norman Hicks saß neben mir, ständig seine Calabashpfeife im Munde, und zeigte sich als liebenswürdiger und bereitwilliger Cicerone. Er hatte diese Fahrt freilich oft genug gemacht. Die Nacht verbrachten wir in einem elenden Nest, dessen Namen ich vergessen oder, was wahrscheinlicher ist, überhaupt nicht gewußt habe. Mit der Landessprache konnte ich mich ohnehin nie befreunden, ich bringe diese gutturalen Laute nun einmal nicht heraus. Da ist mir das Spanische schon lieber.

Norman Hicks ließ mich die Mängel der Unterkunft in dem einzigen Gasthof des Ortes vergessen; er bereitete selbst den Tee und servierte mitgenommene Konserven in der appetitlichsten Art — ein echter Brite, der auf jedem Punkt des Erdballs in einer halben Stunde etwas von der Gemütlichkeit seines insularen Herdfeuers herzustellen weiß. Dabei war er aufgeräumt wie nie und unterhielt mich den ganzen Abend mit Erinnerungen aus seiner Londoner Zeit.

Um so erstaunter war ich, als er am nächsten Morgen nicht zur festgesetzten Stunde erschien. Wir hatten um acht Uhr abfahren wollen. Mein Chauffeur hatte den Wagen gereinigt und den Motor nachgesehen. Es wurde neun Uhr, und Hicks erschien nicht. Da kam der Wirt auf mich zu und suchte mir durch Gesten verständlich zu machen, der englische Herr sei krank und könne nicht aufstehen. Ich ging also in Normans Zimmer. Tatsächlich — er lag noch im Bett. Er habe Kopfweh, entschuldigte er sich, sehr starkes Kopfweh; er habe bereits eine Dosis Phenazetin eingenommen. Das würde sicher helfen, und gegen Mittag könnten wir aufbrechen.

Ich bilde mir nun wirklich nicht ein, ein großer Physiognom zu sein, und auf Krankheitszustände verstehe ich mich auch nicht, aber das sah ich: Norman Hicks schwindelte. Er war ganz gesund und simulierte nicht einmal in besonders geschickter Weise. Was blieb mir als höflichem Menschen aber anderes übrig, als ihn zu bedauern, ihm gute Besserung zu wünschen und ihn allein zu lassen, damit er die Wirkung des angeblich eingenommenen Phenazetin abwarten könnte!

Wenn dieser offene, zu jeder Verstellung denkbar ungeeignetste Mensch mir da nun etwas vorlog, so mußte er schon einen sehr zwingenden Grund haben. Aber welchen? Er hatte mir gesagt, daß wir spätestens um zwölf Uhr weiterfahren könnten. Wenn er das jetzt bereits so genau wußte, so bewies das, daß er in irgend einer mir unbekannten Absicht in unser Reiseprogramm eine Verzögerung von vier Stunden einschob. Daß er zu einer Lüge — denn er log, das hatte ich ihm angesehen — seine Zuflucht nahm, deutete nicht nur darauf hin, daß er an dieser Verzögerung ein lebhaftes Interesse hatte, sondern auch darauf, daß ich sie als eine unvorhergesehene Zufälligkeit hinnehmen sollte. Ich sagte mir, daß ich immerhin einige Ursache hätte, vor irgendwelchen tollen Hirngespinsten des jungen Herrn auf der Hut zu sein, und nahm mir vor, auf der Weiterfahrt die Augen offenzuhalten.

Daß in Normans Gemüt jetzt irgend etwas nicht in Ordnung war, bewies mir sein auffallend nervöses Benehmen, als wir uns dann gegen Mittag tatsächlich zum Aufbruch rüsteten. Trotzdem ich die Zuverlässigkeit Pauls, meines Chauffeurs, in Schutz nahm, bestand er darauf, sich selbst noch einmal vom Zustande des Motors zu überzeugen, untersuchte ferner die Ventile der Pneumatiks, den Wasservorrat im Kühler und be-

gründete alle diese ängstliche Sorgfalt mit der dringenden Notwendigkeit, heute jeder Panne aus dem Wege gehen zu müssen. ‚Denn statt um acht Uhr abends kommen wir erst um zwölf ins Nachtquartier,‘ erklärte er, ‚und wenn wir irgendwo in der Dunkelheit auf der Landstraße stecken blieben, wäre das eine fatale Geschichte.‘

Während der Fahrt zog er alle Augenblicke seine Uhr und rechnete die bereits zurückgelegte Entfernung aus. Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, als hätte er sich, ich möchte sagen, eine Art Fahrplan zurechtgelegt, den er nun auf die Minute einhalten wollte. Und das war doch eigentlich Unsinn, denn auf eine kleine Verspätung kam es schließlich für uns wirklich nicht an. Daß er ferner hartnäckig darauf bestand, trotz der verspäteten Abfahrt das anfangs in Aussicht genommene Nachtquartier unter allen Umständen zu erreichen, schien mir gleichfalls auffällig, wenn er es auch durch den Mangel an größeren Städten und einigermaßen anständigen Unterkunftsgelegenheiten auf der Strecke begründete. Nun, ich ließ ihn gewähren. Ich konnte ihm doch auch schließlich nicht ins Gesicht sagen: ‚Hören Sie, lieber Herr, Sie scheinen mir da irgend eine Absicht zu verfolgen — rücken Sie gefälligst mit der Wahrheit heraus!‘ —

Wir bekamen schlechtes Wetter. Gegen sechs Uhr abends setzte ein sachter Regen ein, der lange anzudauern versprach. Der Himmel war grau, es wurde früh dunkel. Eine geeignete Station zum Abendessen konnten wir erst um neun Uhr erreichen. Das war Corvo, ein Nest von knapp zweitausend Einwohnern.

‚Ich möchte raten, daß wir dort auch die Nacht bleiben,‘ schlug ich vor; ‚wir können ja, wenn Sie durch-

aus so schnell weiter wollen, morgen zwei Stunden früher aufbrechen.'

Er zuckte die Achseln und meinte mürrisch: ‚Ein richtiger Automobilist findet an ein paar Stunden Nachtfahrt ein besonderes Vergnügen. Überhaupt ist es sehr fraglich, ob wir in Corvo Unterkunft erhalten.'

Er bemühte sich, dies in einem so gemacht harmlosen Ton zu sagen, daß mir sofort klar war: ‚Halt, mein Lieber, du weißt bereits, daß wir in Corvo kein Quartier bekommen.'

Und richtig, als wir vor dem einzigen Gasthof des Nestes hielten, zeigte es sich, daß das ganze Haus bereits überfüllt war. Seine wenigen Zimmer waren von Offizieren in Anspruch genommen. Ein paar Batterien Artillerie waren im Ort einquartiert. Die Geschütze waren auf dem Marktplatz aufgefahren.

‚Sind denn Manöver in der Nähe?' erkundigte ich mich bei Norman Hicks.

‚Man muß es annehmen,' entgegnete er mir, und ich fühlte, er gab sich geflissentlich den Anschein, als ob ihn das nicht im geringsten interessierte.

Bei mir war der Mangel an Interesse aber tatsächlich vorhanden; diese meistenteils ewig politisierende und Intrigen schmiedende Soldateska war mir wenig sympathisch. Aber Norman Hicks, seit Jahren im Lande ansässig, hatte viele Bekannte unter den Offizieren und war erst in den letzten Tagen, wie erwähnt, eifrig mit den Herren von den Sperrforts beisammen gewesen. Zweifellos hatte er gewußt, daß in dieser Gegend militärische Übungen vor sich gingen, und ganz sicher war ihm bekannt gewesen, daß hier das Hotel besetzt sein mußte. Warum hatte er mir nichts davon gesagt? Es wäre doch die natürlichste Sache von der Welt gewesen, und es hätte auch seine Eile, noch heute abend

in ein anderes Nachtquartier zu kommen, ganz ungezwungen erklärt. Wenn er so ängstlich bestrebt war, mir seine Kenntnis zu verschweigen, mußte also irgend ein sehr wesentlicher Grund dazu vorliegen. Ich sagte mir, daß ich ja schließlich diesen Grund nicht in Verbindung mit meiner Person zu suchen brauchte. Vielleicht hatte Norman Hicks Beziehungen zu den Royalisten und verheimlichte deshalb sein Interesse an den Manövern der republikanischen Truppenmacht.

Wir nahmen in aller Eile ein frugales Abendessen ein. Der Regen war stärker geworden, die Nacht völlig hereingebrochen. Die Azetylenlampen meines Wagens warfen einen breiten Lichtkegel auf die Straße.

‚Jetzt werde ich steuern,‘ bemerkte Norman Hicks. ‚Wir müssen verschiedene Wegkreuzungen passieren, Ihr Chauffeur könnte uns leicht in die Irre fahren. Sagen Sie ihm, daß er im Fond Platz nimmt, denn Sie werden sich doch wohl lieber zu mir nach vorn setzen wollen.‘

Mein guter Paul tat, wie geheißen, freilich auch unwillig darüber, die Führung des Wagens abgeben zu müssen. Er hatte wenigstens den Motor ankurbeln wollen, aber Norman Hicks bedeutete ihm, daß er auch das selbst besorgen würde. Er hielt sich dabei etwas auf, gerade, als wollte die Maschine nicht anlaufen. Ich hatte, inzwischen noch einmal die altertümliche Front des Gasthofs musternd, nicht auf ihn geachtet; erst als ich das taktmäßige Stampfen des Motors spürte, fiel mir auf, wie lange das gedauert hatte.

‚Es ist doch alles in Ordnung?‘ fragte ich Paul.

‚Hab' vorhin noch einmal genau nachgesehen,‘ gab er mir zur Auskunft. ‚Wenn Mr. Hicks mich hätte machen lassen, hätte ich den Motor gleich zum Anlaufen gebracht.‘

Norman Hicks sagte nichts dazu. Er fuhr bedächtig und vorsichtig aus dem Städtchen in die Dunkelheit hinaus. Und das gleiche vorsichtige Tempo behielt er auch draußen auf der Landstraße bei. Nun, daß er jetzt, am Steuer des Wagens Herr unseres Schicksals, irgendwelche dummen Streiche machen würde, der gute Norman, davor brauchte ich keine Sorge zu haben, denn er war ein viel zu anständiger Kerl, als daß er auch meinen Paul, den ganz unbeteiligten Dritten, einer Gefahr ausgesetzt hätte.

Mir fiel Eveline ein, und auf einmal kam mir der betrübende Gedanke, daß ich zwar herzlichen, aber doch nur flüchtigen Abschied von ihr genommen hatte. Schließlich handelte es sich ja jetzt nur um eine Spazierfahrt, aber mir war doch, als hätte ich etwas verabsäumt, als wäre ein innigeres Lebewohl am Platze gewesen. Manchmal fällt einen ja so eine Stimmung an, über die man sich selbst nicht Rechenschaft zu geben vermag, und die gerade um ihrer scheinbaren Unbegründetheit willen desto schwerer zu bannen ist.

Ich nahm mir aber bald vor, alle in die Ferne schweifenden Gedanken zu verbannen und lieber auf den Weg zu achten.

Norman Hicks, das mußte man zugeben, kannte die Örtlichkeit gut. Ohne sich zu besinnen, fuhr er glatt an mehreren, unsere Straße kreuzenden Wegen vorbei. Dann — wir mochten etwa eine halbe Stunde von unserer letzten Station unterwegs sein — bog er aber plötzlich ab auf einen Seitenweg, der mir so schlecht passierbar, so wenig im Stand gehalten vorkam, daß dies unmöglich unser richtiger Weg sein konnte.

Norman Hicks beruhigte mich. ‚Wir schneiden ab, um Zeit zu sparen. Der Weg ist zwar nicht der beste, aber wir werden schon durchkommen.‘

Eigentlich tat mir jetzt mein braver Paul leid. Es mußte ihn in der Seele schmerzen, unseren Wagen, an dem sein Herz hing, diesem miserablen Weg ausgesetzt zu sehen. Wir kletterten förmlich über allerlei Hindernisse dahin. An rasches Fahren war gar nicht zu denken, so schwankte der Wagen. Da, auf einmal standen wir still, wie festgenagelt.

Paul wußte sofort, um was es sich handelte. ‚Es liegt an der Kühlung!‘ rief er. ‚Der Motor hat sich zu heiß gelaufen.‘

Er sprang aus dem Wagen, um den Schaden zu untersuchen.

Norman Hicks zündete sich gleichmütig seine Pfeife an. ‚Was gibt's denn?‘ fragte er.

Paul kam mit bedenklichem Gesicht zu uns heran. ‚Es ist kein Kühlwasser mehr da. Die Verschlußschraube fehlt, sie muß sich unterwegs gelockert haben. Wir müssen sie schon vor einer ganzen Weile verloren haben. Bei den Schwankungen des Wagens ist das Wasser natürlich herausgespritzt.‘

Was nun? Wir konnten einfach nicht weiter. Wasser besorgen — nun, das wäre keine so einfache Sache gewesen mitten in der Nacht in dieser öden Gegend, die nichts war wie eine traurige Steinwüste. Aber dann hätte auch noch Ersatz beschafft werden müssen für das verlorene Verschlußstück der Kühlung, und dazu galt es zum mindesten irgend einen Dorfschmied zu finden. Und drittens mußte nun auch der Motor gründlich nachgesehen werden.

Mein Paul hätte jedenfalls nicht die geringste Lust gehabt, weiterzufahren, ohne die Maschine bei Tageslicht gründlich untersucht zu haben, und deshalb nickte er auch bereitwilligst, als Norman Hicks achselzuckend den Vorschlag machte: ‚Es wird uns nichts übrig

bleiben, als Ihren Chauffeur hier bei dem Wagen zu lassen, der doch nicht ohne Aufsicht bleiben darf. Wir beide aber wollen uns umsehen, wo wir unterkommen können. Eine Viertelstunde weiter muß sich, wenn ich mich recht erinnere, ein Dorf befinden.'

Also gut. Wir nahmen jeder eine Decke und ein Kissen als Vorsorge für ein dürftiges Nachtquartier und tappten auf dem jetzt stockdunklen Wege vorwärts. Es war eine beschwerliche Wanderung. Die Straße wurde immer schlechter und ging bald in einen von steilen Felswänden flankierten Hohlweg über, der mit größeren und kleineren Steinblöcken übersät war.

‚Es ist mir unklar,' sagte ich zu Norman Hicks, ‚wie Sie mit dem Auto hier hätten hindurchkommen wollen.'

‚Sie haben ganz recht,' erwiderte er gelassen, ‚aber das konnte ich nicht wissen; früher war der Weg besser.'

Nach einer kleinen Viertelstunde kamen wir aus dem Hohlweg heraus, und nun lag, soweit ich das in der Dunkelheit überschauen konnte, eine weite Ebene vor uns, einer jener öden, unfruchtbaren Bezirke, wie sie dort im Norden des Landes, fern den fruchtbareren Tälern der Flüsse, häufig sind, und in denen nur hin und wieder ein kümmerliches Dörfchen sich findet. Es regnete noch immer, aber es war schließlich mehr ein dichter Nebel daraus geworden, der den Ausblick erschwerte.

Mit einem Male standen wir vor einem Hause, ohne daß uns das Anschlagen eines Hundes begrüßt hätte. Es war ein niedriges, langgestrecktes Gebäude. Als ich genauer hinschaute, bemerkte ich, daß die Fenster ausgehoben waren, denn es waren nur kahle, nackte Öffnungen in der Steinmauer da. Auch die Tür fehlte, so daß nichts uns hinderte, einzutreten.

‚Unbewohnt!' bemerkte Norman Hicks. ‚Um so

besser; so brauchen wir niemand zur Last zu fallen. Treten wir ein!‘

Er zündete eine der beiden Kerzen an, die wir vorsorglich mitgenommen hatten. Ich muß gestehen, es beruhigte mich, als ich bei dem flackernden Lichtschein jetzt sah, daß sein Gesicht einen ganz gelassenen, gleichmütigen Ausdruck zeigte. Denn eben noch war mir die Situation doch etwas unbehaglich erschienen, so mitten in dieser mir ganz fremden, gottverlassenen Gegend mit der Aussicht, mit Norman Hicks zusammen eine Nacht in diesem verlassenen Hause zu verbringen, dessen einstige Bewohner, der Himmel mochte wissen warum, daraus entflohen zu sein schienen. Denn eigentlich hatte mir der junge Engländer noch keinen vollgültigen Beweis gegeben, daß er meine Person jetzt als seinen Zukunftsplänen weniger lästig empfand. Aber schließlich war er ja kein Brigant, der mich hinterrücks hätte niederschlagen können. Und wenn es ihm plötzlich eingefallen wäre, mich vor den Zwang einer endgültigen Auseinandersetzung zu stellen — nun, meine Browningpistole hatte ich in der Tasche.

Wir musterten das Obdach, das sich uns so unvermutet dargeboten hatte. Der Gang, in den wir von der Türöffnung aus eingetreten waren, durchschnitt das Haus der ganzen Quere nach. Zur linken Seite lagen zwei kleinere Räume, einer davon mit einer Herdstelle, der es anzusehen war, daß seit geraumer Zeit hier kein Feuer gebrannt haben mußte. Das waren also wohl ein Wohnzimmer und die Küche gewesen. Die Wände waren vergraut und mit Spinnweben bedeckt. Auf den Steinfußböden lag dicker Staub. Rechts vom Gang befand sich ein einziger großer Raum, dessen Wände allerhand Kritzeleien aufwiesen.

‚Jedenfalls ist dies ein Schulhaus gewesen,‘ er-

klärte Norman Hicks. ‚Vielleicht hat man ein neues gebaut. Das Haus muß am Eingang des Dorfes liegen.‘

‚Wir könnten uns doch nach einem freundlicheren Quartier umschauen,‘ schlug ich vor.

Norman Hicks ließ von seinem brennenden Licht einige Stearintropfen auf eine Platte des Fußbodens fallen; dann setzte er die Kerze darauf, als wollte er andeuten, daß er sich nun für sein Unterkommen eingerichtet habe. ‚Wenn Sie durchaus noch jemand jetzt aus der Ruhe herausklopfen wollen — bitte! Ich für meine Person bin ganz zufrieden hier.‘

Darin lag — und das mußte er wissen — für mich ganz einfach der Zwang, nun auch an diesem wenig einladenden Orte zu bleiben. Denn wenn ich auch noch weiter in das Dorf hätte hineingehen wollen, ohne meinen Führer hätte ich mich ja doch nicht verständigen können.

‚Da wir unumschränkte Herren dieses ganzen Hauses sind,‘ bemerkte Norman Hicks mit einem Lächeln, das mir etwas gemacht vorkam, ‚können wir ganz nach Belieben darüber verfügen. Ich schlage vor, daß wir uns den Komfort getrennter Schlafgemächer gestatten. Wollen Sie hier bleiben oder den kleineren Raum auf der anderen Seite des Ganges wählen?‘

‚Bitte, wählen Sie!‘ erklärte ich ihm. ‚Das eine scheint mir so gut und so schlecht wie das andere, und keiner von uns dürfte sich irgend eines Vorzugs erfreuen.‘

Er zog ein Geldstück aus der Tasche. ‚Lassen wir das Los entscheiden — Kopf oder Schrift. Werfe ich Kopf, dann darf ich hier bleiben — im anderen Fall Sie.‘

Der Zufall enthob ihn der kleinen Mühe, noch einmal umzuziehen.

Er zündete zuvorkommend die zweite Kerze an und reichte sie mir. ‚Gute Nacht, Mr. Liewen, und schlafen Sie wohl! Da nun schon einmal unser Reiseplan gestört ist, wollen wir wenigstens ordentlich ausruhen. Ich meinerseits gedenke bis sechs Uhr zu schlafen.‘

Er breitete seinen dicken Automantel auf dem Boden aus, legte sein mitgebrachtes Kissen zurecht und stopfte noch einmal seine Pfeife, ohne weiter von mir Notiz zu nehmen.

Ich begab mich also in das mir zugefallene Nachtquartier. Eigentlich war ich reichlich müde, aber doch, offen gestanden, zu sehr an einen gewissen Komfort gewöhnt, als daß ich mich so einfach, wie mein aus anscheinend recht hartem Holz geschnitzter Begleiter, nun hätte auf den harten Steinboden legen und den Schlaf erwarten mögen. Um nicht Fledermäuse und ähnliches Nachtgetier hereinzulocken, löschte ich die Kerze aus und setzte mich an die leere Fensteröffnung, wo ein paar aus dem Mauerwerk hervorspringende Steine schon den einstigen Bewohnern dieses verlassenen Hauses als primitive Sitzgelegenheit gedient haben mochten. Ich schaute in die Nacht hinaus. Der Regen hatte aufgehört, die Wolken am Horizont begannen sich zu verteilen, und der Mond schimmerte schon hindurch. Allmählich gewann ich — auch gewöhnten sich meine Augen an das Dunkel — einen Überblick über die Gegend vor mir. Ungefähr zweihundert Meter von meinem Fenster entfernt erkannte ich einzelne, gegen den Himmel sich abhebende dunkle Massen; das mußten einige von den anderen Häusern des Dorfes sein, von denen Norman Hicks gesprochen. Vielleicht hatte er ganz recht gehabt mit seinem Vorschlag, hier zu bleiben. Ein Gasthof ist in so kleinen Orten ja doch nicht vorhanden. Wozu aber hätten wir irgend einen Bauern aus dem Schlaf

aufschrecken sollen, der uns schließlich doch kein anderes Nachtquartier hätte anbieten können als einen Winkel in dem einen Raum, der ihm und seiner Familie als Wohn- und Schlafgemach diente! Bessere Luft hatten wir jedenfalls hier.

Es mochte jetzt auf elf Uhr gehen. Vor zwölf Uhr würde ich keinen Schlaf finden können. So konnte ich eben nichts Besseres tun, als noch eine Stunde hier zu sitzen, auf die vor mir sich dehnende Ebene hinauszuschauen und meinen Gedanken nachzuhängen.

Tiefste Stille lag rings über der ganzen Landschaft. Nichts von den Lauten, die die nächtliche Ruhe unserer heimischen Dörfer als Zeichen des Lebens unterbrechen, war vernehmbar — kein Anschlag eines Hundes, kein Schrei eines Nachtvogels.

Da, auf einmal, schlug ein ganz schwacher, aus weiter Entfernung kommender Ton an mein Ohr, langgezogen und allmählich verhallend. Ich wußte sofort: das war die besonders kräftige Hupe meines Automobils. In dieser völligen Stille mußte sie gut auf diese Strecke vernehmbar sein. Ich beugte mich aus dem Fenster hinaus — da, noch einmal der gleiche Ton, der mit einer gewissen Eindringlichkeit mir ins Ohr drang. Kein Zweifel: das war Paul, mein Chauffeur, und dies Signal mußte für mich bestimmt sein.

Daß ihm irgend ein Unfall zugestoßen sein konnte, er vielleicht für seine Sicherheit und die des seiner Obhut anvertrauten Wagens zu fürchten hatte, war nicht anzunehmen, denn die Straßen sind dort schon am Tage fast völlig verödet, in der Nacht aber ganz und gar tot. Aber selbst einen solchen unwahrscheinlichen Fall angenommen, dann hätte Paul seine Browningpistole zur Hand gehabt, denn ein Schuß in die Luft wäre nicht nur das beste Mittel gewesen,

irgendwelche Angreifer zu verscheuchen, sondern auch mich zu alarmieren.

Der Einfachheit wegen sprang ich aus dem niedrigen Fenster. Ich ging an der Mauer des Hauses entlang. Bei Norman Hicks brannte kein Licht mehr. Ich steckte den Kopf zu einem der Fenster des von ihm benützten Raumes hinein — er schnarchte!

Sollte ich ihn wecken? Warum? Wenn Paul mir irgend etwas zu sagen hatte, dann mußte das mit unserer gegenwärtigen Lage zusammenhängen. Vielleicht hatte er ein Mittel gefunden, die Fahrt fortzusetzen. Dazu wäre aber um diese Stunde Norman Hicks jedenfalls nicht gewillt gewesen. Unser ursprünglich in Aussicht genommenes Nachtquartier, von dem uns noch drei Stunden Weges trennten, hätten wir ja doch zu einer halbwegs passenden Zeit nicht mehr erreichen können. So war es am besten, ihn schlafen zu lassen. Ohnehin hatte er auch heute so durchaus selbstherrlich disponiert, daß ich nicht die geringste Lust verspürte, jetzt nach seinen Wünschen zu fragen.

Eine Viertelstunde etwa hatten wir von der Stelle unserer unfreiwilligen Fahrtunterbrechung bis hierher gebraucht. Da aber war es noch stockdunkel gewesen. Jetzt stand der Mond hoch, der Himmel wurde klarer — in der Hälfte Zeit konnte ich den Weg machen.

Ich wanderte los und beeilte mich. Die schnelle Bewegung tat mir wohl, hatte ich doch lange genug im Auto gesessen.

Ich mochte die halbe Strecke zurückgelegt haben und befand mich gerade in dem bereits erwähnten Hohlweg, da hörte ich Schritte mir entgegenkommen. Es war Paul. Er war außer Atem und schien mir ganz aus seiner gewohnten Ruhe gebracht.

‚Herr Baron — ich weiß nicht, ob ich es sagen darf. Mr. Hicks —‘

‚Was gibt es denn?‘

‚Es war kein Zufall, Herr Baron, daß wir stecken geblieben sind. Mr. Hicks ist schuld daran gewesen.‘

‚Unsinn!‘ sagte ich, wenn ich mich auch nicht des plötzlichen Verdachtes erwehren konnte, daß Paul recht haben mochte.

‚Doch, Herr Baron! Sehen Sie, was ich gefunden habe.‘ Er hielt mir einen blanken Metallgegenstand hin — es war das Verschlußstück des Kühlwasserbehälters, dessen Verlust uns zur Unterbrechung unserer Fahrt gezwungen hatte. ‚Neben dem Führersitz hat es gelegen,‘ berichtete Paul, ‚zwischen die Polster geklemmt. Mr. Hicks muß es mit Absicht losgeschraubt haben, als wir nach dem Abendessen weiterfuhren. Er hat sich ja auch daran zu schaffen gemacht.‘

‚Es wird ein Mißverständnis sein, Paul,‘ bemerkte ich. ‚Ich werde Mr. Hicks fragen.‘ Aber bei mir selbst war ich vollkommen überzeugt, daß Paul recht hatte, denn ich entsann mich, daß Norman Hicks sich auffällig an der Motorhaube des Autos beschäftigt hatte. Freilich, wenn es ihm darum zu tun gewesen wäre, dies kleine Stück Metall, dessen Verlust unsere Fahrt unterbrechen mußte, verschwinden zu lassen, dann hätte er ja besser getan, es einfach fortzuwerfen. Aber nein — wir hatten uns in jenem Augenblick auf Steinpflaster befunden; das Klirren des fallenden Metalls hätte Paul und mich sofort aufmerksam machen müssen. Vielleicht hatte er das Verschlußstück nachher während der Fahrt unbemerkt fortwerfen wollen, es deshalb neben sich auf den Sitz gelegt und es dann nachher doch vergessen. Wenn aber Norman Hicks, der doch im allgemeinen nicht leicht zu zerstreuen war, das getan

hatte, dann mußte ihn schon eine gewisse Aufregung anderwärts in Anspruch genommen haben. Erwartete er das Eintreten irgend eines bestimmten, von ihm vorhergesehenen, vielleicht gar vorbereiteten Ereignisses? Man mußte es fast annehmen. Daß er am heutigen Morgen unsere Abfahrt absichtlich verzögert hatte, daran konnte ich jetzt nicht mehr zweifeln. Er hatte uns vier Stunden versäumen lassen, die uns dann an unserer Tagestour gefehlt hatten. Im anderen Falle wären wir noch vor Einbruch der Dunkelheit in unserem anfänglich in Aussicht genommenen Nachtquartier eingetroffen. Er hatte gewußt, daß wir an diesem Punkt stecken bleiben und uns nach einem zufälligen Unterkommen würden umsehen müssen, und er hatte auch vorausgesehen, daß wir dieses Unterkommen in einem leerstehenden, von seinen Bewohnern verlassenen Hause finden würden.

Blieb noch die Frage: Warum dies alles? Das ganze Manöver erschien so zwecklos. Und er hatte sich ja auch sofort schlafen gelegt. Eben noch, vor wenigen Minuten, hatte ich mich überzeugen können, daß er tatsächlich und sehr fest schlief.

Nun, eine Lösung des Rätsels zu finden, war vorderhand unmöglich. Vielleicht war es auch gar kein Rätsel, und alles würde sich später ganz natürlich erklären lassen.

Ich hätte ja nun mit Paul nach dem Auto zurückgehen und auf dessen ganz angenehmen Polstersitzen den Morgen abwarten können. Aber wenn mir das von Norman Hicks mit so offenbar planvoller Umsicht ausgesuchte Nachtquartier tatsächlich Überraschungen zu bringen bestimmt war — nun, so wollte ich diese auch kennen lernen.

Um nicht allein zu sein, nahm ich Paul jetzt nach

dem Dorf mit zurück; das Auto konnte ja schließlich sich selbst überlassen bleiben.

Norman Hicks schlief immer noch, als ich zu seinem Fenster hineinschaute. ‚Das Haus ist ganz unbewohnt,‘ erklärte ich Paul.

Der blickte zu den anderen Häusern des Dorfes hinüber, die jetzt ganz klar im Mondlicht zu sehen waren. ‚Ich möchte einmal dort hinübergehen, Herr Baron,‘ schlug er vor, ‚um zu sehen, was für eine Art Gegend das hier ist, und was für Leute da wohnen mögen.‘

‚Gehen wir also einmal hinüber,‘ sagte ich, denn ich hatte auch den Wunsch, mich über meine Umgebung zu orientieren, ehe ich mich jetzt endlich zur Nachtruhe niederlegte.

Und nun, meine Herren, stellen Sie sich meine Überraschung vor. Wir erreichen das nächste Haus, der Mond scheint in leere Öffnungen, aus denen die Fenster herausgerissen sind. Das Haus ist leer! Und das zweite ebenso und auch das dritte und so weiter. Das ganze Dorf war ausgestorben, verlassen.

Paul war übrigens scharfsichtiger als ich. Er entdeckte einen Brunnen und warf einen Stein hinein. Der Stein fiel mit scharfem Laut auf harten Boden — der Brunnen war vertrocknet, versiegt. Und jetzt entsann ich mich, vor längerer Zeit gelesen zu haben, daß in einzelnen Distrikten dieses Hochebenengebietes ein derartiger Wassermangel eingetreten war, daß mehrere Dörfer hatten verlassen werden müssen. Man hatte kostspielige Bohrungen unternommen, sogar einige Rutengänger von Ruf kommen lassen — es war umsonst gewesen, und der Regierung war nichts anderes übriggeblieben, als die Bewohner jener Dörfer anderwärts anzusiedeln.

In einem solchen Dorf also befanden wir uns. Ich



muß gestehen, diese Erkenntnis nahm der Situation das Unheimliche, das sie anfangs zu haben schien.

Warum nur hatte Norman Hicks, der als Kenner des Landes doch sicher orientiert war, mir keine Erklärung gegeben? Warum hatte er uns überhaupt auf diese Seitenstraße geführt, die, nach dem Fortzug der Anwohner zwecklos geworden, allmählich vernachlässigt und unwegsam geworden war?

Ich ging mit Paul nach dem ersten Hause zurück. Meine Ansicht war, Norman Hicks ganz einfach um eine Erklärung zu bitten. Er schlief aber immer noch, anscheinend so fest, daß ich ihn nicht wecken mochte. Dieser Schlaf schien mir fast etwas Unnatürliches zu haben. Ich beugte mich mit der Kerze über ihn. Sein Gesicht war etwas gerötet, er lag fast wie betäubt da.

Gerade als ich den Schlafenden wieder verlassen wollte, fiel mein Blick auf ein kleines Fläschchen, das neben ihm auf dem Erdboden lag: Veronaltabletten aus der weltbekannten Drogenfabrik von Burrough und Welcome.

Mein erster Gedanke war: er hat sich vergiftet — um Evelines willen. Dann aber überzeugte ich mich, daß überhaupt aus dem Fläschchen nur zwei Tabletten fehlen konnten, es sich also nur um eine nicht ungewöhnliche Dosis dieses Schlafmittels handelte. Warum aber hatte Norman Hicks sie überhaupt genommen? Die Aussicht auf eine einzige unbequeme Nacht war doch für einen ganz und gar gesunden Menschen wie er noch kein Grund, zu einem derartigen Medikament zu greifen, und daß es sich bei ihm nicht um ein Gewohnheitsmittel handelte, war klar. Hätte er regelmäßig solche Mittel genommen, dann wäre er kein Mensch mit so gesunden Nerven gewesen.

Nun, auch das war ein Rätsel. Aber ich sagte mir:

Was auch immer Norman Hicks beabsichtigen mag, jedenfalls kann er es erst dann tun, wenn er wieder wach ist. Und damit hatte es nach dieser Dosis Veronal noch sein gutes Bewenden.

Also machte ich mir nunmehr auch mein Lager zurecht. Paul legte sich in demselben Raum nieder, quer vor den Eingang. Das war sehr nett von ihm, aber eigentlich zwecklos. Wenn jemand bei uns eindringen wollte, konnte er es ja auch durch die offenen Fenster tun. Aber an dergleichen war wohl wirklich nicht zu denken. —

Ich schlief ein. Beim ersten Morgendämmern muß ich für kurze Zeit halb wach gewesen, aber bald wieder eingeschlafen sein. Und dann hatte ich einen Traum. Ich fuhr mit Norman Hicks zusammen im Auto. Rasend schnell ging die Fahrt dahin auf einem schmalen Gebirgsgrat, zu dessen Seiten gewaltige Abgründe steil hinabstürzten. Ich selbst saß am Steuer, und trotzdem die höchstmögliche Schnelligkeit schon erreicht schien, schaltete ich immer noch höhere Geschwindigkeiten ein, und immer schwindelerregender wurde die Fahrt.

Da, ein kurzer scharfer Knall — eine Pneumatik war geplatzt. Ich hatte im Traum die ganz klare Überlegung: jetzt muß der Wagen ins Schleudern geraten, und wir stürzen nach rechts oder links hinunter. Da, noch einmal ein Knall — wieder ein Reifen geplatzt. Norman Hicks packte meinen Arm, umklammerte ihn und riß mich daran, daß er schmerzte.

Aber nein, das war ja kein Traum mehr! Diesen zweiten Knall hatte ich wirklich vernommen. Und also mußte auch der erste Wirklichkeit gewesen sein. Und daß jemand mich am Arm rüttelte, war auch kein Traum. Nur war es nicht Norman Hicks, sondern mein Chauffeur

Paul. Er schrie mir ins Ohr: ‚Herr Baron! Um Himmels willen, man schießt auf uns!‘

Ich war sofort wach und bei vollständig klarer Besinnung. Und da ein kurzer Knall, aber wie aus weiter Ferne, und fast gleichzeitig in unserer unmittelbaren Nähe das dumpfe Aufschlagen eines schweren Körpers auf das Erdreich und dann ein furchtbares Krachen, wie wenn der Boden ringsum zerrissen würde. Ich sprang ans Fenster. Ein Blick auf meine Uhr zeigte mir, daß es die fünfte Morgenstunde war. Klar lag die weite Ebene vor dem Hause. Ganz hinten am Horizont waren ein paar leichte weiße Wölkchen zu sehen wie Wattebäuschchen. Und aus diesem Wattegemenge löste sich jetzt ein urplötzlich aufleuchtender Blitz, und dann, nach wieder einem kurzen Knall, den ich nun als von dort drüben herüberschallend erkannte, schlug an mein Ohr ein Ton, der mich einen Augenblick furchtsam zu machen drohte: das in geringer Entfernung über dem Hause die Luft durchschneidende, gar nicht zu verkennende Zischen, mit dem Granaten ihrem Ziele zustreben.

In diesem Augenblick war mir alles klar: da drüben in der Ferne war Feldartillerie aufgefahren, und man schoß auf dies verödete, von seinen Bewohnern längst verlassene Dorf. Um Schießübungen handelte es sich, für die ja diese aufgegebenen Gebäude in einer menschenleeren Gegend das ausgezeichnetste Ziel abgaben. Das Manöver war ein lange vorbereitetes. Darum hatten wir am gestrigen Abend in Corvo, wo wir zu Abend aßen, den Artilleriepark aufgefahren gesehen. Und kein Zweifel: Norman Hicks hatte das gewußt. Vielleicht war schon vor Wochen unter seinen militärischen Bekannten die Rede von dieser interessanten Scharfschießübung gewesen. Mit fast bewundernswerter Ge-

schicklichkeit hatte er es dann einzurichten verstanden, daß wir heute hier, an diesem gefährdeten Punkte, die Nacht verbringen mußten. Und sicher: es war seine Hoffnung gewesen, daß für einen von uns beiden dies Abenteuer unglücklich ausgehen würde. Für wen, das hatte er dem Zufall zu überlassen versucht, indem er jedem von uns eine besondere Schlafstätte durch das Los hatte anweisen lassen. Freilich, sehr weit auseinander gingen die Chancen dabei nicht, und die Situation war jetzt für mich ebenso ernst wie für ihn, der wohl noch — nun verstand ich, warum er das Schlafmittel genommen — im festen, nicht so leicht zu störenden Schlafe lag.

Mein wackerer Paul schien die Lage gleichfalls erfaßt zu haben. Er ergriff meine Schlafdecke, sprang aus dem Fenster und lief einige Schritte ins Freie, um sichtbarer vor dem Hause zu stehen. Ich folgte ihm und zog meinen weiten Mantel aus, in dem ich geschlafen hatte. Und dann versuchten wir beide, die Aufmerksamkeit der da drüben ganz ahnungslos uns bombardierenden Artilleristen zu erregen.

Das muß nun wohl nicht sofort gelungen sein. Aber wieviel Schüsse noch abgefeuert wurden, vermag ich nicht anzugeben. Ich weiß nur von einem, der noch folgte, und dem habe ich die kleine Schramme zu verdanken, die heute unser Freund Montau so scharfsichtig entdeckt hat.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich schon in einem halbwegs sauberen Bett im Gasthof zu Corvo, in dem wir am Abend vorher keinen Platz hatten finden können. Jetzt war einer der Herren Offiziere so freundlich gewesen, sein Zimmer für mich herzugeben, ein selbstverständliches Entgegenkommen in Anbetracht des kleinen Malheurs, das seine Waffe mir verursacht hatte.

— So, meine Herren, da haben Sie die ganze Geschichte!“

Herr van Ende war noch nicht zufrieden. „Und der Bengel, der Norman Hicks?“

Baron Liewen zuckte die Achseln. „Gründlich ausgeschlafen scheint er sich zu haben — weiter nichts. Aber es folgten einige kleine Unannehmlichkeiten für ihn. Denn wenn man von mir, dem durch die streitbare Macht der kleinen Republik unschuldig Verletzten, auch erwartete, daß ich keinen Lärm schlagen würde, so wünschte man anderseits doch zu erfahren, wie denn der Zwischenfall überhaupt möglich gewesen war. Und da einige der beteiligten Offiziere angeben konnten, mit Norman Hicks bekannt zu sein und ihn gesprächsweise über die bevorstehende Schießübung unterrichtet zu haben, war es ganz natürlich, daß maßgebende Instanzen das Verlangen verspürten, von Norman Hicks zu wissen, warum er unter so bewandten Umständen sich und seinem ahnungslosen Gefährten ein so gefährliches Nachtquartier ausgesucht hatte. Die kleine Untersuchung verlief freilich im Sande, denn es handelte sich eben um einen Engländer, und auch die Militärbehörde war nicht ganz unschuldig, hätte sie doch die Pflicht gehabt, dafür zu sorgen, daß niemand in den gefährdeten Bezirk gelangen konnte. Aber ich glaube, die Peinlichkeiten dieser Untersuchung haben den jungen Herrn besser abgekühlt, als alles vernünftige Zureden es vermocht hätte. Er hat dann eine längere Reise unternommen — nach Australien, im Auftrage Sir Wilfrieds. Der nämlich interessiert sich stark für den australischen Weinexport, der allmählich eine Rolle im Welthandel zu spielen beginnt. Es ist mir in der Tat angenehm, daß Norman Hicks fort ist, denn so bin ich sicher, ihm nächstens nicht zu begegnen.“

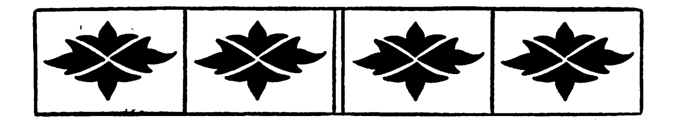
Die Gäste waren überrascht. „Sie reisen schon wieder, Baron?“

„Ich habe eine Einladung nach Sir Wilfrieds englischem Landsitz bekommen — morgen fahre ich.“

Herr Nikolaus van Ende pfiff durch die Zähne. „Na also! Ich möchte wetten, wir sitzen hier zum letzten Male in einem Junggesellenheim!“

Baron Liewen antwortete nur mit einem Lächeln.





Bei unseren „Eisenbahnern".

Von Loth. Brenkendorff.

Mit 10 Bildern. **(Nachdruck verboten.)**

Alle während der letzten Jahrzehnte geführten Kriege haben den Beweis erbracht, daß die intensivste Ausnützung aller Verkehrsmittel eine unerläßliche Voraussetzung ist für den militärischen Erfolg. Unter diesen Verkehrsmitteln steht die Eisenbahn selbstverständlich obenan. Ihre militärisch geleitete Benützung zur Truppenbeförderung für Kriegszwecke, sowohl während der Mobilmachung und des strategischen Aufmarsches als auch im weiteren Verlauf des Feldzuges, wurde schon im Jahre 1842 von Pönitz angeregt, und die hohe Bedeutung dieses Kriegsmittels wurde augenfällig offenbar, als sich im Jahre 1859 die Österreicher wie die Franzosen seiner in ausgedehntem Maße bedienten.

Eine eigentliche systematische Ausbildung erfuhr das Militäreisenbahnwesen allerdings erst durch die praktischen Amerikaner während des großen Bürgerkrieges, und die preußische Heeresleitung darf sich das Verdienst zuschreiben, die jenseits des großen Wassers gemachten Erfahrungen zuerst unter den europäischen Militärstaaten genützt und den eigenen Verhältnissen zweckmäßig angepaßt zu haben. Die raschen Erfolge des Jahres 1866 waren zu einem nicht geringen Teil auf das trefflich organisierte preußische Transport-

wesen zurückzuführen, das einen außerordentlich schnellen Aufmarsch der Streitkräfte ermöglicht hatte.

Im Jahre 1869 wurde im Großen Generalstab eine eigene Eisenbahnabteilung gebildet, die im Einvernehmen mit den Eisenbahndirektionen und den Linien-



An der Bahnsteigsperre.

kommissionen sämtliche Fahrpläne für die Militärzüge im Falle einer Mobilmachung schon zu Friedenszeiten festzustellen hat. Die leitenden Grundsätze bei dieser Aufstellung sind, daß die volle Leistungsfähigkeit der einzelnen Strecken und der Anschlußbahnen in Anspruch genommen wird und daß sämtliche Züge mit gleicher Fahrgeschwindigkeit verkehren. Anfang und Ende des nach diesem Militärfahrplan durchzuführenden

Betriebes bestimmt, sobald die Mobilmachung angeordnet worden ist, der Generalinspektor des Etappen- und Eisenbahnwesens.

Die Probe, die mit dem Deutsch-Französischen Krieg auf die Zweckmäßigkeit dieser Organisation gemacht wurde, hatte geradezu ein glänzendes Ergebnis. Denn in der Zeit vom 24. Juli bis zum 5. August 1870 konnten auf neun Linien nicht weniger als 384,000 Mann mit sämtlichem Heergerät an die Grenze befördert werden. Von Preußen waren damals vier, von Bayern eine Feldeisenbahnabteilung formiert worden, denen die Aufgabe zufiel, unverzüglich die Ausbesserung der im Feindesland zerstörten Eisenbahnstrecken in Angriff zu nehmen. 280 Meilen Bahnen wurden hergestellt und vier Betriebskommissionen unterstellt.

Auch der Russisch-Japanische Feldzug rückte die entscheidende Bedeutung der Eisenbahn als Kriegsmittel in das hellste Licht, denn ohne seine sibirische Bahn hätte Rußland diesen Krieg wohl überhaupt nicht zu führen vermocht. Der Aufstand in Südwestafrika aber würde schwerlich so große und schmerzliche Opfer gefordert haben, wenn sich nicht namentlich in seinem Beginn der Mangel an Eisenbahnen so empfindlich fühlbar gemacht hätte.

Daß eine volle Ausnützung der durch die Eisenbahn gebotenen Verkehrs- und Transportmöglichkeit allerdings nur durch das Vorhandensein einer militärisch-technisch ausgebildeten Truppe gewährleistet wird, war eine naheliegende Erkenntnis, und in Preußen wurde zu diesem Zweck schon am 19. Mai 1871 ein Eisenbahnbataillon errichtet, aus dem sich dann nach und nach unsere heutige Eisenbahntruppe entwickelte. Im Dezember 1879 war aus dem Bataillon schon ein

Regiment geworden, und heute haben wir eine ganze Eisenbahnbrigade, die seit dem 1. Oktober 1893 aus



Der Herr Stationsvorsteher gibt das Abfahrtszeichen.

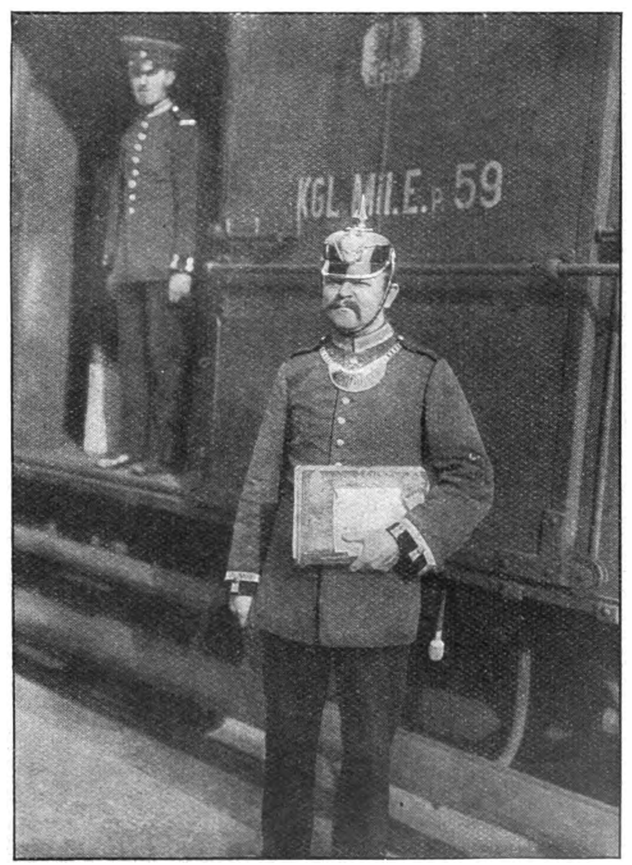
drei Regimentern zu zwei Bataillonen mit je vier Kompanien besteht. Bayern hat entsprechend ein Eisenbahnbataillon zu drei Kompanien.

In den anderen europäischen Armeen hat diese Organisation zum großen Teil Nachahmung gefunden, Frankreich hat zwölf Eisenbahnkompanien, und auch im russischen Heere gibt es eine Eisenbahnabteilung, die seit 1905 als selbständige Truppe betrachtet und nicht mehr wie vorher zum Genie gezählt wird.

Für den Dienst bei der Eisenbahnbrigade werden in erster Linie Handwerker und Techniker ausgewählt, die körperlich für eine anstrengende Tätigkeit im Freien geeignet erscheinen, farbensichere Augen und eine gute Kenntnis der deutschen Sprache besitzen. Der Dienst ist nicht leicht, aber abwechslungsreich und bei den Mannschaften im allgemeinen sehr beliebt. Die „Eisenbahner“ gelten für besonders gemütliche und fröhliche Leute; sie kommen zum Zwecke der notwendigen Übungen, die naturgemäß dem verschiedenartigsten Gelände angepaßt werden müssen, mehr als andere Waffengattungen im Lande umher und wissen sich überall die Sympathien der bürgerlichen Bevölkerung im Fluge zu gewinnen. Als Ziel ihrer Ausbildung wird die Schulung im praktischen Eisenbahndienst, im Herstellen und Zerstören des Oberbaus, sowie von Brücken, Tunneln, Telegraphenanlagen usw. angesehen, und bei der Mobilmachung werden aus ihnen dementsprechend Eisenbahnbau-, Betriebs- und Eisenbahnarbeiterkompanien gebildet.

Wer unsere „Eisenbahner“ am Werke sehen will, ohne sich unberufen in die Geheimnisse des militärischen Dienstes einzudrängen, der braucht sich nur eine Fahrkarte für die Militäreisenbahn Berlin—Jüterbog zu lösen; er wird alsdann vom Ausgangspunkt seiner Fahrt bis zur Endstation nichts anderes zu Gesicht bekommen als die Uniformen der Eisenbahnbrigade. Die im Jahre 1875 eröffnete, 46 Kilometer lange

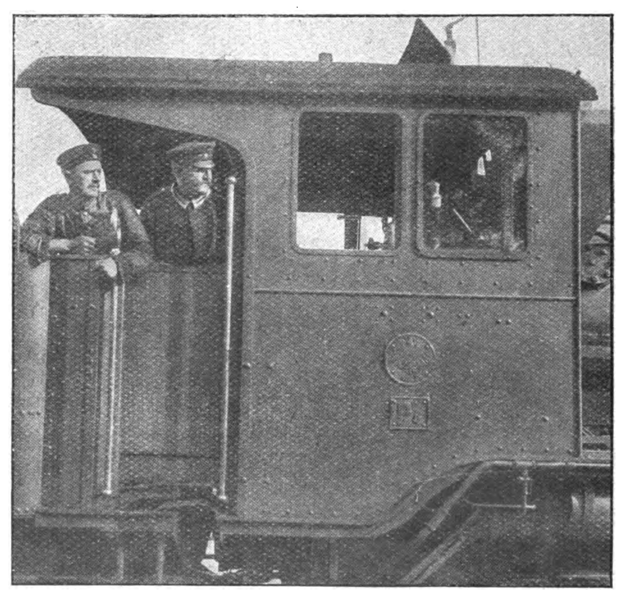
Bahnstrecke von Berlin über Zossen nach dem Fußartillerieschießplatz bei Kummersdorf, die gegen Ende



Zugführer.

der neunziger Jahre mit weiteren 25 Kilometern über Jänickendorf bis zum Feldartillerieschießplatz bei Jüterbog fortgesetzt wurde, wird nämlich ausschließlich mili-

tärisch betrieben. Sie ist Eigentum des Fiskus und dient sowohl zur praktischen Ausbildung der Eisenbahntruppen, wie zur Aufrechterhaltung einer Verbindung zwischen den beiden großen Schießplätzen und für den



Lokomotivführer und Heizer.

öffentlichen Verkehr. Das gesamte Betriebspersonal wird unter vollständiger Ausschaltung aller nichtsoldatischen Elemente den Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften der Eisenbahnbrigade entnommen, und zwar in einem regelmäßigen Wechsel, der die praktische Ausbildung einer möglichst großen Zahl von „Eisenbahnern“ ermöglichen soll. Die Linie wird verwaltet von der aus Offizieren der Brigade zusammengesetzten Königlichen Direktion der Militär-

eisenbahnen in Schöneberg bei Berlin, und es besteht außerdem eine besondere Betriebsabteilung für den Betrieb der Militäreisenbahn Berlin—Jüterbog.

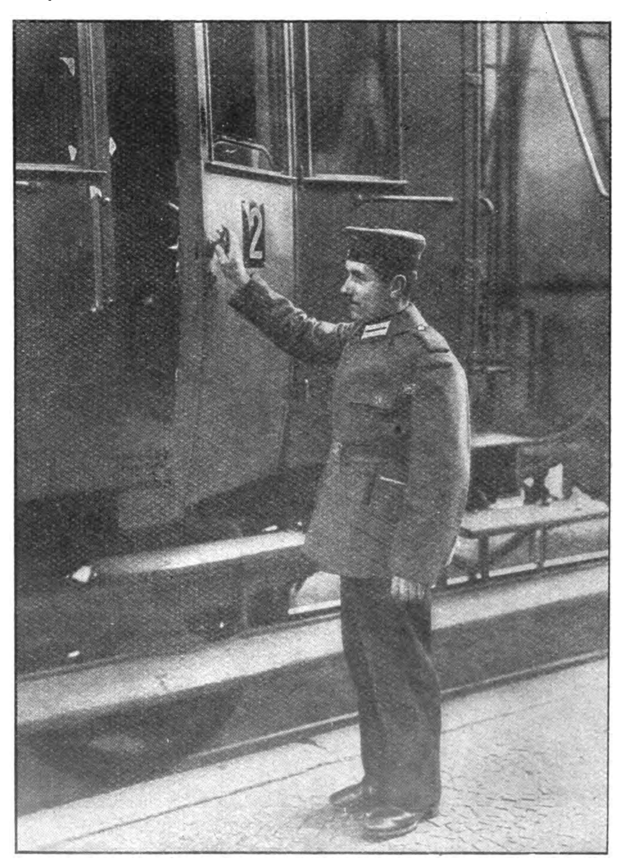
Wer bei längerem Aufenthalt in der Reichshauptstadt einen halben Tag dafür erübrigen kann, den wird es kaum gereuen, ihn zu einem Ausflug auf dieser einzigen, in regelmäßigem Betriebe befindlichen und jedermann zur Verfügung stehenden Militäreisenbahn verwendet zu haben. Bei Benützung des Eil-



Frachtdienst.

zuges, der ihm von den zwölf Zwischenstationen der Strecke sieben erspart, braucht er nicht einmal volle anderthalb Stunden, um an das Ziel der Reise, die freundliche Hauptstadt des Kreises Jüterbog-Luckenwalde im

preußischen Regierungsbezirk Potsdam, zu gelangen. Während der Fahrt hat er reichlich Gelegenheit, unsere

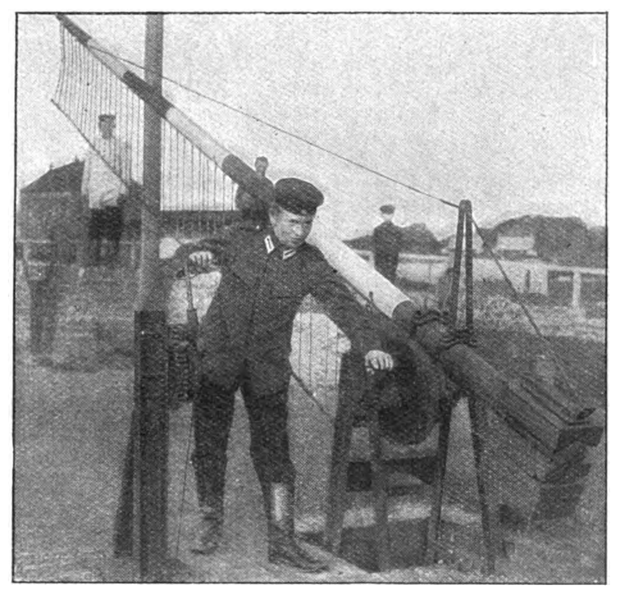


Schaffner.

wackeren „Eisenbahner", denen in einem künftigen Kriege recht ernste und verantwortungsvolle Aufgaben zufallen werden, bei all den mannigfaltigen Ver-

richtungen zu beobachten, die sonst Sache eines Personals von berufsmäßigen Eisenbahnbeamten sind.

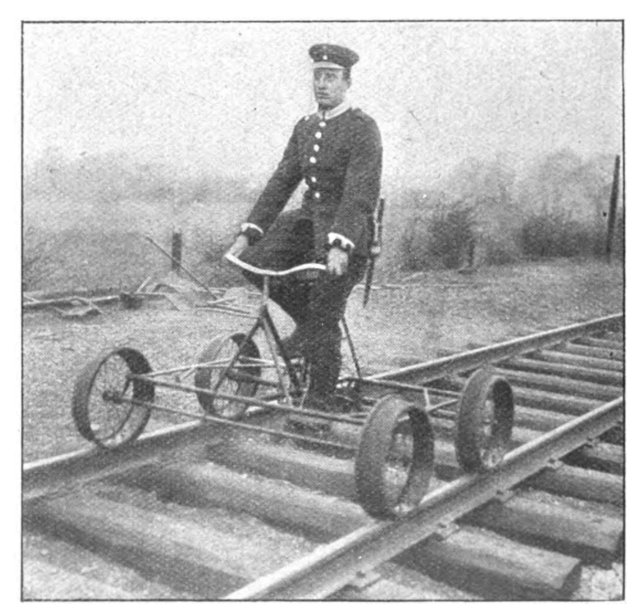
Statt des Bahnsteigschaffners kontrolliert an der Sperre ein Soldat die Fahrkarte; ein stattlicher Unteroffizier repräsentiert die Würde des Bahnhofvorstehers und gibt mit schneidiger Kommandostimme



Am Schlagbaum.

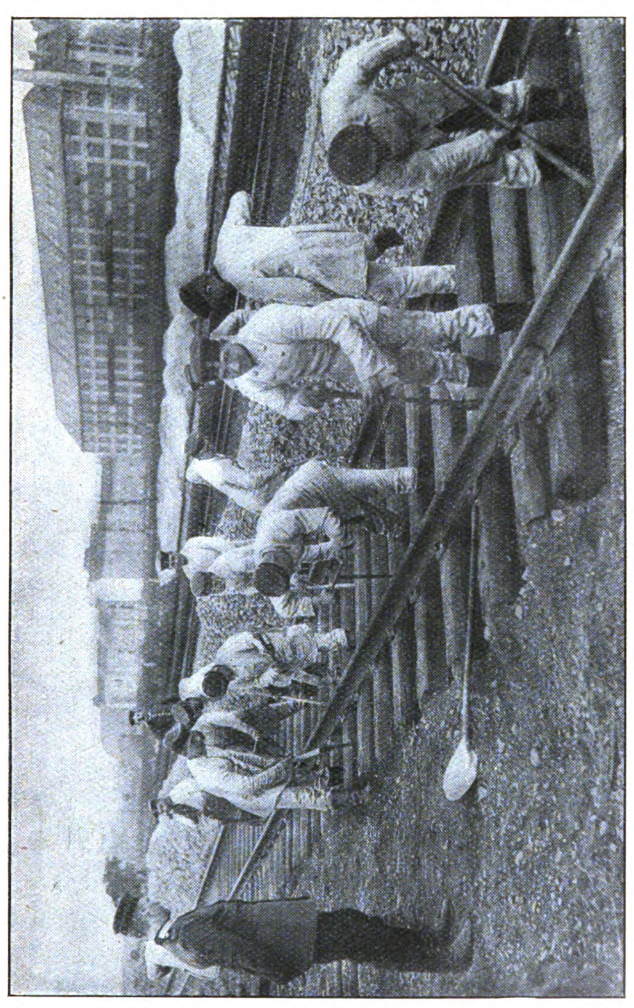
den Befehl zur Abfahrt; der joviale Zugführer trägt ebenfalls die Unteroffiziersabzeichen, und auf der Lokomotive wie am Packwagen, im Bahnhof- wie im Streckendienst — überall sind es Soldaten in der Uniform der Eisenbahnregimenter, die mit Eifer und Hingebung ihres mehr oder minder verantwortungsschweren Amtes walten.

Für die Pünktlichkeit und Genauigkeit in der Abfertigung der Züge ist durch die militärische Disziplin hinlänglich gesorgt, der bürgerliche Passagier hat aber gewiß keinen Anlaß, sich über allzu „soldatische" Behandlung zu beklagen. Unsere „Eisenbahner" sind viel-



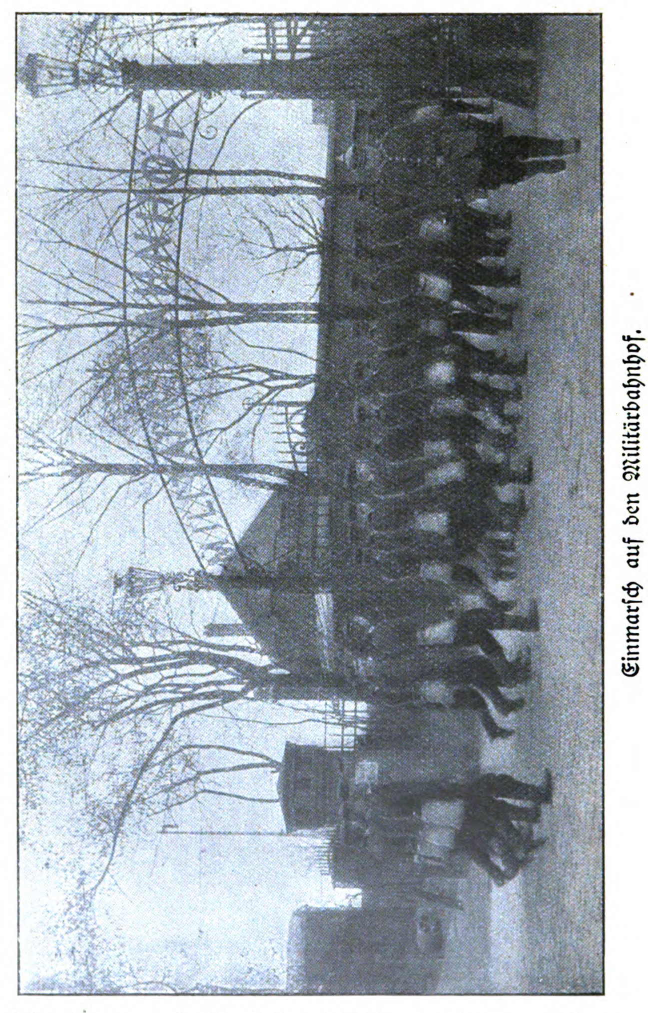
Auf der Draisine.

mehr in der Ausübung ihres Dienstes dem Publikum gegenüber durchweg von einer Höflichkeit und Zuvorkommenheit, an der sich gar mancher Berufsschaffner ein Beispiel nehmen könnte. An der wünschenswerten guten Laune fehlt's dabei in der Regel auch nicht, und wenn man einen Trupp von „Eisenbahnern" beim Auswechseln von Schienen oder bei anderen Strecken-



Beim Schienenlegen.

arbeiten beobachtet, so gewinnt man jederzeit den Eindruck, daß die Leute aufrichtige Freude an ihrer Tätig-



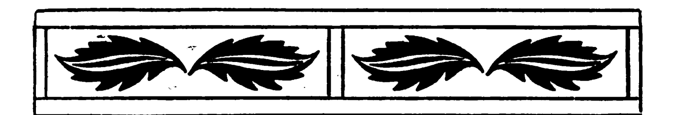
Einmarsch auf den Militärbahnhof.

keit haben und sie dem eintönigen Dienst auf dem Kasernenhofe jedenfalls bei weitem vorziehen.

Der allgemeine Verkehr auf der Militäreisenbahn ist naturgemäß nicht sehr beträchtlich, wie ja auch die Strecke von vornherein nicht mit Rücksicht auf allgemeine Verkehrsinteressen gebaut worden ist. Namentlich für den direkten Verkehr zwischen Jüterbog und Berlin ist die Benützung der staatlichen Hauptbahnstrecke, auf der ein Eilzug nur 54 Minuten braucht, um vieles bequemer, ganz abgesehen von der Lage der Militärbahnhöfe, die selbstverständlich einzig durch militärische Rücksichten bestimmt werden konnte. Der Reisende, der aus Interesse für ihre Eigenart die Militärbahn benützte, wird darum für die Rückfahrt wohl besser den gewöhnlichen Weg wählen; aber er wird sicherlich nicht versäumen, vorher einen Rundgang durch das hübsche Städtchen zu unternehmen, das noch heute mit einer von drei Toren unterbrochenen Ringmauer umgeben ist, und sich bei dieser Gelegenheit die altehrwürdige, aus dem 14. und 15. Jahrhundert stammende Nikolaikirche mit ihrem sechs Meter hohen Sakramentshäuschen anzusehen.

Bei Jüterbog erfocht bekanntlich am 23. November 1644 das Schwedenheer unter Torstensson einen großen Sieg über die von Gallas befehligten Kaiserlichen, und auch die blutgetränkten Felder von Dennewitz liegen in der Nähe des Städtchens, dessen Bewohner heute nicht mehr aus ihrer Ruhe aufgeschreckt werden, wenn dumpfer Kanonendonner zu ihnen herübertönt. Denn sie wissen ja, daß er nicht von einem Schlachtfelde, sondern von dem Schießplatz kommt, mit dessen Anlage in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft die guten Jüterboger aus Gründen des materiellen Vorteils recht wohl zufrieden sind.





Die Hochzeitsfahrt.

Novelle von Else Krafft.

(Nachdruck verboten.)

„Was hast du denn nur?" fragte die Tante beim Morgenkaffee, als die Nichte ihre eingegangenen Postsachen durchsah und dabei über ein großes, steifes Kartonblatt ablehnend den Kopf schüttelte.

„Ach — nichts!" sagte die junge Frau, indem sie den Brief nachlässig zu den anderen legte.

„Nichts? — Was ist denn das für eine Antwort, Maria! Ich sehe es dir doch an, daß es was ist. Aber ich will mich natürlich nicht in deine Geheimnisse drängen, wenn du so wenig Vertrauen zu mir hast."

Maria blickte von ihrer Kaffeetasse auf und in das gerötete, gutmütige Gesicht unter dem weißen Scheitel. „Geheimnisse! Du liebe Zeit, als ob so eine dumme, steife Hochzeitseinladung ein Geheimnis wäre! — Da, lies doch, wenn es dich so sehr interessiert."

Sie schob den weißen Briefumschlag über den Tisch hinüber.

Die alte Dame rückte ihre Brille zurecht und las: „Zu der am 20. September nachmittags drei Uhr stattfindenden Vermählungsfeier ihrer Tochter Margarete mit dem Diplomingenieur Herrn Hans Wächter gestatten sich Frau Maria Volkmann ganz ergebenst einzuladen

Bürgermeister Adolf Winkler und Frau."

Verwundert legte sie die Brille auf den Tisch und sann einen Augenblick nach.

„Volkmann?“ fragte sie dann. „Warum denn auch hier dein Mädchenname, Maria? Ihr seid doch noch nicht geschieden — du und Herbert! Du heißt doch noch Bürkner!“

„Ach, laß doch!“ wehrte die junge Frau ab. „Das ist doch alles so gleichgültig. Volkmann oder Bürkner — beide Namen wiederholen sich hundertmal, und Papas Name klingt doch wenigstens noch nach etwas. Ich werde doch da draußen auf der Reise, wo ich diese kleine Bürgermeistersgrete kennen gelernt habe, nicht als Frau Bürkner allein die Badeorte unsicher machen, das kannst du dir doch denken! Es könnte doch mal jemand unter den Kurgästen sein, der Herbert kennt, und der —“

Sie stockte jäh, nahm die Hochzeitseinladung wieder an sich und schüttelte den Kopf.

„Du bist wirklich ganz schrecklich neugierig, Tante! Darüber könnte ich oft deine sonstigen Vorzüge vergessen. Deine Augen sind ganz rund geworden, passen gar nicht hinein in dein liebes Großmamagesicht. Diese kleine Bürgermeistersgrete, die es leider auch bald erfahren wird, daß die Herren der Schöpfung sich im Hausrock ganz anders entpuppen wie im Bräutigamsfrack, bombardiert mich nämlich schon seit vierzehn Tagen mit Briefen wegen ihrer Hochzeit. Die gedruckte Einladung hätten sie mir gar nicht zu schicken brauchen aus ihrem Kroplin — was für ein stolzer Name für eine Stadt mit einem leibhaften Bürgermeister!“

„Nun spottest du auch noch!“ jammerte die alte Dame. „Ich glaubte immer, du hättest dieses junge Mädchen damals liebgewonnen, war froh, daß du überhaupt noch jemand liebhaben konntest —“

„Danke für den Stich!“ rief die junge Frau lachend. „Ich hab' sie doch auch lieb! Wenn man das kleine, süße Ding mit dem großen Herzen nur ansah, mußte man es schon gern haben. Beinahe kurze Röcke trug das Mädel noch und die Zöpfe in Schnecken links und rechts am Ohr im vorigen Sommer. Wie ein Hund lief sie mir nach, und schon in den ersten drei Tagen wußte ich die ganze Lebensgeschichte von der Bürgermeistersgrete. Da kannte ich Hinz und Kunz aus Kroplin, kannte das ganze butterweiche Seelchen in seiner goldenen Geradheit besser wie mein eigenes Innere. So wohl tat mir damals diese offene Kinderfreundschaft nach der furchtbaren Zeit, so dankbar war ich der Kleinen, daß sie nie fragte, immer nur von sich selbst erzählte, von der wunderschönen, reichen Welt, in der sie ihre achtzehn Jahre ausleben durfte. Keine Ahnung damals von einem Ingenieur Hans Wächter, vom Verlieben, Verloben und Heiraten, alles nur köstliches, unbedachtes Jungsein. Und dann nach den jubelnden, stürmenden Briefen plötzlich die Verlobungsanzeige, der nun so bald schon die Hochzeit folgt — gräßlich!“

„Und du willst nicht hin?“ fragte die alte Dame beinahe beleidigt.

„Was denkst du denn? Ich soll mich wohl in Kroplin lächerlich machen mit meinen geschlitzten Tüllroben, mit meinem Durst auf Sekt bei jeder festlichen Gelegenheit!“

Die alte Dame hob abwehrend die Hand. „Hör auf! So schlimm bist du ja gar nicht, wie du dich selber machst. Deine Vergnügungssucht und Wildheit hat schon sehr nachgelassen. Du willst es bloß nicht einsehen. Und du brauchtest ja auch nicht gerade deine verrücktesten Kleider anzuziehen, du hast doch auch solidere, das schwarze Samtkleid ist —“

Jetzt lachte Maria ganz laut und herzlich. „Du willst mich wohl durchaus los sein?“

Die alte Dame wurde rot. „Unsinn! Es handelt sich doch höchstens um zwei bis drei Tage! Ich würde mich wirklich freuen, wenn du mal so was mitmachtest, eine Hochzeit in einem soliden Hause, kleinstädtisch, poetisch und stimmungsvoll. Was sind dagegen diese übertriebenen Feste hier mit Künstlern und Börsenleuten, die in dir immer nur die Tochter des berühmten Mannes sehen, die aber nicht halb so gute Bilder malt, wie ihr Vater es getan!“

„Du bist heute wieder ganz besonders liebenswürdig,“ sagte die junge Frau verstimmt, indem sie aufstand und ihren Stuhl lauter als nötig an den Tisch zurückschob. „Damals, als ich von Herbert fortging und Papa so rasch starb, hätte ich mir deine Bitte, mit dir zusammen zu leben, doch noch mehr überlegen sollen, denn du bist oft schmerzhaft deutlich!“

„Aber Kind — ich will doch nur dein Bestes!“

„Ja — ja, es ist schon recht! — Ich gehe jetzt in mein Atelier hinauf. Im übrigen bin ich meine schlechten Bilder alle noch reißend los geworden.“

Die Tür klappte, und die alte Dame saß allein und trank seufzend ihren kalt gewordenen Kaffee aus.

Da lag die unschuldige Ursache dieser Aufregung noch auf dem Tisch. Schlichtes Kartonpapier mit unmoderner Schrift, und doch sehr gediegen und gut sah diese Einladung des Bürgermeisters aus. Kroplin — na ja, es war vielleicht so ein kleines, entlegenes Städtchen wie Bergsfelde, wohin die Nichte damals vor zwei Jahren ihrem Gatten gefolgt war, und aus dem sie schon so bald wieder zurückkehrte nach Berlin — in leidenschaftlicher Abwehr fliehend vor dem Manne, dem sie ewige Treue an ihrem Hochzeitstage gelobt.

„Er hat mich bezwingen wollen, Tante, in seiner brutalen Kraft. Er packt in der Fabrik mit an wie ein gewöhnlicher Arbeiter, obwohl er es nicht nötig hat, er weiß mit Steinen und Zement umzugehen, nie aber mit einer Frau, die ihren eigenen Willen hat," hatte Maria in ihrer ersten Aufregung gesagt. „Und sein Haus hat wie ein Gefängnis eine hohe Mauer um Hof und Garten, über die nur das Pfeifen von der Fabrik, das Surren der Maschinen tönt. Wenn er kommen sollte, um mich dahin zurückzuholen, so sage ihm, daß eine Maria Volkmann sich nicht zurückholen läßt, wenn sie erst einmal fortgegangen ist."

Gottlob hatte die alte Dame das dem Manne, den sie heimlich selbst verehrt hatte in seiner sieghaften Männlichkeit und Frische, nie zu sagen brauchen. Denn er war nicht gekommen, um sein Weib zurückzuholen. Seine Briefe aber, die er in der ersten Zeit so oft geschickt, hatte Maria alle nur allein gelesen und sie gleich darauf im Kamin verbrannt.

„Einer Maria Volkmann hat die Mutter gefehlt," mußte die alte Dame bei ihrer einsamen Morgenbetrachtung bekümmert denken. „Da war keine sorgende Frauenliebe, die dem schönen, wilden Kinde den richtigen Weg gezeigt."

— — — — — — — — — — — — — —

Maria konnte heute nicht arbeiten an ihrem Bilde. Sie wagte gar nicht hinzublicken nach der Staffelei, vor der sie auf und ab ging und auf der in dicker, aufdringlicher Farbe ein Chaos bunter Flecken unter einem merkwürdig roten Himmel auf der Leinwand lag. Es war jene Art Kunst, die Herbert nicht liebte, und von der er gesagt hatte, sie stände einer Frau, die Anspruch auf Seele haben wolle, ganz und gar nicht.

Er hatte ja so vieles gesagt in jenen sechs Monaten, da sie bei ihm gewesen. Seine ganze, einseitige Welt war vor ihr aufgerollt wie ein Vorhang, hinter dem alles das lag, was Maria fremd und unbegreiflich fand.

Zuerst hatte sie gelacht über seine Ansichten und seinen Kunstgeschmack. Sie liebte ihn, war verliebt in seinen wundervollen Kopf, seine hohe Gestalt und die Kraft seiner Arme. Und in seinen Mund, der sie zum ersten Male das Küssen gelehrt, der so weich und warm flüstern konnte, wie sie es nie vorher gehört.

Und doch hielt diese Liebe dem Sturm nicht stand, der gegen sie anbrauste, dem Trotz nicht und dem Eigenwillen, der in ihr wuchs von Tag zu Tag. Und die Stunden, da sie sein Tun und Wesen verspottete, häuften sich und gaben Anlaß zu häßlichen Szenen. Seine Stimme wurde jetzt laut und drohend, sein starker Arm zwang sie, ihm zu gehorchen. Zum ersten Male in ihrem Leben mußte sie erkennen, daß Manneskraft und Manneswille über jeder Frau stehen, die sich dem Manne anvertraut. Und sie floh vor diesem Willen, um sich nicht selbst zu verlieren. —

Maria blieb plötzlich auf ihrer unruhvollen Wanderung stehen. Ihr fiel die Hochzeitseinladung wieder ein und die vielen schwärmerischen Briefe der jungen bräutlichen Freundin.

Wenn die sich nun auch in blinder Liebe an einen Mann verlor? Wenn das unerfahrene und weiche Herzlein ahnungslos und biegsam sich dem Manneswillen von Anfang an unterwarf — was dann? Es würde vielleicht nicht den Mut und die Kraft haben, dem unwürdigen Zustand zu entfliehen, wie Maria es getan. Dulden und entsagen würde es und heimlich kranken unter der Willkür des Mannes wie die meisten der verliebten und schwachen Frauen.



In die Wangen der Malerin floß heiß und rasch das Blut der Erregung.

Vielleicht lohnte es sich doch, nach diesem Kroplin zu fahren.

Das Mädel hing in schwärmerischer Liebe an ihr, der älteren und eleganten Freundin, vielleicht hörte es auf ein mahnendes Wort der reiferen und klügeren Frau. Nicht blindlings sich hingeben dem Manne, nicht die eigene Seele verleugnen, den eigenen Willen untergraben, sondern täglich von neuem den eigenen Wert fühlen lassen, nur sehr selten die Schwächen des eigenen Geschlechts zeigen, das geheime Sehnen und Anschmiegungsbedürfnis — o ja, sie würde schon die richtigen Worte finden für die junge Braut!

Und die kleine, dumme, verliebte Bürgermeistersgrete würde ihr dafür vielleicht dankbar sein.

So viel war die Hochzeitsreise schon wert.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Maria am Abend vor der Trauung auf dem kleinen Bahnhof in Kroplin ankam, flatterte ihr sofort etwas Weiches und Jubelndes in die Arme.

„Daß du nun doch gekommen bist! Ach, daß du nun doch da bist zu meinem Ehrentage!“ rief unter Lachen und Weinen eine junge, warme, vom Glück durchflutete Mädchenstimme.

Die junge Frau hielt beinahe bestürzt vor so viel Freundschaft und Liebe der stürmischen Umarmung stand. „Ja,“ sagte sie ruhig mit ihrer klingenden und zwingenden Stimme, „du kannst dir auch etwas darauf einbilden, kleine Grete. Es ist die erste Hochzeit außer meiner eigenen, die ich mitmache. Und die letztere war nur so ein kleiner Zivilakt, ein leider unumgänglicher Punkt —“

Und dabei streckte sie nachlässig die Hand aus, weil

hinter dem aufgeregten Mädel noch jemand stand, der in das schöne Frauenantlitz hineinlächelte.

„Auch ich heiße Sie herzlich willkommen, gnädige Frau," sagte der mit einer tiefen Verbeugung.

„Das ist also der vielgeliebte Bräutigam!" mußte Maria in einer Art Enttäuschung denken.

Unglaublich jung und unscheinbar sah er aus. Nur die Stirn war schön geformt unter den dunklen, kurzen Haaren, und die Augen blitzten klug und offen. Nur die Hände — die junge Frau zog die ihrigen sehr rasch wieder zurück — diese breiten, harten Hände erinnerten sie schmerzhaft stark an andere, die auch so fest zupacken konnten.

Grete hatte einen Arm in den der Freundin, den anderen in den des Verlobten gehängt und schritt so, links und rechts selig eingehakt, von dem ländlichen Bahnsteig zu der harrenden Familienkutsche des Bürgermeisters.

Der alte Kutscher, der den schmalen, eleganten Koffer Marias trug, kletterte sehr umständlich auf den hohen Bock, knallte mit der Peitsche, die Pferde, richtige, starkknochige Ackergäule, zogen an, und man fuhr ratternd über das berühmte Pflaster von Kroplin.

Das Brautpaar lachte, als es das entsetzte Gesicht des Gastes sah.

„Unsere lieben Holpersteine! Sag bloß darüber nichts!" bat Grete, indem sie das Rütteln der Kutsche benützte, um einmal dem Bräutigam, das andere Mal der Freundin ans Herz zu fallen. „Die gehören zu meiner Heimat und zu meinem Kinderglück, die haben auch schuld, daß ich Hans so schnell kriegte! Wir sind einmal vom Ball nach Haus gefahren, während Vater und Mutter in ihrer Ecke schliefen, und da —"

„Rumpelte es auch so schön wie heute," vollendete

der junge Ingenieur. „Sie flog mir förmlich entgegen, und man konnte doch die schöne Gelegenheit nicht unbenützt lassen —“

„Ja — er war gleich furchtbar frech!“ rief Grete mit einem erneuten, schon mehr willkürlichen Ruck.

Maria saß steif und gerade auf dem rissigen Lederpolster. War denn die Kleine ganz und gar von Sinnen? Sie legte ja schon von vornherein jede Rechte in seine Hand und war töricht genug, keinen Hehl daraus zu machen, wie sehr sie nach ihm verlangte. Es war ein Glück, daß Maria da noch zur rechten Zeit dem unüberlegten und weltfremden Kinde ein wenig die Augen öffnete.

Die Kleine plauderte genau so viel wie damals in den sechs Wochen am blauen Meer.

„Aber Schatz!“ versuchte der junge Mann ein paarmal dagegen zu protestieren, als sein Bräutchen so viel von sich und ihm verriet. „Ich bitte dich, das interessiert ja die gnädige Frau alles gar nicht —“

„Doch! — Nicht wahr, Maria — ich habe dir doch damals auch immer alles gesagt,“ meinte die Kleine in entrüstetem Stolz. „Je weniger du erzähltest, desto mehr konnte ich's tun — ach, und du hast immer so geduldig und still zuhören können — weißt du noch? Ich hatte immer so schreckliches Mitleid mit dir und deinen schwarzen Kleidern, ich dachte mir gleich, ehe ich dich kannte, daß du schon viel durchgemacht haben mußtest, und hatte immer bloß den einen Wunsch, dir irgend etwas Gutes anzutun. Als mir dann unsere Pensionswirtin sagte, du seist Witwe und äßest auf deinem Balkon ganz allein, da habe ich mich so sachte 'rangemacht — ach, Maria, es war doch eine himmlische Zeit — nicht? Vater hatte mit seiner Kur zu tun, kümmerte sich gar nicht um mich, und du warst gleich

so nett zu mir dummen Göre! — Hans, du kannst dir ja denken, gerade achtzehn war ich damals!"

Er lachte etwas verlegen. Ihm schien das verschlossene, schöne Frauenantlitz unbehaglich zu werden in der engen Kutsche. Es stand in seiner kühlen und höflichen Freundlichkeit in zu großem Gegensatz zu dem lachenden, warmen und lebendigen der Braut, und er begriff diese Freundschaft nicht recht zwischen den beiden.

„Feiert ihr heute auch Polterabend?" fragte Maria vorsichtig ablenkend, als ihr das Thema der Kleinen gefährlich zu werden schien. „Ich wundere mich überhaupt, wie ich zu der großen Ehre komme, von dem hohen Brautpaar leibhaftig von der Bahn abgeholt zu werden. Das hatte ich ganz bestimmt nicht erwartet. Ich wollte ins Hotel, da ihr doch sicher schon genug Logiergäste habt."

„Nein — das gibt's nicht!" rief Grete aufgeregt. „Wo ich mich schon so lange darauf gefreut habe, dich endlich mal wieder zu haben! Du — und in die ‚Goldene Krone'! — Denk bloß, Hans, das wäre ja direkt komisch! Da können Heinemanns hin und Onkel Otto, und deine Freunde, Hans — was? Aber Maria, meine stolze, angebetete Maria! Nein, in mein Zimmer kommst du, das habe ich schon lange ausgemacht. Frida muß für die eine Nacht 'raus und schläft mit Hannchen zusammen und Großmama oben in der großen Giebelstube. Auch Kurtchen wird da noch 'reingesteckt — ach, das geht sehr gut, denn im Kinderzimmer logieren die Schwiegereltern, das ist das hellste und schönste nach dem Garten zu. — Die Schwiegermutter ist süß — so 'n ganz kleines, feines Frauchen mit 'ner Spitzenhaube und immer so 'n rührendes Lächeln um den Mund, als ob sie sagen wollte: Kinder, nehmt's nur nicht übel, daß ich schon



so alt bin und noch so 'nen kleinen Jungen habe, der erst Hochzeit macht —"

Jetzt lachte Maria und zog zum ersten Male das redselige Mädel aus freien Stücken zu sich heran. „Gibt es überhaupt einen Menschen, dem du nicht gut bist, du kleine Schwärmerin?"

„Na — na," scherzte der junge Mann, „das möchte ich mir doch sehr verbeten haben! — Du hast übrigens der gnädigen Frau noch gar nicht auf ihre Frage geantwortet. Nein, was man hier so unter richtigem Polterabend versteht, das haben wir uns geschenkt. Mein Schwiegervater war vernünftig genug, einzusehen, daß morgen genug gefeiert wird, und daß die Hochzeitsgesellschaft deshalb heute nicht so lange aufbleiben soll. Die üblichen Scherben werden ja fliegen — und, wie ich meine Schwägerinnen und so das ganze junge Volk hier kenne, wird man wohl auch meiner Grete mit dem üblichen Verslein dies und das zum Abschied aus der Mädchenzeit überreichen, aber die meisten Gäste kommen ja erst morgen — und das ist sehr gut so."

„Gottlob!" dachte Maria erleichtert, denn ihr hatte vor großen Polterabendaufführungen und einem Gelage bis in die Nacht hinein schon gegraut. Und daß sie das Zimmer mit der Braut teilte, war ihr sehr wünschenswert. Da kam ihr der Zufall ja merkwürdig entgegen, und sie fand wohl heute abend noch eine ungestörte Stunde zu vernünftiger Rede mit dem verliebten Mädel.

Der Wagen fuhr langsamer und schüttelte dabei noch mehr.

„Jetzt sind wir da!" jauchzte Grete, als erste aus der Kutsche springend. „Bekränzte Türen, weißgekleidete Jungfrauen — du findest alles, Maria!"

Beinahe verschwand die gewohnte Sicherheit der

jungen Frau, als sie durch das breite, von Tannengrün und roten Astern geschmückte Haustor in die Bürgermeisterei trat. Links und rechts knicksten und kicherten ein paar Mädels in weißen Kleidern, dieselben runden und niedlichen Gesichter, wie die älteste Schwester es besaß, dieweil auf der alten Eichentreppe ein paar Knaben herumturnten, deren Festanzüge sicherlich von Vaters ausrangierten Amtsröcken stammten.

Dazwischen Türenschlagen im ganzen Hause, Kuchen-, Braten- und Blumendüfte, von irgendwoher das Kläffen mehrerer Hunde, das Anschlagen der vom Zugwinde bewegten Fenster.

Maria wußte gar nicht, wer ihr da alles die Hand schüttelte und sie willkommen hieß. Das Kichern der Backfische hinter ihrem Rücken verstärkte sich dabei noch, und sie hatte das Gefühl, daß vielleicht ihr heller Seidenmantel daran schuld war oder die französischen Absätze ihrer dünnen Schuhe. Sie fühlte, daß sie immer nervöser wurde, je mehr Menschen sie kennen lernte, und wäre am liebsten wieder umgekehrt und in ein Gasthaus gegangen.

Aber das wäre jetzt lächerlich gewesen und sicherlich eine Beleidigung für das gastfreie Bürgermeisterhaus. Sie lächelte darum auch nach allen Seiten, wußte kaum, was sie sprach, und atmete erst auf, als sie von Grete durch irgend eine Tür im ersten Stock geschoben wurde.

„Maria, jetzt sind wir allein!“ jauchzte die Mädchenstimme. Dann war alles still um sie, und eine heiße Wange lag dicht an ihrer kalten.

Weinte die Kleine wirklich?

Eigentlich brauchte Maria jetzt selbst einen Halt, anstatt dies aufgeregte Kind in den Armen zu halten.

„Was ist dir denn?“ fragte sie müde und erschrocken.

„Nichts,“ sagte die junge Braut unter Tränen lachend und sich ein wenig enttäuscht ob der Kühle der angebeteten Freundin über die nassen Augen wischend. „Verstehe mich doch, sei doch ein wenig lieb, Maria! Mir ist vor lauter Wonne und Furcht so wirr und seltsam ums Herz wie nie vorher. Das geht mir schon die ganze letzte Zeit so. Weinen und Lachen in einer Minute! Und niemand, niemand, der das versteht, mit dem ich darüber sprechen könnte und — und der mir hilft!“

Die junge Frau stand ganz bewegungslos. Von irgendwo, aus fernen, fernen Tagen kam eine Kindersehnsucht zu ihr wieder, die sich nie erfüllt, weil der Vater nach dem Tode seiner heißgeliebten Frau keine zweite Ehe eingehen wollte.

„Aber du hast doch deine Mutter noch!“

Grete blickte unsicher in die merkwürdig verschleierten Frauenaugen. „Ja, die Mutter!“ meinte sie dann seufzend. „Weißt du, Mutter ist so furchtbar prosaisch. Und — und sie hat nie Zeit zum Antworten auf meine Fragen. Acht Kinder haben, ist schrecklich. Da kommt jedes zu kurz. Ich will nur mal eins, höchstens zwei. Wie mein Blumenbeet unten im Garten, so hüte ich die dann. Und jeden Tag muß das Unkraut fort, ehe der Abend kommt, dann sind die Wurzeln fester von meinen Blumen. Kinder sind doch auch wie Blumen — nicht wahr, Maria?“

Die antwortete nicht gleich. Was war denn das für ein Gespräch? Was war denn aus der Bürgermeistersgrete geworden? Stand hier zwischen Tür und Angel am Vorabend ihrer Hochzeit, während gewiß unten im Hause alles auf die Braut wartete, und begann zu philosophieren. Und irgendwelche Hilfe suchte sie aus einer Herzensnot, suchte sie bei der älteren

Freundin, bei der schmerzerprobten Witwe, als welche sie sich damals in dem kleinen Seebade ausgegeben hatte.

„Ja, weißt du —“ sagte Maria mechanisch. Und dann blickte sie sich in dem schmalen Zimmer um, in dem allerlei ehrwürdige Möbel standen und buntgeblümte Mullgardinen hingen, wo sie hinpaßten oder auch nicht hinpaßten. Auch war sichtlich in aller Hast aufgeräumt worden für den seltenen Gast aus Berlin, und links vor dem großen, antiken Kleiderschrank lag über zwei Stühle ausgebreitet etwas Glänzendes, Weißes neben einem kleinen Berg Wäsche, die sehr zierlich und fein lichtblaue Seidenbänder schmückten.

Grete verfolgte die Blicke der jungen Frau. „Mein Brautkleid ist's und — und die anderen Sachen für morgen,“ flüsterte sie. Und schon wieder lag sie am Herzen der anderen.

„Kind — aber so beruhige dich doch! Ein bissel zusammennehmen müssen wir Frauen uns schon, denn wo kommt man sonst hin mit allen Torheiten des weiblichen Herzens. Heute abend vor dem Schlafengehen sprechen wir weiter darüber, jetzt — sieh mal, ich habe wahrhaftig noch den Hut auf und noch nicht den Reisestaub abgewaschen. Und du willst doch, daß ich mich noch festlich schmücke für heute abend — was, Gretelein?“

Verzeih!“ sagte die junge Braut verwirrt, indem sie hastig von der Freundin forttrat. „Ich denke immer bloß an mich. — Hier in dem Waschtisch findest du alles, und da im Kleiderschrank habe ich dir auch Platz gemacht für deine Sachen. Daheim ist gewiß alles viel schöner und eleganter bei dir, aber — nimm's nur nicht so genau, bedenke doch, was du mir für eine Freude mit deinem Kommen gemacht hast! — Ich gehe jetzt

hinunter, denn Hans wird sicher schon warten, und Mutter wird so leicht ungeduldig, wenn nicht alles klappt. Wenn du fertig bist, kommst du nach. Wir haben heute nur kaltes Büfett aufgestellt, das ist bequemer und macht nicht so viel Arbeit. — Hör nur, da werde ich schon gerufen, das sind die Jungens, die —“

Unten an irgend eine Mauer hatte jemand die ersten Polterabendtöpfe geworfen. Es klirrte und klang und mischte sich mit dem Lachen junger Stimmen, daß es eine Freude war.

„Was — was war denn das?“ fragte Maria.

Die junge Braut hatte schon die Tür des Zimmers geöffnet. „Scherben!“ jubelte sie, ohne sich noch einmal umzusehen.

Maria schloß langsam die Tür, nahm den Hut vom Kopf und preßte dann einen Augenblick nervös die Handflächen gegeneinander. Hatte sie sich zuviel zugemutet, als sie ihr starkes Selbstbewußtsein, ihren Spott und ihre Emanzipationsgelüste in diese Welt mitnahm, die so fremd und wunderlich auf sie eindrang? Sie paßte ja gar nicht in dieses hochzeitliche, freudeerfüllte Haus hinein, stand ganz abseits von diesen Menschen sowohl in ihren Ansichten, wie in ihrer Lebensart und durfte, wenn sie nicht unliebsam auffallen wollte, nur banale Redensarten gebrauchen, die ihr verhaßt waren. Und doch und doch — und das war das Seltsamste in ihr — umfing sie hier in diesen alten, dicken Mauern des kleinstädtischen Bürgermeisterhauses ein Gefühl von geborgener Ruhe, als hätte auch sie ein Anrecht auf ein winziges Stückchen Heimat hier.

Unten wurde jetzt Klavier gespielt, ein paar frische Mädchenstimmen fielen ein und sangen:

„Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide
Und führen dich zu Spiel und Tanz,
Zu lauter Lust und Freude —“

Die junge Frau stand plötzlich vor den beiden Stühlen, über die das Brautkleid ausgebreitet war, und strich ganz scheu und schnell über die glänzende Seide. Ihr Mund formte ein Wort, das sie lange nicht mehr ausgesprochen, starke, zwingende Lippen fühlte sie auf ihren trockenen, heißen, und diese Lippen sagten: „Sich dem anderen in Liebe hingeben, heißt nicht sich selbst aufgeben, sondern sich selber finden!“

Maria ging an den Waschtisch. Immer wieder ließ sie über ihr Gesicht das kalte, harte Wasser rieseln, das da in der großen, dicken Porzellanschüssel so reichlich zu haben war.

Das hochgeschlossene Kleid von dunkelgrüner Libertyseide, das sie für den heutigen Abend gewählt, verstärkte noch die herbe Abwehr, die plötzlich in ihre Augen gekommen war. Und so, ganz die moderne Frau aus der großen Welt, stieg sie die knarrende Treppe hinunter zu den übrigen Gästen.

Zuerst lief sie der Brautmutter in die Hände, die über ihr schwarzes Seidenkleid eine große Wirtschaftsschürze gebunden hatte und gerade ein paar vergessene Scherben von der Diele räumte.

„Bis ins Haus herein tragen mir die Leute die Scherben! Es genügte ja schon unten im Hofe mit der Polterei! Aber nein — helfen dürfen Sie mir nicht! Nehmen Sie es mir bloß nicht übel, daß ich nicht gleich mit hineinkomme. In der Küche unten geht es heute drunter und drüber, und meine Grete ist überhaupt zu nichts mehr zu brauchen, seit ihr Bräutigam hier ist. Finden Sie nicht auch, gnädige

Frau, daß es zu jung heiratet, das Kind? Konnten sie nicht wenigstens warten, bis der Hans mehr verdient? Nein — das tanzt hinein in Ehe und Pflichten als wie in einen Honigtopf. Und ist doch wirklich nicht, gnädige Frau, alles Zucker, wie es sich die Grete vorstellt."

Maria schüttelte schwer den Kopf. „Durchaus nicht, Frau Bürgermeister!"

Die kleine, korpulente Frau fuhr herum. In ihr gutes, erhitztes Gesicht kam ein seltsamer Protest gegen den kühlen und harten, ihr so schnell beistimmenden Ton. „Na freilich, jede trifft's nicht so gut wie ich mit meinem Mann," sagte sie in rascher, naiver Abwehr. „Und alle Kinder dazu gesund und wohlgeraten! Man gibt so schwer eines her, und noch dazu die Grete — ach Gott, gnädige Frau, Sie kennen sie ja, und das Mädel schwärmt für Sie. Wie ein Gottesgeschenk nimmt sie jeden Tag hin und dreht ihn so lange um und um, bis sie glücklich die Sonnenseite gefunden hat, an der sie sich und andere auch noch mit wärmt. Nee, nee — da bin ich nicht bange um der ihr Glück!"

Maria wollte über diese Widersprüche lachen und tat es doch nicht. „Ja, sie hat das beneidenswerte Talent, sich in das Leben hineinzupassen, wie es sich ihr gerade bietet," sagte sie höflich, den engen Rock noch fester in dem zugigen Treppengang um sich raffend.

Jetzt hatte die Frau Bürgermeister glücklich alle Scherben beisammen. „Dieses Talent müssen wir Frauen schließlich alle haben, wenn's klappen soll im Hause," meinte sie lachend. „Du lieber Gott, wo säß' man wohl, wenn man sich das Leben nach eigenem Gutdünken formte! — Aber bitte, lassen Sie sich doch durch mich nicht aufhalten hier draußen, ich will

bloß noch das Zeug hier hinuntertragen, dann komme ich auch nach. Jeder Gast ist bei uns zu Hause, viel Redensarten und viel Nötigen gibt's nicht. Immer gemütlich soll's zugehen, will mein Mann. In der ‚Goldenen Krone' sind die Räumlichkeiten nicht halb so schön wie bei uns, und im Schützenhaus ist das Essen wieder zu schlecht — nee, nee, im Hause Hochzeit feiern bleibt das einzig Wahre! — Ach, Lenchen, nimm doch mal die gnädige Frau mit hinein," unterbrach sie sich, als zärtlich Arm in Arm zwei Backfische aus irgend einer Türe guckten. „Herrgott, du hast dir ja den ganzen Spitzenvolant vom Rock abgerissen! Näh's dir bloß bald an, sonst fällst du noch drüber!"

Und schon war die Frau Bürgermeister die Treppe hinab, die in die Küchenräume zu führen schien.

Lenchen ließ den Arm von dem der Freundin nicht los. Bis in die helle Stirn hinein rot und verlegen blieb sie vor Maria stehen und knickste.

„Das waren die Jungens beim Tanzen, die können's noch gar nicht richtig," entschuldigte sie sich, den mißhandelten himmelblauen Rock festhaltend. „Grete ist im roten Zimmer, da wollen wir nämlich was vortragen nachher. Und das Büfett steht auch da, und Ananasbowle —"

„Dann muß ich unbedingt hin," scherzte die junge Frau, neben den beiden kichernden Dingern weitergehend.

Irgend etwas taute in ihr auf, als sie die vier jungen glänzenden Augen so bewundernd neben sich sah.

Wie hatte heute da oben in dem schmalen Mädchenstübchen Grete gesagt? „Acht Kinder haben, ist schrecklich, da kommt jedes zu kurz!" Maria glaubte es nicht. Im Gegenteil. Hier nahmen sich die vielen Kinder wohl ihr kleines Teilchen Recht, gerade wie es ihnen

zukam, niemals zuviel und immer gleichbleibend mit dem der Geschwister. Kam aber wirklich eine große und seltene Freude, so ging man darin auf wie in einem köstlichen, unverhofften Geschenk, für das man dankbar war.

Dankbar? War das nicht ein ganz fremdes Wort in Marias bisherigem Leben?

Was kam denn überhaupt in diesem kleinbürgerlichen, hochzeitlichen Hause für ein Geist über sie? Die absonderlichsten Gedanken weckend, halb Spott, halb Neid, in einer einzigen Stunde von den widerstreitendsten Empfindungen beherrscht! Das sollte doch wahrlich nicht der Zweck dieser Reise sein, das durfte nicht sein! —

Man war schon mitten drin im Polterabendtrubel.

In dem roten Zimmer saßen und standen so viele Menschen, daß Maria zuerst gar nicht wußte, was sie hier eigentlich anfangen sollte. Ihr Gesicht, ihre Haltung, ihre aparte, doch auffallende Toilette — das alles stach so gewaltig von den übrigen Gästen ab, daß bei ihrem Eintreten ein unwillkürliches Schweigen in die soeben noch sehr stürmische Unterhaltung kam. Selbst die drei sich auf dem Teppich herumbalgenden Jungen waren aufgesprungen und zupften sich verlegen die verrutschten Matrosenblusen gerade.

Aber da war Grete schon und legte den Arm um sie. „Sei mir nicht böse, Maria, daß ich weggelaufen bin, aber du hörtest ja — sie warfen mir Töpfe aus der Nachbarschaft. Und da mußten Hans und ich Kuchen und Bowle austeilen, sonst sind die Leute gekränkt. Komm jetzt, setze dich mit in unsere Ecke, Hans holt dir was zu essen und zu trinken vom Büfett. Magst du Heringsalat oder kalten Braten — oder Eier mit Remoulade? — Ach, bringe nur, Hans, such das Beste

aus! — Leider ist dein Tischherr für morgen noch nicht da, sonst hättest du's heute besser als so nur mit den nächsten Verwandten zusammen und den ausgelassenen Kindern. — Ach, Maria, das hab' ich mir aber bei Hans ausgemacht, daß du etwas Extragutes bekommst von unseren Herren. Ich erzähle dir das noch heute abend beim Schlafengehen — es ist furchtbar interessant! — Nun laß doch, Vaterchen, der Stuhl ist ja viel zu unbequem zum Essen, bleib du ruhig sitzen, das nimmt dir meine Freundin nicht übel," ereiferte sich Grete, als der Bürgermeister aufgesprungen war, um seinen alten hochlehnigen Sessel dem neuen Gast anzubieten.

„Aber natürlich!" wehrte auch Maria ab. „Ich sitze am liebsten auf einem ganz einfachen Rohrstuhl — so, danke, der genügt schon! — Sie haben ja ein ganz prachtvolles Haus hier, Herr Bürgermeister! So große Räume hat man selten in Berlin, ich glaube gar, sechs Fenster hat dieses Zimmer! Am Tage muß das ja eine blendende Helle sein!"

„Dat is nich zu slimm," meinte der alte Herr gemütlich, „die alten Bäume im Garten stehen ja davor, und es bleibt immer so hübsch schummrig grün in der roten Stube. — Übrigens, gnädige Frau, da ist vorhin vom Rollfuhrkutscher eine Riesenkiste abgegeben worden bei mir, die ich der Grete noch nicht gegeben habe, als ich Ihren Namen als Absenderin las. — Ich glaubte, es machte der gnädigen Frau am Ende selber Spaß —"

Maria sprang von ihrem Stuhle auf. Ihr Bild, ihr Hochzeitsgeschenk für die Kleine! Sie hatte es wahrhaftig ganz vergessen.

Im Stehen aß und trank sie erst ein wenig von dem, was ihr der junge Ingenieur so reichlich gebracht, dann wurde unter allgemeinem Hallo die große Bilderkiste herbeigeschleppt und der Deckel entfernt.

„Da," sagte Maria, sich über ihre eigene Aufregung ärgernd, „deine geliebte blaue Ostsee, Grete!"

Es war still nach diesen Worten im Zimmer.

Der Bürgermeister war der erste, der seiner Bewunderung Ausdruck gab. Und seine Frau, die inzwischen wieder unter ihren Gästen erschienen war, unterstützte ihn dabei.

„Aber das ist ja einfach großartig!" rief sie.

Und jeder drängte sich vor das Bild, das bereits kostbar gerahmt war, und lobte es.

Grete sagte gar nichts. Nur die Hand der Freundin hatte sie genommen, und mit der anderen suchte sie die des Verlobten. Auf die brandenden, schäumenden Wellen blickte sie, die gegen den leuchtenden Strand drängten. Vor einem umgekippten Fischerboot saß ein Mädel im weißen Kleide.

„Nun — erkennst du's wieder?" fragte Maria.

Eigentlich gefiel ihr selbst das Bild nicht. Es war keines von denen, wie sie sie sonst malte. Nichts von der neuen Schule verriet es und von dem willkürlichen Farbendurcheinander der modernen Malkunst. Die Tante war daran schuld. Und vielleicht auch die Bürgermeistersgrete selbst, die das Bild in ihr kleines, einfaches Heim hängen würde und Meer und Land und Sonne auf der Leinwand genau so haben wollte, wie es ihr Kinderauge sah.

„Das ist ja viel zu schön und kostbar für uns," sagte der Bräutigam, indem er seine Hand vorsichtig aus der seines Bräutchens zog und sie Maria reichte. „Da meine Grete sprachlos vor Glück ist, bedanke ich mich gleich für sie mit. Wir haben das ja gar nicht gewußt, daß Sie die große Tochter Ihres großen Vaters sind, gnädige Frau! Meine Braut hat mir noch nie von Ihren Bildern gesprochen."

„Ich hatte ja noch nie eines gesehen," verteidigte sich Grete. „O, Maria — und daß du gerade das Meer gemalt hast! Und unseren geliebten Strand, an dem wir uns kennen gelernt und so glücklich miteinander waren! — Sieh doch nur, Vater, links das Stück Düne, wo du immer im Sand gelegen und so fest geschlafen hast, daß wir dich zum Mittagessen wecken mußten. — Das ist doch unser schönstes Hochzeitsgeschenk — was, Hans?"

Der junge Mann wußte offenbar nicht, was er antworten sollte. Ein rascher Blick streifte die Eltern und die übrigen Verwandten, die dem jungen Paar so viele große und praktische Wünsche mit ihren Hochzeitsgaben erfüllt, und als er sah, daß die durchaus keine gekränkten Gesichter machten, verbeugte er sich zustimmend. „Das kommt in die gute Stube, Schatz!" Und er nahm bei der Gelegenheit sein glühendes Bräutchen in die Arme und küßte es auf die roten Lippen.

Maria trat zurück. Mit einem Zuge trank sie ihr großes, ehrwürdiges Bowlenglas leer, das sofort von dem aufmerksamen Bürgermeister wieder gefüllt wurde. Sie sprach mit der Mutter des Bräutigams, mit zwei anderen Tanten über hundert nichtige und lächerliche Dinge und ließ auch stumm mit höflicher Aufmerksamkeit das Kranz- und Schleiergedicht der beiden Backfische und die kleineren Vorträge der noch jüngeren Kinder über sich ergehen. Man wurde, je weiter der Abend vorrückte, sehr ungeniert lustig, hüpfte und tanzte durcheinander, ohne im geringsten daran zu denken, daß die schöne und elegante Berlinerin doch auch noch ein Anrecht auf das Jungsein hatte und eigentlich gar nicht in die Ecke der Alten und Besonnenen gehörte. Selbst Grete, die alle Augenblicke mit dem Bräutigam in einem anderen Zimmer verschwand,

die mit den Mädels und den Knaben willig herumhopste, schien das ganz natürlich zu finden, daß die Freundin bei den Eltern und Schwiegereltern sitzen blieb und wie eine nur von der Ferne bewunderte Hoheit von den Kindern angehimmelt wurde.

Maria versuchte es zwar ein paarmal, mit dem jungen Volk zu scherzen, schien aber doch nicht den richtigen Ton und das nötige Vertrauen bei den anderen zu finden. Da gab sie es auf, verbiß sich gewaltsam Unwillen und Spott über die langatmigen Erzählungen der alten Leute und fand so am besten die alte, kühle Überlegenheit wieder.

Man wurde wirklich nicht warm mit ihr, darüber waren sich alle Gäste bald einig.

Die Frau Bürgermeister wurde sogar ein wenig unruhig, als sie über diese ungleiche Freundschaft zwischen ihrem gutherzigen Kinde und dieser merkwürdigen Frau nachdachte. Das schöne Gesicht und die verrückten Kleider machten es doch wirklich nicht, daß man so für eine Frau schwärmen konnte, wie die Grete es tat.

„Ich weiß nicht, was das Mädel an ihr hat," meinte sie zu der Mutter des Bräutigams, die mit ihrem gütigen, verstehenden Lächeln zumeist stumm der allgemeinen Freude zusah. „Nach allen früheren Schilderungen meines Mannes und der Grete habe ich mir diese Frau ganz anders vorgestellt. Es will mir gar nicht in den Kopf, daß sie da oben diese letzte Nacht mit dem Mädel zusammen schläft, denn der ganze Ton dieser Frau paßt nicht zu uns einfachen Menschen. Es beängstigt mich geradezu, wenn ich in die merkwürdigen Augen blicke, die so wenig verraten und so viel zu sehen scheinen. Wenn die mir nur nicht was redet zu der Grete, was ihr nicht gut tut!"

Die alte, kleine und feine Mama mit dem Spitzenhäubchen über den weißen Locken lächelte beruhigend. „Ich glaube, Sie tun da einer armen, verlassenen Seele unrecht, liebste Frau Bürgermeister. Ihre Muttersorge geht zu weit. Der Hochzeitsjubel tut der jungen einsamen Frau weh, denke ich mir. Da kann sie nicht so mit wie wir gesegneten Frauen. Nein, wie ich die Braut meines Jungen kenne, kann der weder Wort noch Meinung anderer schaden, solange sie so fest in ihrer Liebe steht wie heute. Und dann, verehrte Frau Bürgermeister, der alte Herrgott lebt ja immer noch und weiß, daß hier im Hause morgen Hochzeit ist, eine echte, rechte Hochzeit nach guter, alter, deutscher Art. Dem überlassen wir's, dann wird's schon werden, wie wir zwei Mütter es für unsere Kinder wünschen!“

„Ja,“ flüsterte die Hausfrau bewegt und im stillen der fremden, unverständlichen Frau Abbitte leistend.

Mitten im größten Jubel und Trubel erhob sich der Bürgermeister aus seinem Rauchwinkel, in dem die Herren vor Qualm beinahe verschwanden, und holte sich ein Kind nach dem anderen. Zuletzt die Braut, die aus ganz müden und märchenhaften Augen um sich blickte.

„Meine Kinder,“ sagte er, nachdem er, um Ruhe zu bekommen, an sein Bierglas geklopft hatte, „es ist elf Uhr, und morgen ist auch noch ein Tag! Sogar ein ganz besonders schöner und festlicher, wie ihr wißt! Dazu brauchen wir blanke Augen und frische Herzen. Ein jedes nimmt daher einen unserer lieben Gäste an die Hand, zündet Kerzen an und führt ihn nach guter, deutscher Sitte bis zur Tür seiner Kemenaten. Vorher aber, und das beschließe diesen schönen Abend, gebt der scheidenden Schwester, meiner lieben Tochter, die

der Mutter und mir so viele Freude in ihrem jungen Leben gemacht, noch eine Ehrung mit für diese letzte Nacht im Vaterhause, für diesen Abschluß sorgloser und glücklicher Mädchenjahre. Singt ihr das Lied ‚Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren‘, zu dem ich euch am Klavier begleiten werde, denn er allein hat uns wirklich herrlich geführet, auf daß wir unserer lieben Grete nun recht im Glücke den Hochzeitstag schmücken können.“

Dem verstohlenen Flüstern, Kichern und Schubsen der ausgelassenen Jugend folgte tiefe Stille. Die jungen Köpfe neigten sich, die Alten falteten die Hände, und das Brautpaar wagte sich nicht mehr anzusehen.

Mit wuchtigen Schritten war der Bürgermeister zum Klavier getreten, ein paar mächtige Akkorde folgten, dann begann das Lied unter seinen Händen zu wachsen und anzuschwellen. Alle sangen mit, bis auf Maria. Von dem Stuhle hatte sie sich freilich auch erhoben, aber ihre Lippen formten keinen Ton, keinen Klang. Ganz bewegungslos, hoch aufgerichtet, sah sie starr geradeaus, direkt auf den markanten Kopf des Mannes am Klavier, der eben so einfache Worte so wundervoll zwingend gesprochen hatte. Ein Vater war's von acht Kindern, die er mit starker Hand, wie der Gärtner junge Bäumchen, hochgezogen, auf daß ihre Wurzeln im Leben standhalten. Und viele Sorgen, von denen Grete erzählt, manches Leid und Ungemach hatte er gezwungen und dankte heute Gott dafür.

Das Lied war zu Ende.

Die Kinder schluckten ein bißchen beim Gutenachtsagen, und überall drängten sich ihre heißen Gesichtlein, um die innere Bewegung in Zärtlichkeiten gegen

andere auszulösen. Zuerst kam Grete an die Reihe, dann der Bräutigam, die Eltern und Verwandten — es gab eine allgemeine Küsserei.

Nur Maria bekam keinen Kuß. Sie gehörte nicht dazu, wollte wohl auch nicht zugehören, weil sie nicht mitgesungen und so weit abseits von den anderen gestanden hatte. Da — es kam rein wie zufällig, daß ihr das blonde Lenchen so nahe war, die natürlich ihren abgerissenen Spitzenvolant noch nicht angenäht, sondern jetzt so ziemlich ganz abgetreten hatte. Maria griff nach dem jungen Geschöpf, als suche sie einen Halt. Und das Mädel, selig ob der unverhofften Auszeichnung, griff auch wieder zu, ungeachtet der bewunderten, kostbaren Libertyseide. Heiße, zuckende Lippen suchten die ihren, ein nasses, tränenüberströmtes Gesicht lag nahe ihrer heißen Kinderwange, und sehr, sehr begeistert küßte sie wieder.

Und so, von Lenchens fester, bereitwilliger Hand feierlich geleitet, stieg Maria die knarrende Treppe hinauf, ein hastig, beinahe verlegen geflüstertes „Gute Nacht" — und sie war noch vor der Braut in dem Stübchen oben, in dem die beiden Betten bereits weiß und breit aufgedeckt waren.

Es dauerte noch eine ganze Weile, bis Grete kam.

Still und versonnen stand sie mit einem Male mitten im Zimmer, kaum daß Maria die Türe hatte gehen hören.

Sie flog auch der Freundin nicht ans Herz, wie Maria es jetzt eigentlich erwartet hätte.

„Laß mich!" baten ihre Augen. „Es stürmt zuviel auf mich ein in dieser Stunde —"

Die junge Frau begann sich langsam auszukleiden und blieb dabei absichtlich weit von Grete entfernt.

„Jetzt hast du sie ganz in deiner Gewalt," mußte

sie plötzlich denken. „Weich und willenlos ist das junge Herz, du brauchtest nur zu sprechen.“

Aber was denn? Nur um der eigenen Enttäuschung und des eigenen Schmerzes willen des Zweifels Saat ausstreuen in die unberührte Seele, den geliebten Mann schlecht machen, weil Maria selbst nichts Gutes bei den Männern finden konnte? Ja — was hatte sie doch sagen wollen? Warnen vor allzu großer Nachgiebigkeit und Liebe? So ähnlich mußte es wohl gewesen sein, was sie vorhatte. Sie konnte es aber nicht mehr, sie stand selbst nicht mehr fest genug in diesem Glauben. Zu vieles und Neues war heute abend auf sie eingestürmt in dieser seltsamen Welt der Kleinstadt, in diesem frischen, fröhlichen Hause der Liebe und des Glückes. Sie mußte erst mit den Empfindungen fertig werden, die in ihr gegen ihren alten Menschen kämpften, mit der Sehnsucht, die so jäh und stark über sie gekommen war, mit dieser wilden, unverständlichen Sehnsucht nach gleicher Liebe.

Grete hatte sich die Blumen von der Brust genommen, die ihr da von allen Seiten angesteckt worden waren, und kam jetzt langsam auf die Freundin zu.

„Hat Vater nicht schön gesprochen?“ fragte sie flüsternd.

„Ja,“ sagte Maria ebenso leise.

„Und — und du hast mir noch gar nichts über Hans gesagt. Wie findest du ihn denn?“

„Nett,“ sagte Maria rasch und ehrlich. „Er paßt zu dir, glaube ich. Und gut ist er wohl auch. Er tut gewiß alles, was du willst, Kleine?“

Gottlob, sie fand einen ganz harmlosen, leichten Ton der jungen Braut gegenüber. Das machte sie wieder sicherer.

„Ach nein — alles nicht,“ meinte Grete, „Sonst

wäre er ja kein rechter Mann! Er ist doch viel klüger wie ich und hat viel mehr gelernt. Er widerspricht mir sogar sehr oft. Und das schadet auch nichts, wenn man so dumm ist wie ich."

In Marias Stirn kam dunkles Rot. „Die Hauptsache ist, daß du glücklich mit ihm zu werden gedenkst," sagte sie, gewaltsam den raschen Ärger niederzwingend. „Man muß nur nicht seinen eigenen Mann zum Gott stempeln."

Grete blickte unbefangen auf. „Warum nicht? Gott ist freilich nicht der richtige Ausdruck, Maria, denn da reicht keiner heran und wäre er der Beste auf Erden! Aber verschönen und beschönigen darf man doch mit seiner Liebe. Darum braucht ja der Mann die Frau, weil die so was besser versteht. Den Ärger und die Arbeit, die die Männer draußen in ihrem Beruf haben, sehen wir ja nicht. Aber wir fühlen ihn doch oft, und dann sind wir die Stärkeren oder vielmehr müssen wir die Stärkeren sein im Hause, sagt Mutter. Und ich — ach, Maria, ich bin so stark, wenn ich an Hans denke. Heute nachmittag, als du kamst, war noch so viel Zweifel und Furcht in mir, ich wußte selber nicht, wohin die wollte und woher die stammte, aber heute abend, wie Vater so schön sprach und die Kinder so wundervoll sangen, da bin ich plötzlich ganz ruhig gewesen und dachte, nur ja alles dem lieben Gott überlassen, dann wird's schon gut werden."

Sie hatte die Arme, von denen sie ihr Kleid gezogen, über dem Kopf verschränkt, und ihre müden Augen waren jetzt wieder ganz hell und klar.

„Und du — du hättest mir ja auch nicht helfen können, Maria! Du hast sicher schon so viel durchgemacht — ich weiß das alles nicht, aber ich denke es mir. Und ich wollte auch nie daran rühren, wenn ich deine traurigen Augen sah. Und darum habe ich nur noch

den einen Wunsch in meinem großen Glück, dich selber glücklich zu sehen. — Komm doch mal her, Maria! Ich wage mich gar nicht mehr an dich heran, seitdem du mir heute so oft abgewehrt. Dein Tischherr von morgen, das muß ich dir noch sagen, damit du ein bissel nett zu ihm bist — das scheint auch so ein einsamer und friedloser Mensch zu sein wie du. Es ist ein Freund meines Bräutigams — ich glaube, die haben beide praktisch zusammen gearbeitet in einem Bergwerk in Westfalen. Ich selber kenne ihn nicht, mein Bräutigam hat mir nur viel von ihm erzählt, weil er jetzt ganz in der Nähe seine Anstellung bekommen hat. Denke mal — dem ist seine Frau fortgelaufen, ohne jeden ersichtlichen Grund, sagen die Leute. Sehr schön, sehr stolz und kalt soll sie gewesen sein und furchtbar emanzipiert und eigenwillig. Den Mann hat's schwer getroffen. So jung wie er noch ist, hat er schon graues Haar an den Schläfen, sagt Hans. Ob sie nun einen anderen geliebt hat, oder nur, weil sie das Leben in dem entlegenen Werk zu langweilig fand — Genaues erfährt man ja darüber nie. Und am Mann liegt's nicht, sagt Hans, der Mann ist ein Charakter, nur vielleicht zu einfach und natürlich in seinen Lebensanschauungen. Ist so was nicht schrecklich, Maria?"

Grete bekam keine Antwort. Auch näher zu ihr gekommen war die Freundin nicht, wie es doch zuerst, als Grete gebeten, den Anschein gehabt hatte.

Und so saßen beide, halb entkleidet, auf ihren Betten, ohne sich anzusehen.

In der jungen Braut kämpfte ein kleiner, verletzter Stolz mit dem großen Anschmiegungsbedürfnis. Und sie drehte nun doch den Kopf herum, als sie gar keine Antwort auf ihre lange, beinahe leidenschaftliche Rede erhielt.

Sie sah aber nur den merkwürdig tief gesenkten Kopf über den bloßen Schultern und das wundervolle Haar, über das vom Kerzenlicht blinkende Streifen fielen. Und sonst keine Bewegung, kein Laut im Zimmer.

„Maria!“ rief sie erschrocken und war schon bei ihr und hielt sie umschlungen, ob die junge Frau nun widerstrebte oder nicht.

„Wenn du jetzt noch sagst, daß jener Mann, von dem du soeben gesprochen, Herbert Bürkner heißt, so gehe ich noch vor Morgengrauen aus deinem Hochzeitshause fort,“ sagte eine tonlose Stimme mitten in ihre Zärtlichkeit hinein.

„Maria!“ schrie Grete entsetzt auf, als sie das versteinte Gesicht sah.

„Sei doch nicht so laut!“ bat die junge Frau. „Du weckst ja nur die anderen, wenn du so schreist. Was ist denn? Was willst du denn von mir? Sei doch nicht so gut zu mir und küsse mich nicht so viel, du weißt ja gar nicht, ob ich deiner großen und rückhaltlosen Freundschaft auch würdig bin. Du kennst mich ja gar nicht, und ich habe dich und deine blinde Liebe hingenommen wie ein Spielzeug, das man nach Herzenslust zerbrechen darf, wenn es einem nicht mehr gefällt. — Warum sprichst du denn mit einem Male nichts mehr? Sage doch wenigstens nein, wenn jener Mann, den ihr morgen für mich zum Hochzeitsherrn bestimmt habt, nicht Herbert Bürkner ist!“

Aber Grete sagte nicht nein. Nur ihre Arme fielen langsam von den Schultern der Freundin hernieder, und ihre Kinderaugen wurden sehend. Ihre ganze arglose und unbedachte Welt versank vor der jähen Erkenntnis, die ihr ward.

„Und ich habe geglaubt, dein Mann sei tot, und



ich habe mit dir geschwiegen und getrauert um diesen Toten," sagte sie erschauernd.

Sie stand auf, ging ein paar Schritte durch das halbdunkle Zimmer und lag dann, den Kopf tief in ihr Bett vergraben, schluchzend über den aufgedeckten Kissen.

Bis Maria plötzlich vor ihr stand und still und behutsam eine ganze Weile über die blonden herabgefallenen Zöpfe strich.

„Nun weinst du gar um mich, kleine Grete, und ich habe es gar nicht um dich verdient. Armes Kind, nun habe ich dir doch noch diesen schönen Abend vor deiner Hochzeit verdorben! Laß es dir doch nicht so nahe gehen — sieh mal, ich bin doch auch ganz ruhig, und mich geht diese seltsame Geschichte von der fortgelaufenen Frau doch am allermeisten an. — Hör mal zu, Kind, du hast ein Anrecht auf so eine Art Beichte von meiner Seite. Keine Entschuldigung, denn wie ich geartet bin, fehlt das Wort Reue vorläufig noch ganz in meinem Leben. Nur — ich fürchte, ich mute dir zuviel zu, du armes Mädel, eigentlich müßtest du ganz mit deinem seligen Gefühl des Glückes von vorhin jetzt fest und süß in deine letzte Mädchennacht hineinschlafen."

Der helle Kopf richtete sich langsam hoch. „Ach," sagte Grete scheu und in ihre Tränen hineinlächelnd, „schlafen — so schlafen, wie du dir da denkst, kann man doch gar nicht vor seiner Hochzeit. Frage mal alle Bräute, wieviel sie in dieser letzten Nacht geschlafen haben."

„Ich hab's getan," flüsterte Maria, als erschrecke sie vor ihrer eigenen, veränderten Stimme. „Ich hatte Sekt getrunken, sehr viel Sekt, so daß mich mein Bräutigam schließlich selber bat, nicht mehr zu trinken. Und

mein Vater hatte seine besten Freunde geladen, Künstler wie er, und die Schwester meines Vaters, die so eine Art Mutterstelle an mir vertreten wollte, saß mit ganz vorwurfsvollen und verängstigten Augen mitten in dem tollen Kreise und wagte kein Sterbenswörtchen zu sagen. Kinder aber, die mir Scherben ins Haus brachten, und Schwestern, die mir Kranz und Schleier überreichten, waren nicht da. Auch eine Mutter nicht, die um mein Glück bangte. Meine Mutter hatte ja mein Leben gleich von vornherein mit dem ihren bezahlt. Auch gesungen wurde nicht am Tage vor meiner Hochzeit. Mein Vater hielt zwar auch eine Rede, die Kunst pries er und die Lebensfreude und den freien Glauben an die Schönheit. An den lieben Gott hat keiner von uns gedacht. Vielleicht einer — aber der hat es nicht gesagt, der nahm mich hin in seiner starken, fordernden Liebe wie ein Sieger den schwer erkämpften Preis.

Maria schwieg, weil sie gesehen hatte, wie die junge Braut fröstelnd die bloßen Schultern hob.

„Sprich doch weiter!“ bat sie leise.

„Nur, wenn du dich ausziehst und ins Bett gehst,“ sagte Maria, erhob sich, legte sich den mitgebrachten Kimono von hellgeblümter Seide um und sah mit Genugtuung, wie Grete gehorsam sich in ihr Mädchenbett einnestelte.

„Komm!“ baten die hellen Augen, die groß und erwartungsvoll zu Maria aufblickten.

Die junge Frau setzte sich auf den Bettrand und nahm die Hand, die sich ihr entgegenstreckte. „Ich dachte, die bekäme ich nun nicht mehr,“ sagte sie mit einem schwachen Lächeln. Immer seltsamer und traumhafter wurde ihr zumute. Sie durfte nicht ausdenken, was werden könnte, wenn sie wirklich hier

blieb. Mit Gewalt zwang sie darum ihre Gedanken den Weg zurück in vergangene Tage. „Und dann war mein Hochzeitstag — beinahe ein Tag wie jeder andere in der Woche. Vater war sehr schlechter Laune, weil er sich von mir trennen sollte, und zankte sich den ganzen Vormittag mit der Tante und meinem Bräutigam um die nichtssagendsten Dinge. Wir fuhren zum Standesamt — zwei alte Herren als Zeugen, und dann kam das kurze Frühstück und unsere Abreise —"

„Ohne Segen und ohne Gott, Maria?"

Grete war in den Kissen hochgefahren, ungläubig und beinahe fassungslos.

„Ohne Segen und ohne Gott," sagte Maria hart. „So wie meine ganze Kindheit und Jugend gewesen ist. Herbert mochte es wohl auch nicht so ganz recht sein, aber er widersprach mir nicht, er liebte mich nur. Er liebte mich mit einer so großen Rücksicht und Leidenschaft zugleich, daß seine Liebe alles an mir verklärte und gutmachte. Ich kam mir selber beinahe untadelig vor, mein stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein hob sich in jener Zeit vor meiner Hochzeit noch bedeutend. Die Menschen waren mir ja bisher alle zu Willen gewesen, der Vater, die Kinderfrau, das spätere Hausfräulein und zuletzt die verwitwete, ängstliche Tante, die, als Vaters schweres Leiden begann, zu uns zog."

Grete, die sich wieder still hingelegt, hob fragend den Kopf. „Und du hast ihn auch geliebt, Maria?"

Die junge Frau antwortete nicht sofort. Immer wieder zupften ihre Finger nervös die Seidenschleifen des Kimono auf und zu. „Ich glaube — ja, Grete," sagte sie dann zögernd. „Herbert und Tante meinten es damals nicht, hielten es nur für einen kurzen Rausch von meiner Seite, denn ich war so schrecklich schnell

ernüchtert in meiner Ehe. Ja, ich haßte den Mann schließlich, der so eigenmächtig über mich verfügte, der immer wieder an mir modeln und formen wollte und mich festhielt in seinem einsamen Hause wie ein Wächter, der sich seiner Überlegenheit und Stärke dem Gefangenen gegenüber freut."

„Wußtest du denn das nicht schon vorher, Maria — ich meine, daß er so war, und daß sein Haus so einsam war und entlegen, und daß er nichts weiter wollte wie dich?" fragte Grete schüchtern.

Marias Kopf fuhr jäh herum. Sie ließ auch die kleine Hand los, die eben noch die ihre bittend gestreichelt.

War das nicht eben ein Vorwurf gewesen? Ein ganz logischer, impulsiver Gedanke?

„Du mußt nicht böse sein, Maria, aber ich denke, du hättest das vorher wissen müssen. Sieh mal, man modelt und formt doch nur an Sachen, die man für sehr wertvoll hält, und die man in seinem Besitze immer mehr verschönern möchte. Und die man liebt. Dinge, aus denen man sich nichts macht, können sein, wie sie wollen — es ist uns gleich. Hans modelt auch an mir, schon als Bräutigam tut er das. — Ach, Maria — bei dir mag es ja anders sein, du bist klüger wie ich und hast auch mehr gelernt, aber nachgeben müssen wir Frauen ja doch immer. Innerlich verlieren aber müssen wir uns alle, wenn wir glücklich werden wollen mit dem Manne unserer Liebe, wir geben uns auf und bekommen dafür tausend neue Seligkeiten, neue Wege, auf denen vielleicht unser alter Mensch gar nicht sich zurechtfinden würde. Nur ein schlechter Mann wird seiner Frau, die in ihm aufgeht und ihm vertraut, das Glück versagen, das sie bei ihm sucht, und — Maria, Herbert Bürkner ist alles andere wie schlecht. Seine

Arbeiter in der Fabrik hängen an ihm, seine Freunde kennen ihn als einen Ehrenmann durch und durch, nur du — du solltest das nicht wissen? Arme, liebe, liebe Maria!“

„Bedaure mich nicht,“ stieß diese aufgeregt hervor, „denn ich kann das nicht vertragen, bedauert zu werden, wo ich mich selber schuldig fühle in meinen geheimsten Gedanken. Seit heute erst fühle ich das, den ganzen Abend zehrt das an mir — deine Mutter, dein Vater, die frommen Kinder mit ihren Hochzeitssprüchlein und zuletzt das Lied haben wohl schuld daran, und du und dein Hans, die ihr in eure Ehe hineingeht wie in einen Blumengarten, wo kein Sturm hineinkam kraft eurer Liebe und Zuversicht. — Sprich nichts mehr, Grete, schlafe in deinen Hochzeitstag hinein mit hundert süßen Träumen! Du bist tausendmal besser wie ich, und wie ich dich nach meinem Herzen belehren wollte, so hast du es nun nach deinem getan. Und dafür danke ich dir. — Gute Nacht!“

Grete ließ sich willig küssen und einwickeln in ihr Bett. Sie sprach nichts mehr, blickte nur schlaftrunken und scheu zu, wie die junge Frau schnell das Licht ausblies, das bis zu einem kleinen Restchen herabgebrannt war.

Draußen spielte der Herbstwind mit den bunten Blättern, und irgendwo blies ein Wächter sein Mitternachtssignal durch die schlafende Stadt.

Wie Rosendüfte und Glockenläuten zog es an dem Lager der Braut vorbei; sie riß immer wieder die müden Augen auf, weil sie nicht wußte, was Traum und Wirklichkeit war.

Ob Maria auch das Läuten hörte? Und den heimlichen Weckruf zu neuem Leben?

— — — — — — — — — — — — — —

Die erste, die im Hause wach wurde, war die Frau Bürgermeister. Sie hatte nicht viel geschlafen in dieser Nacht. Es lag nicht daran, daß die beiden jüngsten Kinder heute im Zimmer der Eltern einquartiert waren, auch nicht an den vielen Pflichten, die der kommende Tag mit sich bringen würde, denn an Pflicht und Arbeit war dieses Hauses Mutter vom Anbeginn ihrer Ehe gewöhnt. Irgend etwas anderes, etwas Ungewohntes, Unruhevolles riß der Frau Bürgermeister immer wieder die Augen auf, wenn sie vor Müdigkeit zugefallen waren.

„Meine Grete," dachte sie, „wie wirst du es hinnehmen, dein Frauentum? Wird es dir deinen Glauben an die Schönheit und Güte in dieser Welt noch erstarken lassen, oder wird er zusammenbrechen vor der Erkenntnis, daß all die lichten, märchenhaften Mädchenträume bunten Seifenblasen gleichen, die man nie festhalten kann in ihrem unberührten Glanz?"

Sie hatte einmal in einer Frauenzeitschrift einen Auffsatz über Pflichten der Mutter gegen die bräutliche Tochter gelesen. Darin hatte gestanden, daß die Mutter die Berufenste sei, ihrem Kinde gute, aufklärende Worte über Liebe und Ehe als Geleit mit auf den Weg zu geben, ehe es mit dem Manne ihrer Wahl hinauszieht in ein fremdes, eigenes Leben.

Aber die Frau Bürgermeister, die acht Kinder zu braven und brauchbaren Menschen erzogen, fand diese Worte nicht, die sie zu der Tochter hätte sprechen sollen. Etwas widerstrebte da in ihrem gesunden, natürlichen Gefühl gegen diese Mutterpflicht. Und doch kämpfte sie genau dieselben geheimen Sorgen in ihrem Herzen durch, wie es wohl alle Mütter tun, die ein geliebtes, bisher wohlbehütetes Kind in fremde Hände geben müssen, einem fremden Willen mehr untertan wie dem eigenen.

Noch war alles still im ganzen Hause, das Morgenlicht lag wie graue, schwimmende Nebel über der Erde, als die Frau Bürgermeister schon fertig angekleidet die Treppe hinunterging, um das Haustor, das in Hof und Garten hinausführte, aufzuschließen. Sie hatte an die letzten Rosen gedacht, die noch an den niedrigen Sträuchern waren. Was sollten die noch unten unter dem halbverwelkten Laub blühen, wenn da oben in ihrem Kinderstübchen eine Braut dem Hochzeitstag entgegenschlief? Wenn diese Braut Schwestern hatte, die ihr die Rosen ans Bett bringen konnten, damit dieser letzte Morgen im Elternhause mit Blüten und Lust und Freude erfüllt war!

Aber wie kam denn das? Die Tür war ja gar nicht mehr verschlossen. Sollte da jemand schon wach sein vor der Mutter? Das war die Frau Bürgermeister ja gar nicht an ihren jungen Langschläfern gewöhnt.

Sie ging kopfschüttelnd über den kleinen, mit dicken Steinen gepflasterten Hof, öffnete das niedrige Holzpförtchen, das nur eingeklinkt war, und blickte durch das schon stark entlaubte Buschwerk.

Sie sah niemand und wollte schon unruhig zurückgehen und im Hause weiterforschen, als ihr die alte gedeckte Laube einfiel, der Lieblingsplatz der Mädels, die da ihren Puppenwinkel hatten und ihre Obstkammer, wo die von den Bäumen gefallenen Äpfel und Birnen zum Reifen kamen.

Richtig, da saß auch jemand. Ganz regungslos und sonderbar saß es da. Das war ja wahrhaftig der fremde Gast aus Berlin, Gretes vergötterte Freundin!

„Himmel, was für eine unverständliche Person!“ mußte die Frau Bürgermeister unbehaglich denken. „Läuft so was vor Tau und Tag in den fremden,

naßkalten Garten hinunter und hat nichts weiter an wie so ein ganz feines, durchsichtiges Zeug!"

Sie trat an die Laube heran.

„Guten Morgen!" sagte sie. „Sie werden sich da erkälten, gnädige Frau."

Maria blickte in das runde Gesicht, als müßte sie sich erst besinnen, wer da so plötzlich zu ihr sprach.

„Guten Morgen!" erwiderte sie dann, indem sie sich langsam von der harten Holzbank erhob und die steif gewordenen Glieder schüttelte.

„Sehen Sie's!" ereiferte sich die Brautmutter. „Da haben Sie's! Das ist doch jetzt keine Jahreszeit mehr zum Draußensitzen in so früher Morgenstunde! War denn das Bett nicht gut oben? Das täte mir aber leid, wenn Sie in unserem Hause schlecht geschlafen hätten!"

Jetzt lächelte Maria — ein ganz versonnenes, beglücktes Lächeln. „Das Bett war sehr gut, Frau Bürgermeister, nur die Nacht war zu lang."

„Und — und die Grete? Ist die etwa auch schon auf?"

Maria schüttelte den Kopf. „Nein. Sie schlief noch fest, als ich ging. Sie dürfen mir über meine Selbständigkeit oder, besser gesagt, über den Verstoß gegen Ihre Hausordnung nicht böse sein, Frau Bürgermeister. Aber ich hielt's nicht aus da oben in der engen Stube, als der Tag begann. Ihr Garten ist so groß und wunderschön, so alte Bäume sind darin und so heimliche Winkel! Ich kannte mal einen Garten, der sah so ähnlich aus, auch so eine hohe Mauer war darum, hüben und drüben mit Efeu bezogen. Aber das Glück, das in jenem Garten blühte, habe ich für Unkraut gehalten und ausgezupft. Ich konnte damals nämlich noch nicht das Gute und das Böse unterscheiden."

Die Frau Bürgermeister sah immer ratloser aus.



Sie fürchtete sich beinahe vor der Frau, die so schön und unheimlich zu gleicher Zeit war.

„Ach,“ meinte sie, ihr würdigstes Lächeln hervorsuchend, „da sind Sie gewiß noch ein Kind gewesen?“

„Ja,“ sagte Maria, indem sie plötzlich nach der Hand griff, die sich so abwehrend in den Falten des grauen Morgenkleides versteckte. „Ein Kind ohne Mutter und ohne Verstand, und — auch ganz ohne Gott, Frau Bürgermeister.“

Und ehe sich diese recht versah, lag ihr die fremde, wunderliche Freundin der Tochter regelrecht in den Armen und weinte.

Und da konnte sie weiter nichts als mitweinen, dieweil in ihren Tränen alle eigenen Sorgen und Zweifel um ihres Kindes Glück fortschwammen.

— — — — — — — — — — — — — —

„Weißt du, Maria,“ sagte wenige Stunden später, als das ganze Haus schon mitten im Hochzeitstrubel war, Grete zu der blaß und erregt mit den Kindern scherzenden Freundin, „ich bin in ganz großer Verlegenheit mit Hans, aus der du uns aber vielleicht helfen könntest, wenn du willst. Wir müssen in einer halben Stunde mit den Vätern zum Standesamt fahren — gerade, wenn der Zug ankommt, mit dem —“ Grete machte nun doch eine sehr ängstliche, kleine Pause, „mit dem er kommt. Er ist allen fremd — verstehe mich doch, Maria —“

Sie standen abseits, nur der Bräutigam war, selber sehr rot und erregt, in Gretes Nähe geblieben.

„Ich verstehe dich wirklich nicht,“ sagte Maria tonlos, indem sie das feine Spitzentuch in ihrer Hand mitten durchriß. „Ihr könnt doch etwa nicht wollen, daß ich mir meinen Tischherrn selbst vom Bahnhof hole!“

„Das — das sollst du ja auch nicht," stammelte Grete bittend, „nur in unserer alten Rumpelkutsche brauchtest du zu sitzen, wenn er da hineinsteigt, Maria. Ich — vielmehr Hans, der seinen Freund gut kennt, meinte, ihr wäret dann erst einmal eine Viertelstunde allein mit euch und allem — und ich könnte inzwischen Mutter und Vater wenigstens in guter Art aufklären. Es wäre alles so einfach, Maria — wenn du wolltest."

Die junge Frau biß die Lippen aufeinander. Ein ganz wundersames, süßes Beben durchlief ihren Körper, ein neues, gutes Wollen regte sich. Zu gleicher Zeit aber auch eine große Furcht.

„Du weißt nicht, was du da alles heraufbeschwörst," sagte sie heiser. „Ich bin dir und deiner Mutter zuliebe heute morgen nicht fortgelaufen, wie ich es zuerst wollte, Grete. Herbert Bürkner und ich — wir hätten uns ja wie zwei fremde Hochzeitsgäste gegenüberstehen können, denn was Verstellung anbetrifft — ich verstehe das gut —"

„Ich dachte, das hättest du von gestern abend ab verlernt," sagte die junge Braut weich. „Und er, dem du noch gehörst, Maria — ob es für ihn nicht übermenschliche Kraft brauchte, sich in dem Augenblick beherrschen zu müssen, wo er dich so unerwartet im Beisein aller wiedersieht?"

Es dauerte sehr lange, bis Grete eine Antwort bekam. Sie blickte daher wie hilfesuchend sich nach dem Bräutigam um, der sofort herbeikam.

„Gnädige Frau," bat er, mit impulsiver Herzlichkeit die Hand ausstreckend, „Sie dürfen es uns nicht verübeln, daß wir keine Geheimnisse voreinander haben, meine Grete, und ich —"

In das weiße Gesicht der jungen Frau kam rasch

das Blut zurück. „Ich werde hinfahren zum Bahnhof,“ sagte sie, indem sie wie fliehend aus dem Zimmer schritt.

— — — — — — — — — — — — — —

„Wenn ich um das Gepäck des Herrn bitten dürfte,“ sagte der alte Kutscher, der auf dem Bahnsteig stand und auf den ihm gut beschriebenen neuen Hochzeitsgast zustrebte.

„Ich habe keines,“ sagte der Mann, indem er sich den offenen Mantel fröstelnd über dem Frack zuknöpfte und den leicht gelüfteten Zylinder wieder aufsetzte. „Das war auch gar nicht nötig, daß Sie mich mit Ihrer feudalen Bürgermeisterskutsche abholen. Man braucht Sie doch sicher heute im Hochzeitshause.“

Der alte Mann grinste. „J wo — dat hat allens seine Jemütlichkeit! Wat dat junge Paar is, dat fahrt heute nich in meinem ollen Klapperkasten in die neue Ehe ’rin. Aber der Herr Bräutigam ließen sich beim Herrn entschuldigen, daß er nich selber mit nach der Bahn is. Dafor is aber —“

Der Kutscher zuckte mit den krummen Schultern und öffnete den Wagenschlag.

Dann kletterte er umständlich auf den hohen Bock und sagte „Hüh“, als er das Zuklappen der Türe hinter sich hörte.

Beim Zuklappen der Tür aber schon sah der Mann, daß da noch jemand saß.

Er griff nach dem Zylinder, suchte nach einem Wort und, weil er so schnell kein passendes fand, blickte er der Frau, die dort in der Ecke saß, näher ins Gesicht. Gleichzeitig wurde sein Name genannt. „Herbert!“ — Und dann noch einmal lauter, weil er nichts verstand, nichts mehr von sich wußte.

Als er es endlich begriff, daß es wirklich Maria war, die hier in diesem engen Wagen mit ihm allein war,

saß er steif und aufrecht auf seinem Platz, der am weitesten entfernt war von der jungen Frau, und hielt den Zylinder in der Hand wie in einem Schraubstock.

„Ich bin die Freundin der Braut,“ sagte Maria mit einer ganz erschrockenen und atemlosen Stimme, „und erfuhr erst gestern abend, daß du mein Tischherr sein sollst heute. Und da — und da habe ich dich abgeholt, weil du dann vielleicht noch umkehren kannst, ehe die anderen dich sehen.“

Er fand noch immer kein Wort. Nicht einmal ihren Namen wußte er zu sagen. Aber er sah sie an. Unverwandt, mit ganz armen, armen Augen blickte er in das geliebte, wunderschöne, lang entbehrte Gesicht. Dabei suchte er die Gedanken zu sammeln, die er verloren hatte wie ein Irrer, als er sein Weib so plötzlich wiedergefunden.

Und abgehackt und schwerfällig sagte er: „Wenn du es willst und für nötig hältst, kehre ich natürlich wieder um.“

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Ich bin ja auch nicht geflohen, als ich wußte, daß du kamst,“ sagte sie flüsternd.

Er sah wie durch einen Schleier blutigroter Lichter, daß sich ihre Hand ausstreckte, daß sie sich wie bittend löste von dem Seidenmantel und zu ihm kam.

Da begannen auch seine Finger zu tasten.

Aber ehe seine und ihre Hand ganz ausgestreckt waren, war die Sehnsucht beider schon zuvorgekommen.

„Maria!“ jauchzte er erlöst.

Und da küßte sie ihn zuerst, küßte seinen Mund, wie sie es nie vorher getan und gekonnt — fromm, demütig, in willenloser Frauenliebe.

Und beide fühlten sich voll Schuld. Die eine, weil ihre Liebe nicht stark genug gewesen war zum Bleiben,

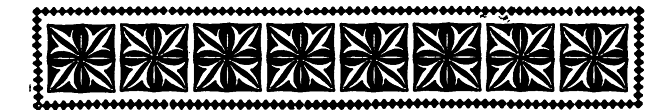
der andere, weil sein Können zu schwach war, um sie zu halten.

Immer wieder hob er ihren Kopf zu sich empor, um ihr in die völlig verwandelten Augen zu sehen, um ihre widerstandslosen Lippen zu küssen.

„Das ist heute beinahe wie unsere eigene Hochzeit, unsere rechte!“ sagte sie.

Und diese Worte waren wie ein Gebet und ein Gelübde.





Der sportliche Ringkampf.

Von Fritz Abraham.

Mit 6 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Wer vom Ringkampf behauptet, daß er besser sei als sein Ruf, der hat damit noch nicht viel Lobendes über diesen schönen und gesunden Sportzweig gesagt; denn das öffentliche Urteil — oder besser Vorurteil — begeht ein schweres Unrecht, wenn es in dieser Übung nichts weiter sieht als die Betätigung eines öden Kraftprotzentums, das des kultivierten Europäers unwürdig sei und sich bisweilen mit einer gehörigen Portion abstoßender Roheit paare. Der Ursache der Voreingenommenheit nachzuspüren, ist in diesem Falle nicht allzu schwierig.

Die Ausübung des Ringkampfes kann — ähnlich wie das bei jedem Sport der Fall ist — zwei Zwecken dienen: entweder man betreibt ihn zur Erholung und Kräftigung des Körpers aus reiner Lust an körperlicher Betätigung oder aber man ringt um des Gelderwerbs willen als Schauobjekt einer meist wenig sportverständigen Menge, die alle möglichen Konzessionen an ihre Sensationslust fordert.

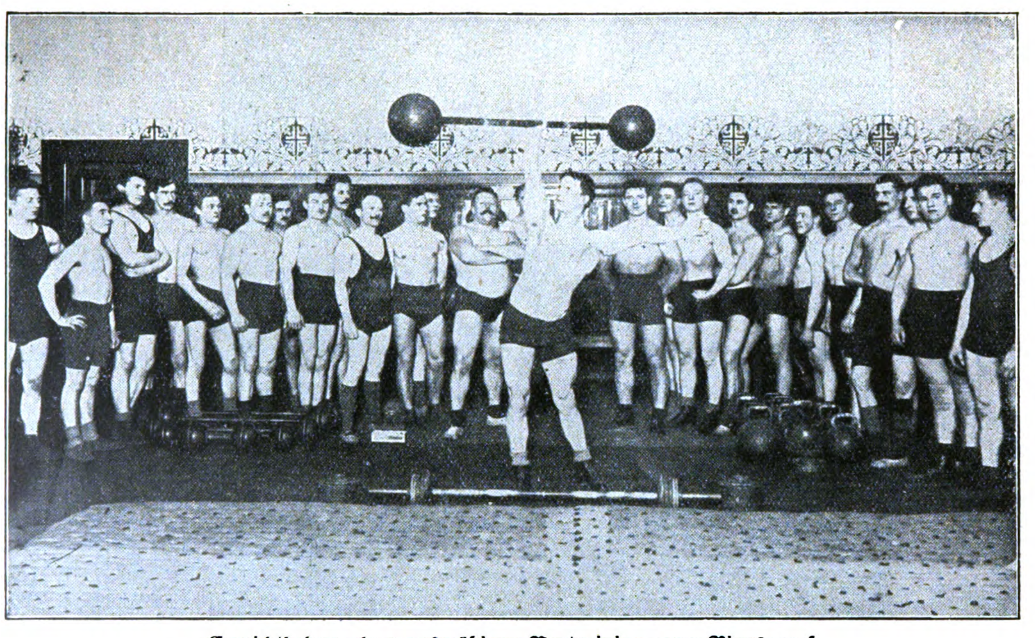
Die grundverschiedenen Voraussetzungen, von denen beide Zwecke ausgehen, werden natürlich auch die Durchführung des Kampfes in jedem Falle nicht unwesentlich beeinflussen. Während der Liebhaber kein anderes Ziel kennt als das, gut und technisch richtig zu ringen, damit er den Kampf zu einem sieg-

reichen Ende führen kann, muß der Berufsringer „interessant“ ringen, wenn er sich die Gunst des Publikums und damit gut bezahlte Engagements sichern will. Seine Richtlinien sind oftmals rein geschäftliche und wollen gar nicht mit dem Maßstabe sportlicher Moral gemessen sein. Dabei muß jedoch anerkannt werden, daß es auch in den Reihen der Berufsringer heute bereits Leute gibt, die eingesehen haben, daß bei dem fortschreitenden sportlichen Verständnis weiter Kreise reelle Kämpfe auf die Dauer auch für sie das beste „Geschäft“ bedeuten. Insbesondere der „Internationale Ringerverband“, dem zahlreiche hochklassige Ringkämpfer angehören, bemüht sich in neuerer Zeit mit ehrlichem Eifer und gutem Erfolg, hier zu reformieren.

Heute aber muß man noch mit der Tatsache rechnen, daß in vielen Fällen auf Grund geheimer Abmachungen durchaus unreell gerungen und das Publikum hinters Licht geführt wird. Gelingt es dann einmal, wie erst ganz kürzlich im Fall Eberle-Rißbacher, solch eine „Schiebung“ — so lautet der fachmännische Ausdruck — aufzudecken, dann ist der „Ringkampfskandal“ da, und die Tageszeitungen, die für die schlichte und fleißige Arbeit in den Sportvereinen kein Auge haben, füllen ihre Spalten mit der Schilderung dieser unerfreulichen Vorgänge. Die Amateure aber sind es, die als Unschuldige für die Sünden dieser Leute zu büßen haben.

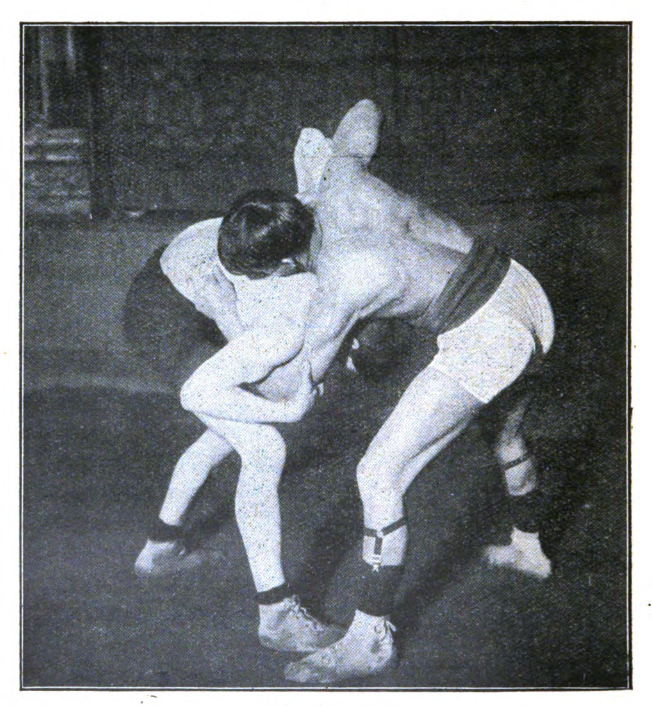
Es verlohnt wirklich, einmal die jungen Leute, die sich den Ringkampf zum Sportzweig erwählt haben, bei ihren Kämpfen und der Vorbereitung, dem „Training“, zu beobachten.

Eine angenehme Enttäuschung wird jedem, der solch einen Übungsraum zum ersten Male betritt, zuteil werden. Sicher erwartet er, dort fett- und muskelbepackte Gestalten zu sehen, die sich im Schweiße ihres



Gewichtheben als zweckmäßiges Vortraining zum Ringkampf.

Angesichts mühen, vornehmlich durch die Schwere des eigenen Körpers den Gegner zu Boden zu zwingen. So ist er es von den Professionalkämpfen her ge-



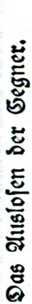
Standkampf.

wohnt. Dem ist aber nicht so. Genau wie überall anders auch wird er schwere, mittelschwere und ganz leichte Leute antreffen; alle aber zeichnen sie sich durch muskulöse und dennoch meist harmonische Körperformen aus, an denen man seine Freude haben kann.

Das scheint zunächst verwunderlich; denn man wird mit Recht annehmen, daß das überlegene Körpergewicht bei aller Fixigkeit und Gewandtheit der Leichteren einen großen Vorteil im Kampfe bedeuten und die Chancen ungleich verteilen muß. Der Gedanke ist auch nicht von der Hand zu weisen, daß den zarteren Rippen eines Hundertzwanzigpfündigen im Kampfe mit den hundertneunzig Pfund eines Gegners Gefahr drohen müßte. Da greifen aber die Sportgesetze zugunsten des von der Natur weniger Bedachten regelnd ein. Man hat genau abgegrenzte Gewichtsklassen geschaffen, innerhalb deren die Gegner durch Loswerfen bestimmt werden, wobei sich nur Leute gegenübertreten, die sich an Körpergewicht einigermaßen die Wage halten.

Solch eine Gewichtsklasse umfaßt selten mehr als zwanzig bis dreißig Pfund, und so kommt es denn, daß gerade die Kämpfe zwischen zwei leichteren Ringern zu den interessantesten und abwechslungsreichsten zählen. Während die schwereren Leute trachten, sich ihr großes Gewicht zunutze zu machen, verlegt sich der leichte Ringer auf schnelle Drehungen, geschickte Schwünge und listige Finten. Während eines kurzen Zeitraumes von zwei oder drei Minuten kann man da oftmals ein halbes Dutzend und mehr solcher Angriffe und Paraden in schneller Folge sich abwickeln sehen.

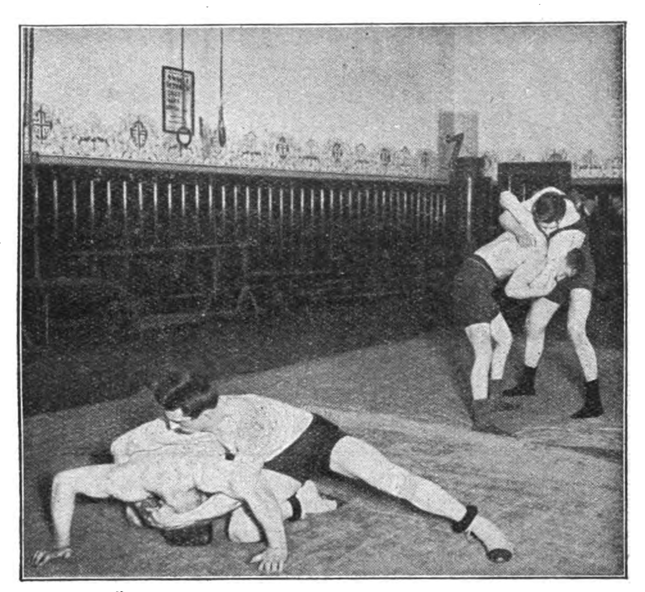
Daß bei solch einem Kampfe nicht ausschließlich die körperliche Eignung für den Sieg entscheidend ist, wird man unschwer erkennen. Aufmerksame Beobachtung des Gegners, blitzschnelles Erfassen der jedesmaligen Lage und rege Entschlußkraft sind dem tüchtigen Ringkämpfer nicht minder unentbehrlich. All das erfordert eine sehr gewissenhafte Vorbereitung, und gerade hier liegt ja beim Sport überhaupt der hohe volkserzieherische Nutzen, der der Sache innewohnt.



Das Auslosen der Gegner.

Zunächst einmal wird der Ringer darauf bedacht sein müssen, seinen Körper, an den er so hohe Anfor-

derungen zu stellen gewöhnt ist, in allerbester Verfassung zu halten. Wer vom Alkohol und anderen Ausschweifungen nicht lassen mag, wird gut tun, der Ringerlaufbahn ganz fernzubleiben. Erfolge werden ihm niemals beschieden sein. Glücklicherweise aber gibt es heute Tausende und aber Tausende junger Leute in



Übungsstätte eines Berliner Ringervereins.

unserem Vaterlande, die allen oberflächlichen Genüssen freudig entsagen um ihres Sportes willen und froh sind, dafür die Genugtuung eines ehrlich errungenen Sieges oder auch nur ein erhöhtes körperliches Wohlbefinden und Kraftgefühl einzutauschen.

Das aber ist nur die eine Seite des Trainings. Ebenso wichtig ist es, die Organe zunächst einmal durch

Gewichtsübungen — mit Maß betrieben — zäh und widerstandsfähig zu machen. Ferner werden die leicht-

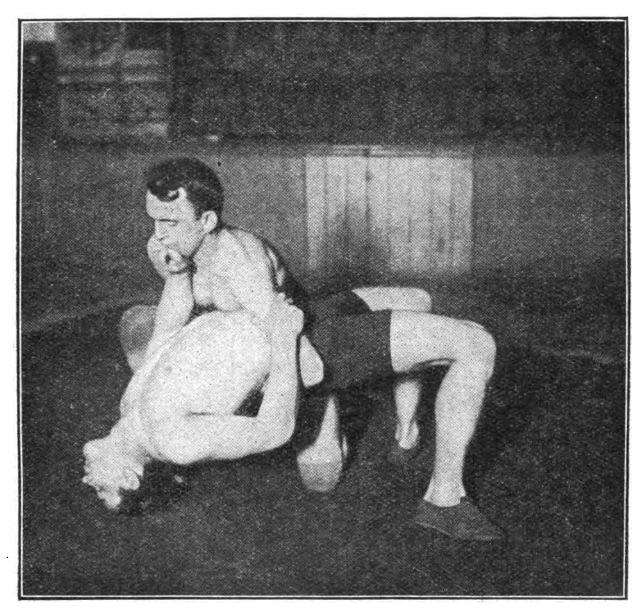


Brückentraining.

athletischen Übungen des Laufens, Springens und Werfens von einsichtigen Vereinsleitungen neuer-

dings im Laufe des Sommers immer häufiger zur Vorbereitung herangezogen.

Dann kommt das Erlernen der verschiedenen Griffe, Haltungen und Paraden, die zunächst an Musterbeispielen durchgeführt werden; und wenn dann solch



Abwehr des Gegners in der Brückenlage.

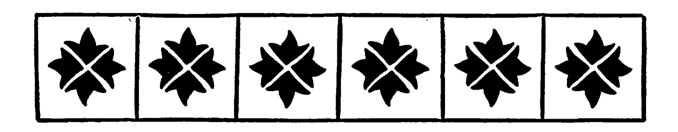
ein Neuling zum ersten „ernsten" Kampfe zugelassen wird, dann hat er eine Schulung hinter sich, die eine gefährliche Schädigung seiner inneren Organe ausschließen muß.

Die Ringervereine gehören in Deutschland zu den ältesten sportlichen Organisationen. Heute sind sie an Mitgliederzahl von manchen „moderneren" Sport-

arten überflügelt worden, aber noch immer gibt es bei uns viele, die neben der Gewandtheit und geistigen Regsamkeit auch die Kraft zu schätzen wissen, und solange das der Fall ist, werden auch unsere Ringervereine über Mangel an Zuzug nicht zu klagen haben. Sie werden sich gegen alle Vorurteile und Abneigungen zu behaupten wissen.

Gerade in neuerer Zeit hat dieser Sport dank der zielbewußten Propaganda mancher Vereine auch in bessergestellten Kreisen moralische Eroberungen gemacht. Die akademische Jugend stellt ihm schon heute einige seiner tüchtigsten Vertreter, und das Beispiel des Nürnberger Studenten Gerstäcker, der sich im Weltmeisterschaftskampf der „Olympischen Spiele" als zweiter behaupten konnte, wird gewiß Schule machen und mit dazu beitragen, daß der Ringkampf als gleichberechtigtes Glied innerhalb der Bestrebungen gewertet wird, die unsere Jugend zur Mannhaftigkeit und Wehrhaftigkeit heranziehen wollen.





Mannigfaltiges.

Reiseunterhaltungen. — Also, da saß ich wieder einmal im Schnellzug! Ich wollte Verwandte besuchen und hatte mehrere Stunden zu fahren. Wer nicht oft reist, für den ist die Eisenbahnfahrt ein Vergnügen, aber denen, die dieses Vergnügen oft haben, wird es schließlich recht langweilig.

Als ich Handkoffer, Hut und Regenschirm untergebracht hatte, musterte ich die Mitfahrenden. Da saß also in unserem Abteil zunächst einmal ein sehr dicker Herr. Der hatte sicher Überfracht und fuhr zum dritten Teil seines Gewichts gratis. Neben ihm, mir gegenüber, hatte sich ein junger Mann, um den richtigen Ausdruck zu gebrauchen, in die Ecke geflegelt. Auf meiner Seite saß ferner ein älterer Herr mit grauem Schnurrbart und einer Reisemütze auf dem Kopf und neben diesem ein Reisender, der die Nase in einen Bädeker gesteckt hatte und kaum einmal aufsah.

Der Eintritt des Schaffners und eine Frage über den Aufenthalt auf einer Station gab, als der Beamte wieder hinaus war, Anlaß zu einer kleinen Unterhaltung. Der Dicke klagte, wie beschwerlich doch das Reisen sei und wie oft man sich ärgern müsse.

„Seeehr gut!“ sagte der neben mir sitzende Herr.

„Vom Reisen gibt's aber auch manche lustige Geschichte,“ begann ich. „Mir fällt gerade der Engländer ein, der beim Sonnenuntergang auf dem Rheindampfer mit dem Rücken nach der Sonne sitzt und seiner Frau aus dem Bädeker die Schilderung dieses herrlichen Naturspiels vorliest.“

„Seeehr gut!“ sagte der Reisende hinter dem Bädeker.

Der Dicke schmunzelte, und auch der ältere Herr brachte seinen Höflichkeitstribut, so daß ich ermutigt fortfuhr.

„Oder jener andere Engländer, der abends in Schaffhausen ankommt, aber da er müde ist, den Rheinfall nicht ansieht, sondern sich nur durch seinen Bedienten eine Flasche voll Wasser von dort holen läßt und am nächsten Tage weiterreist."

Alle lachten, nur der flegelhafte junge Mann fand kein Echo.

Da holte der dicke Herr etwas aus seinem Handkoffer heraus und keuchte dabei ganz erschrecklich. „Ja, man hat's nicht leicht!" bemerkte er, nach Luft schnappend.

„Nun, Sie haben auch gut Ihre zwei Zentner!" sagte der ältere Herr.

„Zweihundertsiebzehn sogar!" antwortete der Dicke. „Na, man braucht wenigstens nicht als Gerippe herumzulaufen!"

„Seeehr gut!" tönte es hinter dem Bädeker hervor.

Der ältere Herr sagte freundlich zu dem Dicken: „Nee, das haben Sie wirklich nicht nötig!"

Der Flegelhafte gähnte laut.

Eine Weile schwiegen wir. Der ältere Herr sah aus, als ob ruhige und vernünftige Gedanken durch seinen Kopf gingen, der dicke Herr studierte im Kursbuch, der mit dem Bädeker las weiter. Der junge Flegelhafte gähnte nochmals, und ich dachte an verschiedenerlei, was einem so auf diesem wackeligen Spaziergange über die Erde einfällt.

„Sie fahren nach Berlin?" fragte da draußen ein Herr einen anderen, mit dem er auf dem Gange an unserem Abteil vorüberschritt.

Da sagte der ältere Herr: „Dabei fällt mir etwas ein, was kürzlich einem Bekannten von mir passiert ist. Der sitzt auch in der Eisenbahn, um nach Berlin zu fahren. Da steigt sein intimster Konkurrent ein. ‚Na, wo fahren Sie denn hin?' fragt der sofort. — ‚Nach Berlin.' — ‚Sie Schlauberger,' meinte da der Konkurrent, ‚Sie sagen, Sie fahren nach Berlin, damit ich denken soll, Sie fahren ganz woandershin! Ich weiß aber zufällig genau, daß Sie wirklich nach Berlin fahren. Also, warum schwindeln Sie mir denn erst was vor? Mir können Sie doch nichts vormachen!' Und —"

„Seeehr gut!“ ertönte es aus dem Bädeker heraus.

Auf der nächsten Station stieg der Dicke aus, und da niemand einstieg, benützte der Flegelhafte die Gelegenheit, die ganze Bank in Beschlag zu nehmen. Zuvor zog er mit wichtiger Miene eine Brieftasche hervor, zählte den Inhalt, eine ganze Anzahl Hundert- und Fünfzigmarkscheine, durch und legte sich dann, während wir anderen zu dritt auf der Bank saßen, der Länge nach hin.

Ein halblautes „Seeehr gut!“ neben mir würdigte jenen Akt männlicher, zielbewußter Energie.

Dagegen schien der ältere Herr ganz mit dem jüngeren Manne einverstanden zu sein, wenigstens blickte er diesen und uns recht zufrieden und freundlich an.

Der Flegelhafte hatte außer seinen anderen sympathischen Eigenschaften auch die, daß er schnarchte. Er zog bald alle Register.

Der ältere Mann lächelte. „Mein Sohn ist sehr müde,“ sagte er. „Er hat diese Nacht durchgetanzt. Wir waren bei Verwandten. — Aber, meine Herren, wie unvorsichtig doch heutzutage die jungen Leute sind! Da sehen Sie nun meinen Sohn, wie sorglos er seine Brieftasche eingesteckt hat. Das ist doch gar zu unvorsichtig! Na wart, ich will dich's lehren! — Bitte, meine Herren, sagen Sie ihm einmal nichts, ich will ihm einen kleinen heilsamen Schrecken einjagen!“

Mit einem gemütlichen Lächeln beugte sich der ältere Herr über den Schlafenden und zog ihm die Brieftasche aus dem Rocke. Lachend schwenkte er sie in der Luft, sagte nochmals: „Aber nichts verraten! Na, der wird schön gucken!“ und steckte die Tasche ein.

Nach einem Weilchen nestelte er an seinem Handkoffer herum und legte ihn wieder an Ort und Stelle, seinen Hut legte er ebenfalls darauf.

Dann stand er auf und stellte sich im Gang ans Fenster, um irgend etwas zu beobachten.

Mit meinem Nachbar kam ich ins Gespräch über Thüringen.

Nach längerer Zeit erwachte der junge Mann und rieb sich schlaftrunken die Augen. Sein Vater war noch nicht zurück-

gekehrt, er hatte, ohne daß wir darauf achteten, seinen Platz am Fenster im Gange verlassen.

Der junge Mann saß eine Weile wie geistesabwesend da, dann griff er nach der Seitentasche und wurde jetzt plötzlich sehr munter, denn unter dem Zeichen größten Schreckens rief er: „Meine Brieftasche ist weg!“

Wir beide lächelten, hinter dem Bädeker ertönte ein „Seeehr gut!“

„Sie fehlt mir wirklich!“ rief der entsetzte junge Mann. „Es waren über zweitausend Mark drin!“

„Nun, ängstigen Sie sich nicht,“ sagte mein Nachbar. „Es ist nur Spaß. Ihr Vater hat die Brieftasche an sich genommen.“

„Mein Vater?“ rief der junge Mann aufgeregt. „Mein Vater ist ja in München, wie soll denn der dazukommen?“

„Nun, der Herr, der hier saß,“ sagte zögernd mein Nachbar und zeigte auf den leeren Sitz, „das ist doch Ihr Vater! Da ist ja noch sein Hut und sein Koffer!“

Das stimmte — die waren noch da, aber der „Vater“ selbst war, wie der Schaffner feststellte, auf der vorhergehenden Station ausgestiegen.

Als während unserer Weiterfahrt die Wahrheit festgestellt wurde, sagte ich: „Das war einmal ein umgänglicher, unterhaltender und rücksichtsvoller Gauner!“

Mit voller Überzeugung rief der hinter dem Bädeker: „Seeehr gut!“ A. Th.

Bismarck und die Entente cordiale. — Tagtäglich fast trifft man jetzt in den Zeitungen das Wort „Entente cordiale“ an. Was es bedeuten soll, wissen wohl die meisten Leser, aber es ist sehr schwer, eine passende Übersetzung hierfür zu finden.

Eine drastische und zugleich zutreffende Antwort gab einst Fürst Bismarck seiner Tochter, als die ihn fragte, was eigentlich Entente cordiale sei.

„Ja, siehst du,“ erwiderte er ihr, „das ist nicht so leicht zu erklären. Wörtlich übersetzt heißt es bekanntlich ‚herzliche Übereinstimmung‘, aber der Sinn ist ein etwas anderer. Ich will dir das an einem Beispiel erklären. Du warst doch heute

morgen im Hofe, als ich mit Nero aus dem Garten kam, und schautest der Diana zu, die an einem großen Knochen knapperte, der ihr gar lieblich zu munden schien. Mein Nero hatte dies auch gesehen, sprang herzu und wollte den Knochen haben, den die Diana ihm natürlich nicht lassen wollte. Es entspann sich ein kleiner Kampf, bis ich dazwischen kam und beide mit einigen kräftigen Hieben zurücktrieb. Der Knochen blieb in der Mitte des Hofes liegen, und beide Hunde standen nun von fern und sahen mit begehrlichen Blicken ihn an. Aber jeder fürchtete die Eifersucht des anderen nicht weniger wie meinen Stock, und darum hielten sie sich in gebührender Entfernung von dem Knochen, und keiner wagte ihn zu packen. Siehst du, dies nennt man in der diplomatischen Welt eine Entente cordiale." —zen.

Das Niveau des Meeresspiegels. — Bekanntlich besitzt unser Erdkörper nicht eine regelmäßige Kugelform, sondern er ist an den Polen abgeplattet und am Äquator vorgebaucht. Man bezeichnet einen solchen durch die Umdrehung um seine Achse entstandenen kugelähnlichen Körper als „Rotationsellipsoid". Aber auch hiervon weist die Form der Erde noch gewisse Abweichungen auf, so daß man für sie die Bezeichnung „Geoid" eingeführt hat. Diese Abweichungen beziehen sich auf die Gestaltung der Meeresoberfläche.

Das Meer bildet nämlich nicht eine gleichmäßige Fläche, sondern es hat tiefer liegende und höher ansteigende Bezirke. Denn da die Dichtigkeit des Meerwassers 1,02, die der Gesteinsmassen der Festländer aber im Durchschnitt 2,7 beträgt und sich nach den Gesetzen der Schwere alle Körper im Verhältnis ihrer Massen gegenseitig anziehen, so findet ein allmähliches Ansteigen des Meeresspiegels gegen die Küsten der Festländer hin statt.

Man kann dies auch so ausdrücken: An den Küsten der Festländer ist die emporgezogene Meeresoberfläche entfernter vom Erdmittelpunkt als bei vom Festland weit abliegenden Teilen des Ozeans, die sozusagen eingesunken erscheinen und darum dem Erdmittelpunkt näher liegen. Bewiesen wird dieser Gegensatz durch Pendelbeobachtungen. Bei Meeresteilen, die dem Erdmittelpunkt näher sind, übt die Schwere



auf das Pendel eine stärkere Wirkung aus, so daß es raschere Schwingungen machen muß.

Es zeigt sich nun in der Tat, daß das Sekundenpendel auf



Unterschied des Meeresniveaus am Äquator und Nordpol.

landfernen Meeresteilen in einem Tage bis zu vierzehn Schlägen mehr machte, als man erwarten sollte. Die Meeresoberfläche liegt also hier wirklich tiefer. Der größte Niveauunterschied zwischen diesen Teilen und den Meereszonen an den Festlandsküsten ist auf 150 Meter berechnet worden.

Ein bei weitem größerer Niveauunterschied ergibt sich aber noch, wenn man die erwähnte Abplattung der Erde an den Polen der Vorbauchung am Äquator gegenüberstellt. Die Entfernung jedes Pols vom Erdmittelpunkt ist früher auf 21 735 Meter, neuerdings auf 20 930 Meter geringer berechnet worden als die Entfernung des Äquatorniveaus. Könnte man, wie es auf unserem Bild dargestellt ist, an die Erdhalbkugel, bei der der Schnitt durch den Äquator geführt wurde, die Erdhalbkugel legen, bei der der Schnitt von Pol zu Pol geführt wurde, so würde sich zeigen, daß das Meeresniveau am Nordpol, um nur von diesem zu sprechen, 20 930 Meter tiefer liegt als der Meeresspiegel am Äquator. Th. S.

Die vier Teilhaber. — Im Jahre 1869 gastierte Adeline Patti in der durch ihre Tulpenzucht berühmten holländischen Stadt Mastricht. Da die berühmte Sängerin damals auf der Höhe ihres Ruhmes stand, mußte der Direktor des dortigen Theaters ihr für das Gastspiel ein recht erkleckliches Sümmchen zahlen. Um diese Ausgabe wieder einzubringen, erhöhte er die Eintrittspreise um das Dreifache.

Vier musikliebende Mastrichter Bürger, die nicht eben reich waren und doch die Patti gar zu gern wenigstens einmal auf der Bühne gehört hätten, kauften sich nun zu einer Aufführung von Donizettis „Luzia von Lammermoor" zusammen eine Eintrittskarte und losten untereinander aus, wer von ihnen den ersten, zweiten, dritten oder vierten Akt genießen solle.

Alles klappte an dem Vorstellungsabend wunderschön — bis zum vierten Akt. War ein Akt zu Ende, so eilte der jeweilige Inhaber während der Pause in das dem Theater gegenüberliegende Café „Venetien" und händigte seinem Nachfolger die Eintrittskarte aus. Wie nun die Reihe an den vierten kommt, einen braven Hutmacher, namens Groonyer, eilt dieser hochbeglückt in den Musentempel, nimmt seinen Platz ein und wartet ungeduldig auf das Hochgehen des Vorhangs.

Wer aber beschreibt die Enttäuschung des Ärmsten, als der Tenor sofort den Akt mit der Trauerarie eröffnet: „Luzia ist tot." Noch hofft Groonyer, Luzia würde vielleicht doch noch einmal lebendig werden. Aber der Akt geht zu Ende, ohne

daß der Geprellte, der den Inhalt der Oper nicht kannte und daher auch nicht wußte, daß Luzia von Lammermoor tatsächlich bereits im dritten Akt stirbt, die Patti auch nur zu Gesicht bekommt.

Wütend stürmt er sofort nach Schluß der Vorstellung in das Café, und als er die schadenfroh lächelnden Mienen seiner Freunde sieht, verliert er vollends jede Selbstbeherrschung, schimpft seine drei Genossen wiederholt „Betrüger", droht mit gerichtlicher Klage und wird schließlich von dem Wirt wegen Unruhestiftung unsanft vor die Tür gesetzt.

Die Folge war erstens eine Beleidigungsklage der drei öffentlich als „Betrüger" Bezeichneten gegen den Hutmacher Groonyer, die mit der Verurteilung dieses zu einer erheblichen Geldbuße endigte. Zweitens eine Klage Groonyers gegen die drei übrigen Teilhaber an der Eintrittskarte zu „Luzia von Lammermoor" auf Rückerstattung des von ihm gezahlten Beitrags. Der Prozeß ging durch alle Instanzen. Der Hutmacher verlor ihn endgültig, was wieder einen Batzen Geld kostete. Schließlich: Der Direktor des Mastrichter Theaters klagte, aufmerksam gemacht durch den von Groonyer angestrengten Zivilprozeß, gegen jeden der vier Teilhaber auf Nachzahlung des vollen Eintrittspreises, da die Karten laut Aufdruck „nicht übertragbar" gewesen seien. Auch dieser Rechtsstreit durchlief sämtliche Instanzen. Die schlauen Patti-Schwärmer mußten bluten, es half alles nichts. Die teure Eintrittskarte, die Prozeßkosten, dazu noch all der Ärger — es wurde ein sehr kostspieliger Theaterabend, am kostspieligsten natürlich für den Genießer des vierten Aktes, den cholerischen Groonyer.

Dabei ist dieses lustige Histörchen nicht etwa erfunden, sondern tatsächlich passiert. W. K.

Die japanischen Schwiegermütter. — Die Japaner haben alles bei sich in europäischem Sinne modernisiert: Armee, Handel, Industrie, Mode usw. Nur ihre Seele nicht. Japaner und Japanerinnen handeln, denken und tun wie ihre Vorfahren. Das Lehrbuch über Erziehung, das man einem jeden jungen Mädchen in die Hand gibt, ist der „Onna Daigacu", im achtzehnten Jahrhundert zusammengestellt durch den Philo-

sophen Caibara Schichenn und faßt in zwanzig Hauptgrundsätzen die Pflichten der Frau zusammen.

Zunächst stellt er fest, daß die moralischen Eigenschaften viel mehr wert sind als körperliche. „Die Schönheit der Seele," sagt er, „ist vorzuziehen der des Körpers. Die Frau, die keine schöne Seele besitzt, hat stets ein unruhiges Wesen; sie gerät leicht in Zorn, schwatzt und klatscht, ist neidisch und eitel." Zur Ehe übergehend, rät der japanische Philosoph den jungen Mädchen, alles zu tun, um die Scheidung zu vermeiden, die in ihrem Lande so häufig ist. Er zählt die sieben großen Frauenfehler auf, die er die sieben Scheidungsgründe nennt. Es dürfen verstoßen werden: 1. die Frauen, die ihren Schwiegereltern nicht gehorchen; 2. die keine Kinder haben; 3. die zu ungebundene Sitten haben; 4. die eifersüchtig sind; 5. die eine schlimme Krankheit haben; 6. die zuviel schwatzen und klatschen; 7. die Neigung zum Stehlen haben.

Der schlimmste Fehler aber ist, wie der Verfasser hervorhebt, der Ungehorsam gegen die Schwiegereltern. Darauf kommt er immer wieder zurück. „Die Frau darf nicht vergessen, jeden Morgen und jeden Abend ihre Schwiegereltern zu begrüßen. Sie darf nicht gehässig gegen sie sein, auch wenn sie sie schlecht behandeln und schlecht über sie sprechen; denn sie setzt nicht ihre Familie fort, sondern die ihrer Schwiegereltern, die sie deshalb den eigenen Eltern vorziehen muß."

Hierauf zählt „Onna Daigacu" die Pflichten der Frau gegen ihren Gatten auf: niemals eifersüchtig sein, allen seinen Befehlen gehorchen, viel arbeiten, früh aufstehen, spät schlafen gehen. Zweierlei darf sie ferner nicht aus den Augen lassen: Eine Frau soll nicht grelle Kleider und auffallenden Schmuck tragen, und sie darf nicht zu Wahrsagern und Zauberern gehen.

Aus alledem sieht man, daß Japan nicht das Paradies der jungen Frauen, aber wohl das der Schwiegereltern ist. In diesem Lande macht man keine schlechten Witze über die Schwiegermütter. O. v. B.

Tiere als Lebensretter. — Eine Katze hatte vier Junge geworfen, und der Besitzer ließ drei der neugeborenen Tierchen in den Fluß werfen. Zwei dieser Kätzchen sanken sofort unter,

das dritte, etwas kräftigere, vermochte sich über Wasser zu halten. Durch sein jämmerliches Miauen angelockt, eilte eine Hündin herbei, sprang ins Wasser, packte das Kätzchen, schleppte es ans Ufer und brachte es zu ihren eigenen Jungen. Sie übernahm die Pflege und Ernährung des hilflosen kleinen Tieres, bis es erwachsen war.

An der Seine in Paris ereignete sich folgender Vorgang. Einige Gassenbuben fanden nahe am Ufer einen kranken Hund und warfen ihn in den Fluß. Der arme Hund war bereits so schwach, daß er nicht mehr schwimmen konnte und gewiß ertrunken wäre; aber in diesem Augenblick stürzte sich ein starker Neufundländer, der einem Schiffer gehörte, in die Fluten, packte den hilflosen Artgenossen im Nacken und brachte ihn ans Ufer. Kaum hatte sich der Neufundländer etwas entfernt, als die rohen Buben den kranken Hund von neuem packten und zum zweiten Male ins Wasser warfen. Der Neufundländer sprang wieder in den Strom und schleppte den kranken Genossen abermals ans Land, dann aber wandte er sich knurrend und zähnefletschend gegen die Buben, die nun eiligst Reißaus nahmen.

Ein holsteinischer Gutsbesitzer fand eines Tages unter einem Apfelbaum einen eben ausgekrochenen Stieglitz, der wahrscheinlich aus seinem Neste gefallen war. Er nahm das Vögelchen mit nach Hause und legte es in einen Vogelkäfig, in dem sich ein Kanarienvogel und ein Stieglitz befanden. Der kleine Stieglitz begann bald jämmerlich zu piepsen, aber der große Stieglitz kümmerte sich gar nicht um ihn, während der Kanarienvogel zum Futternapf eilte und dem jungen Vögelchen Nahrung zutrug. Die Anwesenheit eines Vogels anderer Art erschreckte jedoch wahrscheinlich den kleinen Nestling, der bei der Annäherung des Kanarienvogels sich ängstlich verkroch. Wenn er dann wieder den großen Stieglitz sah, begann er von neuem kläglich zu piepsen, um dessen Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Der große Stieglitz blieb aber ungerührt. Da kam es zu einer wunderlichen Szene. Es war, als ob der Kanarienvogel verstanden hätte, daß das kleine Vögelchen nur von einem Vogel seiner Art gefüttert sein wollte. Er flog nun auf

den großen Stieglitz zu und versetzte ihm mit seinem Schnabel so lange Hiebe, bis jener schließlich seiner Pflicht nachkam und den kleinen Artgenossen fütterte, der nun prächtig heranwuchs und als Dritter im Käfige verblieb. C. T.

Die Grenze zwischen Leben und Tod. — In Bordeaux wurde vor einiger Zeit ein Zivilprozeß verhandelt, dem folgender Streitfall zugrunde lag. Der Fabrikbesitzer Belmond aus Bordeaux hatte im Jahre 1910 eine Witwe geheiratet, die aus ihrer ersten Ehe ein Kind, ein vierjähriges Töchterchen, besaß. Der kleinen Mignon Vorilaux war, kurz bevor ihre Mutter zum zweiten Male heiratete, von ihrer Großmutter väterlicherseits ein Erbteil von rund einer halben Million zugefallen.

Am 14. Oktober 1911 kehrte die nunmehrige Frau Belmond mit ihrem Töchterchen Mignon von einem Ausfluge nach dem kleinen Solbade Bligny bei Bordeaux im Auto zurück. Infolge Versagens der Steuerung raste das Gefährt kurz vor der Stadt eine Böschung hinab und begrub die Insassen unter sich. Der Unfall war sofort bemerkt worden. Schnellstens wurde das Auto aufgerichtet und die Verunglückten — Frau Belmond, das Kind und der Chauffeur — hervorgezogen und, da sie sämtlich schwerverletzt schienen, in ein Krankenhaus geschafft.

Hier erkannten die Ärzte alsbald, daß die Dame, die schwere Kopfwunden davongetragen hatte, ebenso wie ihr Töchterchen, dem der Brustkorb gänzlich eingedrückt war, bereits tot seien. Der Chauffeur war mit einem Armbruch am besten weggekommen. Bei der kleinen Mignon waren noch einige Herzschläge beobachtet worden, und so lauteten die amtlichen Totenscheine dahin, daß Mignon Vorilaux ihre Mutter überlebt habe, wenn auch nur um kurze Zeit.

Diese amtliche Feststellung war nun von weitgehender Bedeutung. Wäre nämlich das Kind der Mutter im Tode vorangegangen, so würde diese die Erbin des Vermögens ihres Töchterchens geworden sein, und dann wäre wiederum der zweite Gatte der Dame, Herr Belmond, deren Erbe geworden. Die Verhältnisse lagen jetzt aber nach den Angaben der amtlichen Totenscheine gerade umgekehrt. Diese besagten, Mignon Vorilaux sei nach ihrer Mutter gestorben, und somit wäre die

Erbschaft der Kleinen, da nach den Bestimmungen des französischen Bürgerlichen Gesetzbuchs Erbe nur werden kann, wer zur Zeit des Todes des Erblassers selbst noch lebt, an entfernte Verwandte des verstorbenen Herrn Vorilaux als an die nächsten nach dem Ausscheiden der Mutter Erbberechtigten gefallen.

Belmond aber erhob nach Befragen mehrerer ärztlicher Autoritäten im Prozeßwege Anspruch auf die Hinterlassenschaft seines Stieftöchterchens mit der Behauptung, die Angabe der amtlichen Totenscheine über den Zeitpunkt des Todes von Mutter und Kind seien unrichtig. Die kleine Mignon müsse nach der ganzen Art ihrer Verletzungen sofort gestorben sein und nicht erst nach ihrer Einlieferung in das Krankenhaus, in jedem Falle aber vor ihrer Mutter.

Dieser Prozeß hat die Aufmerksamkeit der ganzen medizinischen Welt erregt, und die Gutachten, die im Laufe der Verhandlungen von den ersten Gelehrten Frankreichs abgegeben wurden, können als grundlegend für die Frage gelten, wann der Arzt erst mit Sicherheit zu sagen vermag, daß der Tod bei einem Menschen wirklich eingetreten ist.

Auf Antrag des Klägers Belmond waren die Leichen seiner Frau und seines Stieftöchterchens sofort von Gerichts wegen seziert worden, um die nähere Todesursache bei beiden einwandfrei festzustellen. Hierbei ergab sich, daß der Schwere der einzelnen Verletzungen nach tatsächlich die kleine Mignon fast augenblicklich gestorben sein mußte, während bei Frau Belmond immerhin die Möglichkeit vorlag, daß sie noch einige Minuten gelebt haben könnte. Im Gegensatz zu diesem Sektionsbefund stand, wenigstens was den Tod des Kindes anbetraf, die Aussage der beiden als Zeugen vernommenen Krankenhausärzte. Diese bekundeten übereinstimmend, daß sie bei dem kleinen Mädchen zwar keine Anzeichen für eine noch bestehende Tätigkeit der Lungen, dafür aber deutlich wahrnehmbare Herzschläge beobachtet hätten. Somit wäre das Kind also auch noch, als sie es untersuchten, am Leben gewesen.

Hier setzten nun die Gutachten der medizinischen Autoritäten ein. In diesen kam in der Hauptsache folgendes zum Ausdruck, wie die Pariser Zeitschrift für gerichtliche Medizin mitteilte:

Der Augenblick, in dem das Leben eines ganzen Organismus in den Tod übergeht, ist genau überhaupt nicht festzustellen. Weder das Aufhören der Atmung noch das der Herztätigkeit sind hierbei maßgebend. Bei künstlicher Atmung läßt sich das Herz noch stundenlang in Tätigkeit erhalten, und doch kann in solchen Fällen der Betreffende in Wahrheit längst tot sein. Ebensowenig sind die Trübung der Hornhaut und das Erkalten des Körpers sichere Zeichen des eingetretenen Todes. Ärzte haben schon wiederholt Leute, die diese Symptome aufwiesen, für tot erklärt, während es sich doch nur um schwere Fälle von Scheintod handelte. Erst die Leichenstarre und der Verwesungsgeruch geben ein untrügliches Merkmal, daß das Leben in einem Körper endgültig erloschen ist. Genau genommen kann der Arzt also erst nach Tagen mit Bestimmtheit den Tod einer Person feststellen. Freilich kommt es hier immer auf die Ursachen an, die das Ableben herbeigeführt haben, so daß der Arzt doch meistenteils früher schon in der Lage sein wird, in dieser Beziehung ein Urteil abgeben zu können. Eine Unmöglichkeit ist es jedoch, bei zwei Todesfällen, die auf dieselbe Katastrophe zurückzuführen sind und bei denen die Schwere der Verletzungen, wie in dem vorliegenden Fall, ungefähr die gleiche ist, mit Bestimmtheit zu sagen, welcher von ihnen innerhalb eines Zeitraumes von einer Stunde vorher erfolgt ist. Es kann bei solcher Sachlage stets nur aus der Schwere der Verletzungen „vermutet" werden, in welchem Körper der Gesamtorganismus seine Tätigkeit früher eingestellt hat. Und eine solche Vermutung spreche hier dafür, daß Mignon Vorilaux, der der Brustkorb derart eingedrückt war, daß die Lunge sich bei der Sektion vollständig gequetscht und mehrfach zerrissen zeigte, vor ihrer Mutter gestorben ist. Wenn die Ärzte des Krankenhauses noch Herzschläge festgestellt hätten, so sei dies nicht ausschlaggebend, da in der Medizin Fälle bekannt seien, wo sogar die Herzen enthaupteter Mörder noch längere Zeit, einmal sogar noch eine Stunde nach der Hinrichtung geschlagen hätten, was Professor Brouardel unter Kontrolle mehrerer anderer Ärzte einwandfrei beobachtet habe. —

Die Entscheidung des Gerichts fiel denn auch zugunsten



des Klägers Belmond aus. Es wurde nach dem Gutachten der medizinischen Sachverständigen angenommen, daß Frau Belmond ihr Kind überlebt und es somit auch beerbt habe. Die verlierende Partei beruhigte sich bei dieser Entscheidung nicht, sondern trieb den Prozeß durch alle Instanzen, aber stets mit demselben negativen Erfolg. Belmond blieb im Besitze des Vermögens. W. K.

Die Kostümfrage in Afrika. — Die Bekleidungsweise der afrikanischen Völkerschaften, die durch die fortschreitende Kolonisierung den europäischen Kultureinflüssen immer näher gerückt werden, ist schon wiederholt zum Gegenstand der Erörterung gemacht worden. Zahlreiche Europäer, darunter auch Damen, die Jahre hindurch auf afrikanischem Boden, beispielsweise in der Kapkolonie, verweilt haben, versichern, daß das Nacktgehen der Eingeborenen bald seine Anstößigkeit verliert, während sie, mit abgetragenen europäischen Kleidungsstücken angetan, verlumpt und heruntergekommen erscheinen.

Gleichwohl wird sich die Reglung der Kostümfrage bei der stetig enger werdenden Berührung mit europäischen Ansiedlern auf die Dauer nicht umgehen lassen. Die schwarzhäutigen Neger im engeren Sinn neigen schon von selbst dazu, die europäische Kleidertracht anzunehmen. Die unfreiwillige Wirkung kann man am besten in der Negerrepublik Liberia beobachten. Es gibt nichts Lächerlicheres als die Frauen der wohlhabenden Neger, wenn sie an den Sonntagen in grellbunten, aufgedonnerten Kostümen von europäischem Schnitt in der Hauptstadt Monrovia promenieren.

Abweichend von den eigentlichen Negern, haben sich die dunkelbraunen Kaffern, die zu den Bantuvölkern gehören, von der blinden Nachäffung der europäischen Kleidertracht freizuhalten gewußt, obwohl sie seit langem mit den Weißen in Verbindung stehen. Die jungen Kaffernburschen, die zeitweilig in der Kapkolonie gearbeitet haben, werfen, wenn sie mit ihrem Verdienst nach dem heimischen Kral zurückgekehrt sind, alsbald die europäischen Kleidungsstücke ab. Ähnlich verhält es sich mit den Kaffernschönen, die in den Familien der Weißen einige Jahre als Kindermädchen oder sonstige

Dienstboten verbringen. Auch sie legen meist, wenn sie zu ihren Stammesgenossen zurückkommen, die europäische Tracht wieder ab.

Daß aber eine Vermittlung zwischen der weitgehenden Ent-



Phot. Captain Haigh.

Jugendliches Kaffernmädchen an einem Werktag.

blößung und der unschön wirkenden Nachahmung europäischer Kleidung gefunden werden kann, ist sicher. Besonders haben sich die Missionare um diesen Ausgleich verdient gemacht.

Unser erstes Bild führt ein jugendliches christliches Kaffernmädchen neben dem Getreidemörser in ihrem Evakostüm am Werktag vor. Unser zweites Bild gibt dasselbe Mädchen an



Phot. Captain Haigh.

Dasselbe Kaffernmädchen in der Sonntagstracht.

einem Sonntag mit einer turbanähnlichen Kopfbedeckung und in einem weißen, losen Gewand wieder. Man muß anerkennen, daß diese Tracht durchaus anmutig und gefällig erscheint. Th. S.

Zu Mantua in Banden. — Der Komponist dieses berühmten Andreas-Hofer-Liedes ist in Deutschland so gut wie unbekannt. In keinem Liederbuche findet sich sein Name. Überall wird die Melodie des populären Tiroler Freiheitsanges als „Volksweise“ bezeichnet. Dabei hat es der Dichter Julius Mosen, unter dessen patriotischen Gesängen neben dem „Trompeter an der Katzbach“ in erster Linie das ergreifende „Zu Mantua in Banden“ zu nennen ist, nur der charakteristischen Melodie zu verdanken, daß sein „Andreas Hofer“ in kurzer Zeit zum echten Volksliede wurde.

Im Jahre 1846 entdeckte der im Zillertal in Tirol wohnende, noch jugendliche Organist Xaver Knebelsberger in einer ihm zufällig in die Hände geratenen Dresdener Zeitung ein mit „Andreas Hofers Tod“ überschriebenes Gedicht, dessen Inhalt ihn derart begeisterte, daß er sich sofort hinsetzte und es vertonte. Da das neue Lied überall bei den sangesfreudigen Bewohnern des Zillertales begeisterte Aufnahme fand, schickte Knebelsberger dem Dichter des Liedes, der damals als Dramaturg am Hoftheater in Oldenburg wirkte, eine Abschrift seiner Komposition mit entsprechender Widmung zu. Trotzdem Mosen sich nun eifrig bemühte, den Hofersang in Deutschland nach Möglichkeit zu verbreiten, wollte ihm dies nicht gelingen. Erst dem Komponisten Knebelsberger selbst glückte es neun Jahre später, das Tiroler Freiheitslied auch in den deutschen Gauen wahrhaft populär zu machen.

Knebelsberger hatte aus jungen, stimmbegabten Mädchen seines Heimatlandes eine Sängertruppe gebildet, mit der er 1854 zum ersten Male Deutschland bereiste. Die Zillertaler Sängergesellschaft machte glänzende Geschäfte. Ihre volkstümlichen Lieder, die unter Zitherbegleitung vorgetragen wurden, waren etwas völlig Neues. Knebelsberger selbst, der über einen gutgeschulten Baß verfügte, trug nun regelmäßig auch das Hoferlied vor und erntete damit stets stürmischen Beifall. Als guter Geschäftsmann ließ er in den Pausen von den Sängerinnen das Lied mit seiner Komposition unter dem Publikum verkaufen.

Bei seiner zweiten Reise im Jahre 1855 richtete er es

dann so ein, daß sein Weg ihn auch nach Oldenburg führte, wo der seit 1848 völlig gelähmte, aber geistig noch frische Dichter und Hofrat Julius Mosen lebte. Als dieser eines Morgens im Juni auf der Veranda seiner Wohnung saß, stellte sich Knebelsberger ohne jede vorherige Anmeldung ganz überraschend mit seiner Truppe im Vorgarten auf und brachte dem kranken Poeten ein Ständchen dar, das er mit dem Andreas-Hofer-Gange eröffnete.

Mosen, von dieser Aufmerksamkeit bis zu Tränen gerührt, nahm Knebelsberger sofort als Gast in sein Haus auf, und zwischen beiden Männern entwickelte sich eine herzliche Freundschaft und später ein ständiger Briefwechsel, dem erst der am 10. Oktober 1867 erfolgte Tod Mosens ein Ende bereitete.

Knebelsberger selbst brachte es bis zu dem biblischen Alter von zweiundachtzig Jahren. Von seinen übrigen Kompositionen hat auch nicht eine die Volkstümlichkeit des Hofersanges erlangt. W. K.

Interessantes aus dem Betrugslexikon. — Das „Betrugslexikon“, ein Buch, das vor zweihundert Jahren trotz seines verhältnismäßig hohen Preises zwei Auflagen erlebte, enthält in dreihundert Artikeln alle Betrugsmöglichkeiten, die damals bei Mann und Weib überhaupt aufzuzählen waren. Ob ethischer oder kriminalistischer Art, sein wackerer Verfasser waltete seines Amtes mit hohem sittlichen Ernst. Dabei ist das, was er sagt, durchaus nicht veraltet, was folgende Stichproben beweisen mögen.

So betrügen Bräute: „Wenn sie einen oder den andern lange bey der Nase herumziehen und immer vertrösten, daß sie solche heyrathen wollen, bald aber, da sie ein besser Glück vor sich sehen, selbige wiederum abandonieren; wenn sie sich jünger und reicher, als sie in der That sind, gegen ihre Freyer ausgeben.“

Ein Bräutigam betrügt: „Wenn er zu einer Zeit die Ehe unterschiedlichen Personen verspricht. Wenn er sich vor sehr reich ausgeben, und auch eine Zeitlang mit erborgtem Geld einen großen Staat von sich machen wird, nur damit er diejenige Person, so er gerne zur Ehe hätte, desto eher ge-

winnen möge. Wenn er alte und schon betagte Weiber nur ums Gelds willen zu heyrathen suchte, und gleichwohl vorgibt, daß er bey ihnen mehr auf ihre Tugenden als auf die Thaler sehe."

Ehemänner betrügen: „Wenn sie ihre Weiber beschwatzen, daß sie wo hingehen müsten, unterdessen aber sich in ein Wirths-Haus setzen, und auf einmal verthun und verspielen, was sie die gantze Woche über verdient haben."

Eheweiber betrügen: „Wenn sie den Männern den Geld-Beutel heimlich visitieren, und das Geld davon entweder verschlecken, oder an Hoffart hängen. Wenn sie ihren Männern die Erbsen in den Topf zählen, und solche schmale Bissen und ungeschmeltzte Suppen geben, sich selbst aber heimlicher Weise etwas zu gute thun. Wenn sie ihren Männern den Haus-Schlüssel verstecken. Wenn sie ihre Männer bey ankommenden guten Freunden, so ihnen eine Visite geben, verleugnen, aus Furcht, es möchten etwa ein paar Maaß Bier, Wein oder Toback aufgehen."

Junge Mädchen betrügen: „Wenn sie vor wohlgewachsen angesehen seyn wollen, deßwegen verschiedene dazu dienliche Sachen unter den Kleidern tragen. Wenn sie die rothen oder braunen Haare auf dem Kopf und Augenbraunen schwartz färben. Wenn sie falsche Haare tragen. Wenn sie sich ungeheuer grosse Absätze an beyden Schuhen machen lassen, damit sie vor grösser, als sie sind, angesehen werden mögen."

Brautwerber betrügen: „Wenn sie diejenige Person, so sie für einen andern zur Ehe ersuchen sollen, für sich selbsten wegschnappen, und also jenem das Nachsehen lassen. Wenn sie dieselbe Person, welche sie einer andern zufreyen, und, wie gewöhnlich bey der Werbung, so weit es billig, recommendiren sollen, freventlich, oder wegen empfangener Geschencke der Nebenbuhler, desrecommendiren und ihm anstatt des Jaworts einen Korb auf den verliebten Buckel hängen."

Der gute alte koburgische Hofrat Höhn, der Verfasser des interessanten Buches, hat natürlich nur für seine Zeit geschrieben. Aber trotzdem ist er, wie man sieht, heute noch modern und zeitgemäß. W. F.

Goldwasser. — Ein Likör, in dem Goldblättchen umherschwimmen, das weitverbreitete „Danziger Goldwasser", erinnert uns ebenso wie die vergoldeten Pillen der Apotheker an eine Zeit, in der man den Edelmetallen ungewöhnliche Heilwirkungen zusprach. Indien ist die Wiege dieser Anschauung. Dort glaubte man, daß den Edelmetallen besondere Kräfte innewohnen. Getränke, die man aus goldenen und silbernen Bechern trank, sollten eine ungewöhnliche Heilkraft erlangen. Neugeborenen sollte Honig als erstes Nahrungsmittel gereicht werden, aber dazu sollte man goldene oder silberne Löffel verwenden. Zum ersten Bade des Kindes durfte nur Wasser genommen werden, in dem eine Zeitlang Gold- oder Silberstücke gelegen hatten.

Diese indischen Anschauungen verbreitete im Westen der arabische Arzt Avicenna, der zu Anfang des elften Jahrhunderts wirkte, und in seine Fußtapfen trat später Arnoldus Villanovanus, den man den „Faust" des dreizehnten Jahrhunderts genannt hat. Er gab den Rat, Speisen heilkräftig zu machen, indem man auf diese Goldstaub streute. Gute Wirkung versprach er sich auch vom Fleisch des Geflügels, das mit vergoldeten Pillen und Körnern gefüttert wurde.

Arnoldus war auch der erste, der das Goldwasser, Aqua auri, herstellte. Er verwendete dazu einen Aufguß von Alkohol mit allerlei Gewürzen, wie Rosmarin, Zimt, Zibeben, Nelken, Macis, Süßholz, Granatsaft, Rosenwasser und Zucker, und um die Wirkung zu erhöhen, setzte er der Flüssigkeit noch Flittergold hinzu. Dieses „Goldwasser" ist höchst wahrscheinlich der älteste aus Branntwein bereitete Likör.

Die Verwendung goldhaltiger Speisen und Getränke wurde auch in späteren Jahrhunderten von den Alchimisten empfohlen, die eine besondere Mixtur, das schon von Villanovanus beschriebene Aurum potabile, herstellten. Dieses „trinkbare Gold" galt als Universalmedizin und Lebenselixier.

Die fortgeschrittene Medizin weiß von der Heilkraft des Goldes nur wenig zu berichten; im Volke begegnet man aber noch hin und wieder der alten Anschauung. Sonst gilt Gold als Heilmittel für andere, nicht körperliche Leiden, nach der

Art von Ferdinand Cortez, dem Eroberer von Mexiko, der seine Habgier schön umschrieb, indem er Kaiser Montezuma sagen ließ, er leide an einer Herzkrankheit, gegen die nur Gold helfen könne. v. F.

Die Fürstin Liubitza. — Die Gemahlin des ehemaligen Fürsten Milosch von Serbien hatte sich schon in dem Kriege ihres Vaterlandes gegen die Türken durch große Geistesgegenwart und durch wahren Heldenmut ausgezeichnet und nicht selten sogar neben ihrem Gatten in der Schlacht gekämpft. Als das Land endlich ruhig war und die Tage des Friedens folgten, bemerkte sie, daß der Fürst einer Theaterdame mehr Aufmerksamkeit widmete, als nötig war. Liubitza wurde von der bittersten Eifersucht gequält, obwohl sie scheinbar alles ruhig und geduldig ertrug. An einem Tage aber, als sich der Fürst und die Fürstin mit ihren Söhnen und den ersten Beamten, alle zu Pferde, zu der jährlichen Volksversammlung begaben, wo auf einem öffentlichen Platz die Angelegenheiten des Landes verhandelt wurden, hatte sich unter den Zug auch jene Dame gemischt. Nach und nach entfernte diese sich von dem Gefolge, ritt an die Seite der beiden Prinzen und zeigte sich endlich ganz in derselben Front mit der Familie des Fürsten.

„Zurück!“ rief die Fürstin Liubitza ihr zu, und ihre großen schwarzen Augen funkelten vor Leidenschaft.

Die Angeredete gehorchte nicht.

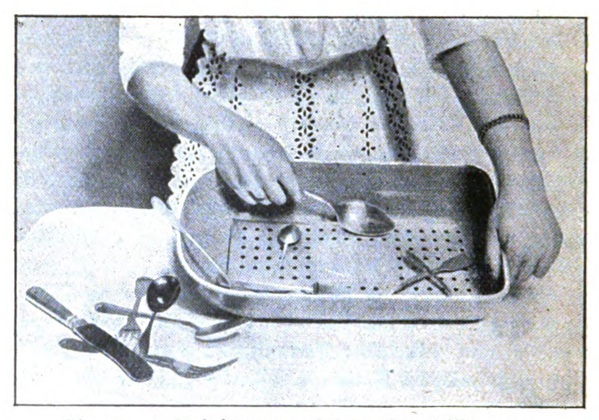
Da setzte die Fürstin ihr Pferd in Galopp, ritt im Halbkreise um ihre Söhne herum, zog eine Pistole aus der Satteltasche, schoß ihrer Nebenbuhlerin vor der ganzen Versammlung eine Kugel durch den Kopf und kehrte wieder an die Seite ihres Gemahls zurück, indem sie ruhig zu demselben sagte: „Ich habe die Beleidigung gerächt, die öffentlich deiner Gemahlin angetan worden ist.“

Alle Anwesenden fürchteten bei dem heftigen Charakter des Fürsten Milosch etwas Schreckliches, aber er beherrschte sich vollkommen und blieb so ruhig, als ob nichts geschehen wäre. C. T.

Ein neues Reinigungsverfahren für Silberzeug. — Für eine gründliche und keimfreie Reinigung von silbernen, ver-

silberten, goldenen und vergoldeten Gebrauchsgegenständen aller Art haben wir in der „Plaque-Kohlerplatte“ ein neues Mittel, das infolge seiner Einfachheit und sparsamen Handhabung alles bisher Dagewesene übertrifft.

Die besonders vorbereitete Platte, die bei täglichem Gebrauch über ein Jahr hält, wird in einen Kübel aus Holz oder Papiermaché, Glas oder Porzellan gelegt. Metallgefäße sind zu vermeiden, da dieselben die Wirkung der Platte aufheben.



Ein neues Reinigungsverfahren für Silberzeug.

Das Gefäß wird mit einer heißen Sodalösung — auf jedes Liter Wasser rechnet man ungefähr dreißig Gramm Soda — gefüllt. Die von Fett und Speiseresten befreiten Geschirre legt man nun in das entstandene Bad, wobei genau darauf zu achten ist, daß jeder Teil der zu reinigenden Gegenstände mit der Platte in Berührung kommt. Der Reinigungsprozeß dauert wenige Sekunden und vollzieht sich ganz von selbst. Die Gegenstände spült man dann in reinem, warmem Wasser ab und trocknet sie gut ab. Stücke, die vorher beschlagen oder mit Oxyd behaftet waren, erscheinen nach dem Bade in reinem Silber- oder Goldglanz.

Das Verfahren hat den unbedingten Vorzug, daß das

Metall im Gegensatz zu anderen Putzmitteln nicht angegriffen wird. Rückstände von Kreide, Fett, Säure usw. sind hier ausgeschlossen. Außer dem Gebrauchsgeschirr können auch Prunkstücke und Schmucksachen im Bade gereinigt werden.

Das neue Verfahren dürfte das billigste Reinigungsmittel sein, ferner spart man viel Zeit und Mühe, und auch vom hygienischen Standpunkt aus ist es allen anderen Methoden vorzuziehen. Die Platte ist stets gebrauchsfertig und auf ihre Verwendung und Unschädlichkeit durch verschiedene Laboratorien und Untersuchungsämter geprüft. Die Platten werden in fünf verschiedenen Größen hergestellt. Zu beziehen sind sie von P. Raddatz, Berlin, Leipziger Straße 123. Der Preis derselben ist gering, so daß sie in keinem Haushalt fehlen sollten. H. H.

Strafe der Feigheit. — Wie unnachsichtlich man ehemals Feigheit vor dem Feinde bestrafte, dafür gibt uns das Schicksal des kaiserlich Madlonischen Regiments im Dreißigjährigen Kriege ein fürchterliches Beispiel. Als nämlich im Jahre 1642 der schwedische General Torstenson auf Leipzig rückte, und die Kaiserlichen unter Führung des Erzherzogs Leopold und des Generals Piccolomini ihm unter den Toren der Stadt eine Schlacht lieferten, wurde das Madlonische Regiment plötzlich von einer Panik ergriffen und floh.

Das Strafgericht folgte alsbald. Nachdem sich das Regiment wieder gesammelt hatte, wurde es von sechs anderen Regimentern umringt, angeklagt und auf offenem Felde Gericht darüber gehalten, nachdem die Soldaten zu Füßen des Generals Piccolomini ihre Gewehre hatten niederlegen müssen. Hierauf wurde das Urteil verkündet. Es lautete dahin, daß des Regiments Fahnen zerrissen und alle Hauptleute und Leutnante mit dem Schwert hingerichtet, von Fähnrichen, Unteroffizieren und Mannschaften aber jeder zehnte Mann ausgelost und gehenkt werden solle.

Das furchtbare Urteil wurde unnachsichtlich vollstreckt mit der einzigen, durch den Erzherzog Leopold bewilligten Milderung, daß an Stelle des Henkens die Todesstrafe durch Erschießen trat. Auch dem Obersten Georg Madlonius schlug



man, nachdem er lange im Gefängnis gesessen und vergeblich alle Mittel zur Begnadigung versucht hatte, den Kopf ab. Die Überlebenden des Regiments aber steckte man unter andere Truppenteile, so daß von dem Regiment, das sich so mit Schmach bedeckt hatte, nicht einmal der Name mehr übrig blieb. F. Z.

Ein unfehlbares System, das einen sicheren Gewinn am Spieltisch verbürgt, ist die Sehnsucht aller, die am grünen Tisch in Monako nicht nur die Aufregungen des Spiels, sondern auch Reichtum suchen. Es gibt solche Systeme zu Hunderten, und einzelne darunter sind tatsächlich auf mathematischen Wahrscheinlichkeitsberechnungen aufgebaut. Nur schade, daß der Zufall immer alle Wahrscheinlichkeitsberechnungen über den Haufen wirft.

Und doch gibt es ein System, das bei strenger Einhaltung zwar keine Reichtümer, wohl aber einen sicheren bescheidenen Gewinn verbürgt. Freilich kann es nur von Leuten angewendet werden, die sich während der Spielsaison dauernd in Monte Carlo niederlassen. Flüchtige Besucher können nach diesem System nicht spielen.

Der Spieler wählt eines der einfachen Spiele, also Rouge et noir oder Pair-unpair. Bei diesen ist die Wahrscheinlichkeit des Verlierens gerade so groß wie die des Gewinnens; Bank und Spieler sind also gleichwertige Gegner. Das ganze System besteht nun darin, stets nur die gleiche Summe zu setzen, sagen wir 100 Franken, und nach dem Verlust e i n e s Einsatzes sofort für den betreffenden Tag mit dem Spiele aufzuhören.

Es sind bei dieser Spielform drei Möglichkeiten gegeben: 1. Der Spieler setzt beim ersten Spiel seine 100 Franken zum Beispiel auf Rot. Es kommt Schwarz. Er hat verloren und hört für diesen Tag auf. 2. Das erste Spiel fällt günstig aus, so daß er für seinen Einsatz das Doppelte zurückerhält. Er darf nun nicht das Ganze stehen lassen, sondern er muß den Gewinn von 100 Franken abheben und nur mit 100 Franken weiterspielen. Schon beim zweiten Male verläßt ihn das launische Glück. Er verliert und hört für diesen Tag auf. Das

Ergebnis ist, daß er weder gewonnen noch verloren hat. 3. Es werden endlich auch Tage kommen, wo die Kugel mehrmals hintereinander für den Spieler günstig fällt. Sagen wir, er setzt auf Rot, und es kommt eine Serie von fünfmal Rot. Dann hat er in fünf Spielen bei seinem feststehenden Einsatz von 100 Franken 500 Franken gewonnen. Beim sechsten Spiel verliert er und hört auf. Das Ergebnis dieses Tages ist ein Gewinn von 400 Franken.

Man sieht ohne weiteres, daß durch diese Spielweise die Chancen des Spielers günstiger werden als die der Bank, da sein Verlust beschränkt ist und den einfachen Einsatz nicht übersteigen kann, sein Gewinn aber, wenigstens theoretisch, nicht beschränkt ist. Bei den einfachen Chancen von Rouge et noir muß so im Laufe von Wochen ein freilich nur kleiner Gewinn für den Spieler herauskommen.

Warum trotz alledem dieses so einfache System nicht angewendet wird? Erstens deshalb, weil es, wie gesagt, den Verzicht auf Reichtümer in sich schließt, und dann, weil es eine Charaktereigenschaft fordert, die die meisten Spieler nicht besitzen: eisernen Willen. Das weiß auch die Bankleitung, und deshalb fühlt sie sich durch diese Möglichkeit, ihre Chancen zu verschlechtern, nicht bedroht. A. S.

Ein Wahrtraum Lincolns. — Wenn man von des Präsidenten Abraham Lincolns Eigenschaften sprach, so rühmte man besonders an ihm seine tiefe, innige Liebe zu seiner Familie. Es soll selten einen Abend gegeben haben, an dem er nicht, müde und abgespannt von seinen aufreibenden Amtsgeschäften, Erholung bei Weib und Kind suchte.

Eines Abends fragte er seine Frau ziemlich unvermittelt, was sie von Träumen halte.

„Nichts,“ lautete die Antwort.

„Nun, es ist mir lieb, das von dir zu hören,“ meinte der Präsident, „denn ich hatte in der letzten Nacht einen eigentümlichen Traum, dessen Erfüllung wir uns alle nicht wünschen wollen.“

Nun bestürmte ihn sein kleiner Sohn, doch den Traum zu erzählen, und Lincoln berichtete nun: „Ich ging erst

spät zu Bett und schlief bald ein. Nun träumte ich, es umgebe mich tiefe Stille und ich höre fernes Weinen. Dann war's, als stände ich auf und ginge die Treppe hinab. Allüberall die gleiche Stille, aber immer deutlicher wurde das Weinen und Wehklagen. Ich kam an ein Zimmer und trat ein. Vor mir stand ein prachtvoller Katafalk, auf dem eine Leiche ruhte. Überall Wachen und eine Menge Volk. ‚Wer ist gestorben?' fragte ich einen Soldaten. ‚Der Präsident,' entgegnete dieser. ‚Er fiel durch Mörderhand.' Nun hörte ich solch lautes Wehklagen, daß ich erwachte. Ich konnte nicht wieder einschlafen und war in sehr gedrückter Stimmung."

Als er geendet, sahen ihn seine Frau und sein Söhnchen erschrocken an, und das Kind fragte zögernd: „Der Traum hat doch nichts zu bedeuten, Vater?"

Zuversichtlich erwiderte der Präsident: „Nein, wir wollen ihn zu vergessen suchen, es war ja nur ein Traum!"

Dennoch vermochte er sich von dem düsteren Eindruck nicht wieder loszumachen. Überall verfolgte ihn die ernste Todesszene, die er im Traum geschaut, und er hörte das Weinen und Jammern, wie er es im Traum gehört, wo er ging und stand.

Als er am 14. April 1865 von dem Schauspieler Booth in Washington erschossen wurde und man der Witwe die Trauerkunde brachte, war deren erstes Wort: „Sein Traum, sein Traum!" Man verstand die Bedeutung der Worte natürlich anfänglich nicht, später aber wurde dieser eigentümliche prophetische Traum des Präsidenten oft erzählt. A. Sch.

Ein Berliner Junge. — Der letzte Kurfürst von Hessen, Friedrich Wilhelm, pflegte nur bei günstiger Witterung den großen Paraden der Kasseler Garnison beizuwohnen, bei plötzlich eintretendem Regenwetter jedoch die Parade auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben oder, wenn dies nicht mehr angängig war, zu derselben nur seinen Adjutanten zu entsenden, der ihm dann über den Verlauf des militärischen Schauspiels genauen Bericht erstatten mußte.

Hieran mochte sich wohl ein hessischer Schriftsteller erinnert haben, der im Jahre 1882 in Berlin verweilte und sich dort

am Tage der großen Frühjahrsparade in die Belle-Alliance-Straße begeben hatte, um den greisen Kaiser Wilhelm I. zu sehen, der trotz seines hohen Alters regelmäßig zur Besichtigung dieser Parade zu erscheinen pflegte.

Da es in Strömen regnete und die Belle-Alliance-Straße mit Tausenden triefender Regenschirme angefüllt war, so machte der Kurhesse zu einem neben ihm stehenden Herrn die Bemerkung: „Bei solchem Wetter wird der Kaiser wohl schwerlich kommen!“

Da wandte ihm ein vor ihm stehender, etwa zehnjähriger Junge sein vom Ausdruck des Erstaunens und der Entrüstung erfülltes Antlitz zu, maß ihn mit verächtlichem Blick und sagte im reinsten Berliner Dialekt: „Da kennen Sie aber Willem schlecht!“

Und wirklich — mit dem Schlag elf Uhr kam der greise, fünfundachtzigjährige Monarch im offenen Zweispänner, in Mantel und Mütze, angefahren, begrüßt von dem aufrichtigen Jubelrufe einer vieltausendköpfigen Menge. R. v. B.

Kerners Gurkensalatkur. — Zu Justinus Kerner, dem Weinsberger Dichter und Arzt, kam einmal ein Hofmeister mit zwei jungen Prinzen, von denen der eine an Ruhr erkrankt war, und bat ihn, diesen in Behandlung zu nehmen. Kerner fand bald heraus, daß das junge Herrchen am Tag zuvor zuviel Kuchen und andere Süßigkeiten genossen hatte, und richtete danach seine Kur ein.

„Ißt du auch gern Gurkensalat?“ fragte er.

„Ja, aber —“

„Kein Aber! Iß nur tapfer darauf los, er ist dir gesund.“

Da der Kleine etwas Fieber und also großen Durst hatte, schmeckte ihm der frische Gurkensalat außerordentlich. Abends bekam er zur Abwechslung warmen Gurkensalat, und auch der behagte ihm vorzüglich.

Als die Familie Kerner am nächsten Tage mittags bei Tisch saß, kam der Hofmeister und erkundigte sich nach dem Befinden seines Patienten. Er war hoch erfreut über die rasche Wiederherstellung und sehr erstaunt, als ihm Kerner auf seine Frage, was er für Behandlung und Auslagen an die

Apotheke schuldig sei, erwiderte, er habe keine Apotheke in Anspruch genommen.

„Ich habe ihn,“ erklärte er, „recht tüchtig Gurkensalat essen lassen, und jetzt ißt er, wie Sie sehen, zur Abwechslung Boragensalat.“

Der Hofmeister schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ich glaube,“ berichtete der Dichter später, „er war recht froh, als er seinen Zögling aus meinen ärztlichen Klauen wußte.“ E. A.

Herr im Hause. — Nach einer altindischen Sage wendete sich ein jungverheirateter Mann an seinen Vater um Rat, wer eigentlich Herr im Hause sei — der Mann oder die Frau. Der Vater lächelte und sagte: „Hier, mein Sohn, sind hundert Hühner und ein Pferdegespann. Lade die Hühner auf den Wagen, und wo immer ein Ehepaar wohnt, forsche nach, wer Herr im Hause sei. Ist's die Frau, lasse ein Huhn zurück, ist's der Mann, gib ihm eines deiner Pferde.“

Nachdem der junge Ehegatte bereits neunundneunzig Hühner verteilt hatte, kam er an ein einsam stehendes Farmhaus und stellte die übliche Frage, wer Herr im Hause sei. „Das bin selbstverständlich ich,“ erwiderte mit stolzem Selbstbewußtsein der Farmer.

„Kannst du das beweisen?“

Da rief der Farmer seine Frau, die denn auch eifrig bestätigte, was er behauptet.

„Wähle dir also eines meiner Pferde aus,“ sagte wohlzufrieden der Besucher.

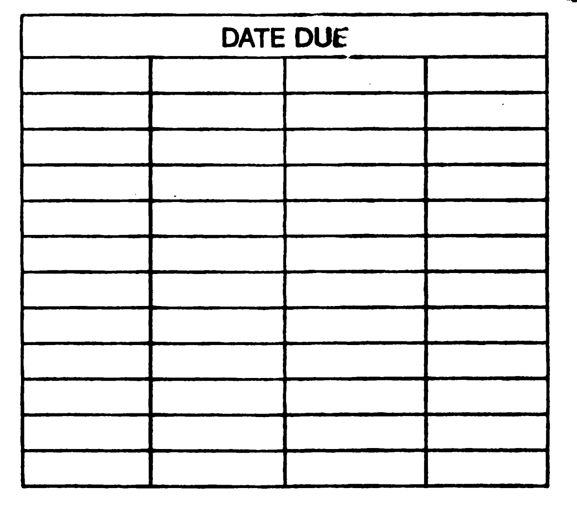
„Da möchte ich wohl den Braunen haben.“

„Nimm ihn nur.“

Aber da zog die Farmersfrau ihren Mann beiseite, und nach einer längeren Zwiesprache sagte dieser: „Ich denke, ich möchte doch lieber den Schimmel.“

„Nichts da — du bekommst das Huhn!“ sagte der Besucher und fuhr mit seinem leeren Wagen nach Hause. O. v. B.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.


DATE DUE

